

## Taraya und ihre Schwestern

Wie ein riesiges Vogelei, das zur Hälfte im Rasen steckt, erhob sich der glatte elfenbeinfarbene Steinbau über der Wiese. Sein Inneres hätte daher kaum erstaunlicher sein können. Fast einer Kathedrale gleich stahl die mächtige Halle wohl jedem Besucher bereits beim Eintritt seine Größe. Hier gab es keine Darstellungen von Göttern, Heiligen oder Helden, die einen die eigene Bedeutungslosigkeit hätten vor Augen führen können und doch brauchte es schon ein großes Selbstbewusstsein, um nicht zur Maus in einer Bärenhöhle zu schrumpfen.

Dreizehn kahle, graue Mauern aus grob geschlagenen Steinquadern verjüngten sich in schwindelnder Höhe zu einer Kuppel. Getrennt und zusammengehalten wurden die grauen Wände von ebenso vielen Steinbögen, die sich an der Decke um eine runde Öffnung vereinten. Dieses gewaltige kreisrunde Loch am Ende der Kuppel wurde weder von Glas noch Kunststoff verschlossen, denn solche Materialien waren in dieser Welt nicht bekannt, trotzdem konnte ausschließlich Licht hindurchdringen. Kein Regentropfen, keine Windböe noch andere Unbilden des Wetters konnten sich hinabstürzen in die Halle, denn ein magischer Schild ließ nur das Sonnenlicht, den Schein der zwei Monde und den Glanz der Sterne hindurch.

Nur in einer der Wände befand sich eine schmale Holztür, in den anderen zwölf Mauern je ein mannshoher, aber schmaler Spalt. Wie Schießscharten durchbrachen sie rundherum der Halle den dicken Stein und sich nach außen von Schulter- auf Kopfbreite verjüngend konnte kaum Licht durch sie hindurchdringen und auch Regen und Wind fanden selten einen Weg hinein. Auf

diese Weise verschlossen, herrschte im Inneren des monumentalen Baus ein eigenes, gleichbleibendes Klima von trockener fast gleichbleibender Kühle, das sich von den Jahreszeiten relativ unbeeindruckt zeigte.

An diesem sonnigen Tag vermochten die Lichtstrahlen, die durch die hohe Kuppelöffnung fielen, die Halle mit ausreichender Helligkeit zu füllen und die harten Linien des Steines mit diffuser Berührung verwischen.

Die zwölf Frauen jedoch, die in der Hallenmitte um einen hölzernen u-förmigen Tisch saßen, ließen sich nicht von dieser lichten, warmen Atmosphäre beeindrucken.

Taraya war aufgesprungen und hatte ihren grünen, matt glänzenden Umhang mit wütender Geste nach hinten geworfen: „Nicht nur, dass ich seit Jahren für euch die Lehrerin spiele, jetzt soll ich mich auch noch als Mutter versuchen? Warum ausgerechnet ich? Eine absurde Vorstellung, dass ich ein Kind großziehen soll.“ Ihre erregten Worte richteten sich an die drei Frauen, die ganz in Weiß gekleidet, am Bogen des Tisches saßen: „Jede von euch weiß, dass ich dazu nicht taue. Ich bin Jägerin, Kriegerin; ich verstehe nichts von Kindern.“ Ihre grünen Augen leuchteten und eine ihrer dunklen Locken hatte sich aus dem lederen Haarband gelöst und war ihr ins Gesicht gefallen.

Die linke der drei weiß gekleideten Frauen, mit Namen Pirotaya, bemühte sich mit einem verständnisvolles Lächeln und leise gesprochenen Worten, die aufgebrachte Schwester zu besänftigen: „Tara, beruhige dich. Es ist Cratagayas Wille. Die Zeichen waren eindeutig. Du darfst davon ausgehen, dass auch wir darüber mehr als verwundert waren. Aber es hat sich noch immer ein Sinn hinter den Zeichen Cratagayas ergeben.“

Jawonnya, auf der rechten Seite merkte aufmunternd an: "Be-

greife es doch als ein neues Abenteuer, auf das du dich einlässt. Du solltest akzeptieren, was du nicht ändern kannst. Es wäre klüger, du würdest das Gute in Cratagayas Zeichen erkennen.“

Widerwillig ließ sich Tara wieder auf den schweren Holzstuhl zurückfallen. Ihr Gesicht aber war weiterhin angespannt, die Augen glühten, die Arme hielt sie trotzig vor der Brust verschränkt. Mit höhnischem Tonfall antwortete sie: „Cratagayas Wille oder Magos?“ Sie starrte jetzt herausfordernd zu der mittleren und ältesten der drei Ratsschwestern: „Es könnte nicht sein, dass du da was falsch gedeutet hast?“ Sie setzte noch nach: "Oder womöglich falsch deuten wolltest?“

Magoya schwieg und schüttelte den Kopf, als säße ein Kind vor ihr, dass in einem Wutanfall unerlaubte Schimpfworte benutzte, aber dem man die Unhöflichkeit verzieh, weil es noch nicht gelernt hatte sich zu benehmen.

Tara hielt nicht länger an ihrem impertinenten Verdacht fest, war aber noch weit davon entfernt, ihre neue Aufgabe anzunehmen: „Also hören wir nur noch auf die Zeichen? Bloß nicht selbst denken, auf keinen Fall eine eigene Entscheidung treffen...“, und höhnisch endete sie: „Sagen euch die Zeichen auch, wann ihr aufs Klo gehen sollt?“

Sie hatte die schicksalhafte Absolutheit der Zeichen schon häufig angezweifelt, aber noch nie so beleidigend und ehrfurchtslos. Den Frauen verschlug es die Sprache, nur Taras dunkelhäutige Sitznachbarin Indaya, die Jüngste der Schwestern und ebenfalls mit dem grünen Umhang der Kriegerinnen bekleidet, brach in lautes Gelächter aus. Sie schlug Tara freundschaftlich auf die Schulter: „Gib es auf Schwesterherz. Gegen die drei Eulen hast du ja doch keine Chance.“

Tara stützte die Hände auf die Tischplatte, als wollte sie sich

wieder aus dem Stuhl drücken, blieb aber mit vorgebeugtem Oberkörper und intensiv grün strahlenden Augen sitzen. „Nein, natürlich nicht. Und schon gar nicht gegen eine Übermutter, die seit tausenden Jahren nicht mehr existiert. Ihre Zeichen konnten nur leider nicht verhindern, dass wir unsere Heimat verlassen mussten und hier zwischen einem Haufen primitiver Avessanas festhängen, die uns für eine verrückte, gefährliche Hexenbrut halten. Wo versteckt sich da der Sinn? Ich kann ihn nicht finden. Sind Cratagayas Zeichen also wirklich soviel wert, dass wir unseren Verstand nicht mehr benutzen? Erst bestimmt sie mich zur Kriegerin, dann zur Lehrerin und jetzt soll ich dieses Kind aufziehen? Was kommt als Nächstes? Soll ich magische Topflappen häkeln oder meinem Campon das Tanzen beibringen?“

Das laute Lachen ihrer Nachbarin hallte zwischen den steinernen Mauern wieder. Auch einige der anderen Frauen schmunzelten bei der Vorstellung, die Taras Worte bei ihnen hervorrief.

Die drei Ratsschwwestern am Bogen des Tisches jedoch waren keineswegs erheitert, pikiert betrachteten sie ihre Schwestern, bevor die Mittlere sich langsam erhob. Ihre Augen, die so grau waren wie die steinernen Wände, strahlten jetzt, wie Taras zuvor. Das war ein deutlicher Hinweis auf höchste innere Erregung was man bei ihr selten sah. Ihr strenger Blick streifte die immer noch prustende Inda, die augenblicklich verstummte.

Dann fixierte sie Tara, die dem zornigen Blick jedoch Stand hielt und nicht minder wütend schien. Mago sprach langsam und ruhig, doch ihre Stimme vibrierte vor angestrenzter Beherrschung: „Tara, du wirst tun, was Cratagayas Begehrt ist. Du wirst gehorchen! Und du wirst deine Aufgabe so gut vollbringen, wie du es nur vermagst.“ Ihre innere Erregung war auch für sie selbst ungewohnt. Immerhin war sie schon über vierhundert Jahre alt,

da sollte man meinen, dass einen nicht mehr so schnell etwas aus der Fassung bringen konnte. Unangenehm berührt über ihre eigene Verärgerung, nahm sie wieder Platz und atmete durch. Versöhnlich, so schien es, setzte sie dann hinzu: „Tara, sei gewiss, alle Schwestern werden dich bei deiner Aufgabe unterstützen. Auch wir sind uns deiner Herausforderung durchaus bewusst.“

Wortlos sprang Tara auf, wobei sie ihren Stuhl umwarf, der krachend auf den Steinboden aufschlug. Mit starkem, wütendem Schritt, der von den Wänden hallte, verließ sie die Halle ohne ein weiteres Wort.

In angespanntem Schweigen betrachteten die verbliebenen Schwestern Mago, die sich sichtlich bemühte, ihr inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Nur eine sehr jung aussehende, blondgelockte Frau, die Tara gegenüber gesessen war, eilte ihr hinterher.

Langsam verlöschte der leuchtende Glanz in den Augen der Ältesten und sie erhob noch ein Mal die Stimme, jetzt in gewohnter Gelassenheit: „Cratagaya leitet unsere Schwesternschaft seit Jahrtausenden und ich werde nicht dulden, dass eine von uns ihre Macht und ihr Wohlwollen in Frage stellt. Keine von uns sollte und darf an ihrer Weisheit zweifeln.“ Sie setzte milde lächelnd hinzu: „Taras aufbrausendes Gemüt ist uns wohl bekannt; es ist wie der Sturm im Tal der Winde, so rasch wie er kommt, wird er sich wieder legen. Letztendlich wird sie sich fügen. Und trotz ihres hochmütigen, törichten Benehmens sollten wir alle uns bemühen Tara zu unterstützen. Irgendwann werden wir wieder heimkehren. Womöglich hat Cratagaya unsere Kriegerin zur Ziehmutter des Kindes erwählt, damit auch diese eine Kriegerin wird. Womöglich ist die Zeit der Weisheit, Heilung und Güte vorbei und es beginnt eine Zeit der Härte und des Kampfs.“

Tara hatte mit weiten Schritten den sandigen Platz vor der Halle überquert und war zwischen der kleinen Herde Campons, die friedlich auf einer Wiese graste, hindurch gelaufen. Ihr Reittier stand wie immer ein wenig abseits und spitzte die großen Ohren, als es seine Reiterin rufen hörte: „Lagta!“ Der kurze, breite Rücken war mit dichtem, schwarzem Fell bedeckt, das um einiges länger war, als am restlichen braun behaarten Körper. Von den anderen Campons unbeachtet, hatte es sich gelangweilt und nun hob es den kräftigen Hals und prustete Tara zur Begrüßung entgegen, wobei es zermalmt Gras aus seinem schmalen, langen Maul sprengte. Irritiert über den grünen Sprühregen legte das Campon den Kopf schräg und wiederholte das Prusten. Belustigt über den neuerlichen Pflanzenschauer, den es auf diese Weise verursachte, stampfte es mit den kräftigen Beinen mehrmals auf der Stelle.

Tara war mittlerweile dicht genug herangekommen, um einige der Grasreste auf Hose und Stiefeln wiederzufinden. „Lagta, hör auf mit dem Quatsch!“, schimpfte sie.

Das Tier spitzte erneut die Ohren, hatte den verärgerten Tonfall ihrer Reiterin durchaus richtig eingeschätzt und schluckte die restliche grüne Masse gehorsam hinunter.

Tara schwang sich auf den Rücken des Tieres, als sie aus den Augenwinkeln bemerkte, wie die anderen Campons unruhig auseinander stapften.

Die blondgelockte Schwester, die ihr gefolgt war, versuchte sich eilig einen Weg durch die nervösen Tiere zu bahnen. Die Campons schnaubten beunruhigt, denn das hellblaue Gewand, das die Frau mit dem langen weizenblonden Haar trug, wehte und flatterte und irritierte die Tiere. Coraya hatte ihr Ziel jedoch

fest im Blick. „Tara“ rufend und ihr Kleid mit beiden Händen ein wenig raffend, um nicht zu straucheln, kam sie auf die Schwester zugelaufen.

Coraya war eine zierliche, kleine Person und hätte sich hinter Taras hohem, breitem Rücken verstecken können, doch ihr positives, recht energisches Wesen machte ihre geringe Größe leicht wett. Zudem war sie Taras Lieblingsschwester, was auch der einzige Grund dafür war, dass die Kriegerin ihr Campon noch nicht antrieb, sondern wartete.

Nun stand Cora endlich an Lagtas Schulter gelehnt und atmete schwer. Das Campon hatte seinen Kopf zu ihr gedreht und seine dicke, rosa Zunge aus seinem Maul geschoben, um damit in den blonden Locken zu spielen. Etwas angewidert bemühte sich Cora, das Maul des Tieres wegzuschieben. „Tara, ruf es zur Raison!“, bat sie.

Tara zog das Campon ein wenig am Ohr, um es zur Ordnung zu rufen. Dann schaute sie auf ihre Schwester hinunter. „Was willst du?“

„Tara, soll ich mitkommen, um das Mädchen zu holen?“

Tara antwortete müde: „Nein! Was sollte das nützen?“

„Stell dir das nicht so leicht vor. In der Regel finden es die Eltern nicht sehr amüsant, wenn man ihnen das Kind wegnimmt.“

„Meine Mutter konnte es kaum erwarten, dass sich die Tür hinter mir schloss.“

Cora kannte natürlich die Lebensgeschichte der Schwester, obwohl die Heilerin erst nach ihr zu den Oberhexen gekommen war: „Ich weiß, deine Mutter war eine lieblose Frau, aber das ist wohl eher die Ausnahme als die Regel.“

„Ich mache mir wenig Sorgen um das Holen des Kindes. Die Eltern werden sich fügen müssen.“ Sie blickte in den Himmel, als

stünde dort ihr Schicksal geschrieben und fügte an: "Ich befürchte aber, das ist wohl nichts im Vergleich zu dem, was mich hinterher erwartet."

Cora legte eine Hand auf Taras Bein. „Ich helfe dir. Wenn du Rat brauchst, dich überfordert fühlst, ich bin immer da. Du kannst immer zu mir kommen. Für die Zirkelhexen konnte ich dir doch auch ein paar nützliche Tipps geben; das hat doch gut funktioniert.“

„Cora, bitte! Ich bin nicht blöd. Ich kenne den Unterschied zwischen erwachsenen Hexen und einem siebenjährigen Mädchen. Außerdem ist das was anderes, es ist viel mehr: ich soll mit dem Kind *leben*.“

Cora sah ein, dass ihre Worte Taras Groll nicht mindern konnten. „Ich komme dich besuchen, wenn das Kind da ist. Wann wirst du wieder zurück sein?“

„Keine Ahnung!“

„Na schön, ich werde es schon mitkriegen.“

Tara nickte ein Mal mit dem Kopf. Es war nicht ersichtlich, ob sie sich für das Angebot ihrer Schwester bedanken, nur zustimmen oder sich verabschieden wollte. Sie klatschte Lagta mit der flachen Hand auf den Nacken und das Campon setzte sich in Bewegung.

Unnötiger Weise trieb sie das Tier an, den Hügel hinunter ins Tal, durch den blauen Wald, über die Holzbrücke, die Wiesenlandschaft und hinauf zum kleinen Wasserfall, an dessen oberen Bachlauf ihr Haus stand. Sie kam schnell daheim an, zu schnell, um ihrer Rage Zeit genug zu geben, sich hätte legen zu können.

Als sie die Haustür aufstieß, krachte folglich deren schweres Holz mit Getöse gegen die Wand. Tississi stand an der Feuerstelle mit einem in ihren langen, dünnen Händen riesig wirkendem

Holzlöffel. Ihre weißen Augen schauten die Freundin fragend an, nur die schwarze Pupille ließ die Blickrichtung ihrer Augen erkennen.

Tississi war eine Boga, das Urvolk dieser Welt, in der die Avessanas, gleichwohl den Oberhexen nur Gäste waren. Obwohl sie ausgewachsen war, reichte die Boga Tara nur bis zur Brust. Diese zarten Geschöpfe waren zudem ausgesprochen schmal und feingliedrig und ihr feines Haar glänzte, als wäre es aus gefärbten Metallfäden. Tississis Haare schimmerten in Taubenblau und reichten ihr bis zu den Knien. Boga trugen niemals Schuhe und kleideten sich äußerst spärlich mit dünnen Tüchern. Viele waren der Meinung, dass sie nackt herumlaufen würden, wenn sie nicht die Fremden in ihre Welt gelassen hätten, die die Angewohnheit hatten, nur vollständig bekleidet aus dem Haus zu gehen. Auch Tara glaubte, dass die Boga sich nur an ihre Mitbewohner angepasst hatten. Tississi hatte ihr auf ihre Nachfragen jedoch nie eine eindeutige Antwort gegeben.

Tara ignorierte die stille Frage in Tississis Blick und knallte die Tür wieder zu, dass erneut die ganze Hütte zu beben schien.

Die Boga schüttelte mit bedenklicher Miene den Kopf und rührte dann weiter in dem Topf, aus dem ein leicht bitterer Duft aufstieg. Die Art des Rührens war für Nichtkenner der Boga allerdings kurios. Statt nur den Löffel im Topf zu bewegen, hielt sie ihn fest neben sich und umrundete dann mehrmals blitzschnell die Feuerstelle.

Schließlich verharrte sie und schaute wieder zu Tara hinauf, die gerade ihren Umhang löste. Wie jede Boga bewegte sie sich nicht nur schnell, sondern auch ihre Worte rauschten wie ein Wasserfall aus ihrem Mund: „Tara, was ist denn nun? Wann kommt die neue Schwester, heute noch? Noch heute?“

Tara legte den Umhang ab und warf ihn mit finsterem Blick aber wortlos über einen Stuhl.

„Zu wem kommt das Kind? Bestimmt zu Cora, zu Cora, nicht wahr?“

Tara schüttelte langsam den Kopf: „Nein. Das Mädchen kommt zu uns. Ich konnte es nicht verhindern.“

Tississi schwieg einen Moment, dann begann sie herumzuhüpfen, als würde sie einen wilden Tanz aufführen. „Zu uns, wie schön. Wie schön, zu uns.“

Tara ließ sich auf einen Stuhl fallen. Die brodelnde Wut aus der Halle hatte sich zu einem schweren, dicken Klumpen verwandelt. „Schön? Ich kann nichts Schönes daran finden, dass sie mir jetzt auch noch dieses Kind aufs Auge drücken. Ich werde mich die nächsten Jahre um dieses kleine, plärrende Mädchen kümmern müssen, statt herumzureisen und das Böse zu vernichten, wie es meine Bestimmung ist. Außerdem weiß ich nicht, wie man Kinder erzieht. Das Kind wäre bei Cora oder Jawonn“, sie unterbrach sich selbst mit einem Schnaufen, „oder fast jeder anderen Schwester besser aufgehoben.“

Tississi strahlte: „Warum? Warum denn? Ich werde kochen und waschen und auf sie acht geben. Immer acht geben.“

Tara reagierte nicht und Tississi fuhr rasant wie stets fort: „Und du musst lehren. Alle Regeln lehren. Und ihre Kräfte. Und wie sie böse Schurken abmurkst. Alle abmurkst!“ Sie lachte fröhlich ihr hohes Boga-Lachen, das fast nur aus Is bestand.

Tara warf ihr einen genervten Seitenblick zu: „Pass nur auf, dass ich dich nicht mal abmurkse.“

Tississi lachte wieder: „Du bist langsam. Viel zu langsam.“ Ihr letztes Wort war noch nicht verklungen, als sie schon neben Tara am Tisch saß. Ihre langen, schmalen Finger strichen wie Fe-

dern über den Arm ihrer Freundin. „Arme Tara. Warum bist du wütend? Mädchen ist Schwester. Deine neue Schwester. Warum schlimm, wenn sie bei uns? Ist was Neues. Was Neues.“

„Du sollst das nicht tun!“ Tara entzog ihren Arm Tississis tröstenden Streicheleinheiten. „Du weißt, ich kann das nicht leiden. Du streichelst wie Spinnenweben.“

Die Boga tippelte auf der Stelle und machte keineswegs einen beleidigten Eindruck.

„Dass *du* dich freust, kann ich mir denken. Dann hast du endlich jemanden, den du bemuttern kannst. Aber für mich heißt das: neun Jahre hier herumhängen. Kaum noch Reisen in andere Welten, keine Kämpfe, nur tödliche Langeweile.“ Mit deprimiertem Gesicht fügte sie noch leise hinzu: „Ich bin das nicht. Ich bin eine Kriegerin.“

Tississi schien die Lage zu überdenken, wohl das Einzige wofür Boga die gleiche Zeit benötigen, wie alle durchschnittlich intelligenten Geschöpfe. Die schwarzen Pupillen ihrer farblosen Augen ließen Tara dabei nicht los, bis sie schließlich das Ergebnis ihrer Gedankengänge preisgab: „Kannst es nicht ändern. Nicht ändern.“

Tara erhob sich schwer, als würde eine Last auf ihr liegen. Sie legte wieder den grünen Umhang um und seufzte. „Dann hole ich jetzt das Kind. Willst du mich begleiten?“

Tississi nickte eifrig: „Jetzt gleich? Gleich jetzt?“

Die Oberhexe nickte: „Bringen wir's hinter uns!“

## Die neue Schwester

Die rothhaarige Frau stand am Fenster und blickte hinaus auf die schwarze Gracht, in der sich das Mondlicht spiegelte. Auf einer kleinen Brücke standen im Licht einer Laterne ein paar junge Leute; sie unterhielten sich, tranken aus Flaschen, rauchten und lachten.

Die Frau schauderte, zitterte in unregelmäßigen Intervallen am ganzen Körper. Sie dachte an den Abend, als ihre kleine Tochter zur Welt gekommen war.

Schnell war es gegangen. Als hätte sie es nicht erwarten können, war das winzige Wesen nach einigen wenigen Wehen aus ihrem Leib herausgerutscht. Das Neugeborene war untersucht und gesäubert worden und dann hatte es ihr eine nette, junge Krankenschwester in den Arm gelegt. Sie hatte ihr strahlend gratuliert und leise und stolz hinzugefügt: „Mein Erstes!“

Sarah hatte das Lächeln erwidert: „Meins auch!“ Glücklicherweise hatte sie das kleine Geschöpf im Arm gehalten, nicht ahnend dass es für lange Zeit das letzte so unbeschattete Glücksgefühl sein würde.

Erschöpft und beseelt war sie schließlich eingeschlafen.

Bis sie geglaubt hatte aufgewacht zu sein, obwohl sie gleichzeitig wusste, dass sie noch schlief. Als hätte sie durch die geschlossenen Lider sehen können, hatte sie deutlich eine weißgekleidete, alte Frau erkennen können, die an ihrem Bett stand. Sarah war verwirrt gewesen, weil das Bild sich so klar und scharf dargestellt hatte, dass sie vermutet hatte wach zu sein, trotzdem war es ihr so unwahrscheinlich und beängstigend erschienen, dass sie sich eines Traums bewusst gewesen war.

Die grauen, bewegungslosen Augen der Alten hatten Sarah

Angst gemacht, obwohl nichts angedeutet hatte, dass etwas Böses von der Frau ausgehen könnte. Ihre Ahnung sollte sie nicht getäuscht haben, denn die Alte hatte zu ihr gesprochen und der ruhige, starke Klang ihrer Stimme, so wie jedes einzelne Wort sollte Sarah bis heute nicht vergessen können: „Du hast eine Oberhexe geboren. In sieben Jahren werden wir sie in den Kreis ihrer Schwestern holen und erst nach ihrem sechszehnten Geburtstag wirst du sie wiedersehen.“

Die restliche Nacht hatte sie kaum mehr ein Auge zugemacht. Sie hatte das erste Mal diesen schicksalhaften Schmerz gespürt, den nur ein unabänderliches, furchtbares Ereignis hervorrufen konnte. Wäre sie ein gewöhnlicher Mensch gewesen und hätte sie nicht diese hohe Sensibilität für alles Geschehene und alles Zukünftige, hätte sie den Traum und die Ängste mit dem Schlaf aus ihren Augen wischen können. Aber so brannte die Gewissheit in ihr, dass sie die nächtliche Vision ernstnehmen musste.

Erst hatte sie nicht begreifen können, was genau der Traum bedeutete. Sie hatte damals eine Freundin angerufen, gleich am nächsten Tag, noch vom Krankenhaus aus. Carol lebte in Schottland und war wie sie, anders als die anderen. Im Gegensatz zu Sarah hatte sie ihre Fähigkeiten allerdings akzeptiert und wendete sie auch an. Sie verstand etwas von diesem ganzen unnatürlichen Zeug, wie Sarah es insgeheim nannte.

Carol hatte ihr fröhlich gratuliert und sich nach Maßen und Gewicht des Babys erkundigt. Aber als die Antworten nicht wie erwartet von Stolz und Freude der Mutter kündeten, hatte sie schnell gemerkt, dass etwas nicht stimmte und nachgefragt. Still hatte sie sich Sarahs Wiederholung des Traumes angehört und dann noch einige Momente geschwiegen, bevor sie mit vor Aufregung zitternder Stimme reagiert hatte: „Ich werde dir Kopien

machen und sie dir schicken. Sarah, es könnte sein, dass du eine Oberhexe geboren hast. Vorläufig nur soviel: die Oberhexen tragen ein Mal. Es befindet sich am Nacken, am Haaransatz. Dein Kind ist nur dann eine Oberhexe, wenn es dieses Mal besitzt.“

Gleich nach dem Telefonat war sie an die Wiege zu ihrem Baby getreten um nachzusehen. Tatsächlich hatte sie einen dunklen Fleck am Hals ihres Kindes entdecken können. Sie hatte sich furchtbar erschrocken.

Vier Tage später waren die Unterlagen ihrer Freundin angekommen, Kopien von Seiten aus uralten Büchern. Damals hatte sie das erste Mal von den Oberhexen gelesen, und es hatte ihr große Angst eingejagt. Trotzdem oder gerade deswegen hatte sie dann über die Jahre versucht, alle Informationen zusammenzutragen, die sie hatte aufspüren können.

Jetzt, sieben Jahre nach dem prophetischen Traum, wusste Sarah fast alles über ihre Vorfahren. Doch konnte sie bei den Informationen, deren Quellen oft Hunderte von Jahren alt waren, nicht immer sicher sein, wie viel Wahrheit darin steckte und nur hoffen, dass ihre Vorbereitungen ausreichend sein mochten. Viel Hoffnung hatte sie nach dem ausführlichem Studium ihres kleinen Oberhexen-Archivs nicht. Heute Nacht, um 1,46 Uhr würde es sich herausstellen, heute exakt sieben Jahre nach der Geburt ihrer Tochter.

Und Sarah hatte schreckliche Angst. Sie wusste nicht, wie sie weiter leben sollte, wenn die Oberhexen ihr wirklich ihr einziges Kind wegnähmen. Der Kleinen hatte sie nichts erzählt, auch wenn das Mädchen manchmal zu spüren schien, welche Last ihre Mutter trug, und dass das Mal an ihrem Nacken eine Bedeutung besaß, die in den Augen der Mutter nichts Gutes verhieß.

Erst war es Sarahs Plan gewesen, ihre Kleine zu verstecken,

doch sie hatte mehrfach gelesen, dass die Oberhexen eine geistige Verbindung zu dem Kind hätten, das angeblich ihre Schwester war. Sie würden es stets finden, egal wo es sich versteckte. Da alle Berichte sich darin einig waren, ließ sie ihren Plan schnell fallen.

Aber trotz allem war sie vorbereitet. Sarah hatte alle Schutz- und Wehrzauber gesammelt, derer sie habhaft werden konnte, um dann die Stärksten und Vielversprechendsten herauszufiltern. Sie hatte Jahre benötigt um die Heilbronner Riebelsteine zu beschaffen oder die Ookswanzen zu finden. Und an diesem entscheidenden Tag, dem siebenten Geburtstag ihrer Tochter, hatte sie nun alles beisammen.

Freunde und Fremde hatten sie tatkräftig unterstützt. Doch jetzt stand sie alleine hier im dunklen Raum, der nur durch das blasse Mondlicht erhellt wurde, wenn die Wolken die dicke, weiße Kugel freigaben.

Ihr kleines Mädchen schlief im Nachbarzimmer. Wenn Saskia denn schlafen würde, denn schon seit einigen Tagen war sie oft unruhig gewesen. Sarah wusste nicht, ob ihre eigene angespannte Nervosität das Kind angesteckt hatte oder ob ihre Tochter das Furchtbare in sich selbst spürte. Jedenfalls hatte Sarah sie angewiesen, in ihrem Zimmer zu bleiben, egal ob sie aufwachen würde, Stimmen oder Geräusche hörte, sie sollte in ihrem Bettchen liegen bleiben. Sie hatte es der Kleinen eingeschärft, den ganzen Abend über und war ihren Nachfragen ausgewichen, hatte sich mit der Vorbereitung ihres Geburtstages herausgeredet oder sie einfach ignoriert.

Das Klingeln schrillte durch das Haus wie ein warnender Schrei und riss Sarah aus ihren Gedanken. Sie spürte, wie jeder Muskel in ihrem Körper sich anspannte und ein neuer Schauer

jagte über ihren Körper. Sie wusste, dass die Haustür auch abgeschlossen kein Hindernis für die Oberhexen darstellte. Eigentlich fand sie es erstaunlich, dass sie sich überhaupt mit so etwas profanen wie einer Türglocke anmeldeten.

Nur einige Sekunden später hörte sie Schritte auf der knarrenden Holzterasse. Sie hatte beide Zimmer mit Schutzzaubern ausgestattet, die Tür zu diesem Zimmer, die einzige zum Korridor, zusätzlich mit dem Schutz der Ookswanzen belegt, und sie trug eine Waffe bei sich, deren Berührung ihr eher unangenehm war, als dass sie sich geschützt gefühlt hätte. Sie fragte sich nicht mehr, ob die Zauber stark genug wären, sie flehte darum, ein letztes Mal.

Es klopfte laut an der Tür. Sarah wagte nicht zu atmen und presste ihren Rücken an die Wand. Plötzlich verließ sie aller Mut, sie war sich mit einem Mal sicher, dass die Zauber keinen wirksamen Schutz versprachen. Nur um einige Augenblicke später, da das Klopfen verhallt war und nichts weiter geschah, wieder Hoffnung zu schöpfen. Die Hoffnung, dass die Berichte von anderen Müttern, die vor langer Zeit schon das Gleiche erlebt hatten, nur deswegen so vernichtend chancenlos geklungen hatten, weil keine von ihnen ernsthaft versucht hatte, sich zur Wehr zu setzen.

Mit angehaltenem Atem konnte Sarah auch in der Dunkelheit des Raumes erkennen, wie die Türklinke sich nach unten bewegte. Ein leise, aber wütend ausgestoßener Laut ließ die Bewegung kurz stoppen und Sarah atmete gespannt ein, doch noch bevor sie wieder ausatmen konnte, wurde die Klinke ruckartig ganz heruntergedrückt und die Tür schwang weit auf.

In der Türöffnung stand eine Frau. Sarah konnte erkennen, dass sie groß und breitschultrig war, obwohl die dunkle, weite

Kleidung ihre Silhouette im düsteren Zimmer verschwimmen ließ. Doch ihr wutverzerrtes Gesicht war deutlich zu erkennen, denn ihre grünen Augen schienen zu glimmen und das grüne Licht erhellte ihre Gesichtszüge. Sarah hätte diesen Blick in dieses Gesicht nicht gebraucht, sie konnte den Ärger der Frau deutlich spüren.

Taras Hand brannte. Der Schmerz hatte sich im Bruchteil einer Sekunde bis zu ihrem Hals gezogen. 'Ookswanzen' schoss es ihr durch den Kopf. Die Viecher hatten sie in die Hand gebissen und sie musste sich beeilen die Tür zu öffnen, bevor das Brennen durch Taubheit abgelöst würde und sie den Arm nicht mehr benutzen könnte.

Ruckartig öffnete sie die Tür und streifte die Daumennagel großen Käfer dann mit der anderen Hand ab. Sie nahm sich die Zeit, die Tiere zu zertreten, bevor sie ihr an den Beinen wieder hinauf krabbeln konnten.

Eine Frau stand an der gegenüberliegenden Wand zwischen den Fenstern. Tara blickte sich kurz im Zimmer um und fixierte dann wieder die dunkle Gestalt. Sie schätzte sie vorläufig als harmlos ein, konnte auch sonst nur eine schwache magische Kraft ausmachen und keine akute Gefahr erkennen. Sie nahm sich also die Zeit, sich auf ihren mittlerweile gelähmten Arm zu konzentrieren. Ihre Selbstheilungskräfte kämpften gegen die Taubheit an, was zur Folge hatte, dass ihre Augen zu leuchten begannen. Eigentlich wollte sie die Frau nicht noch mehr erschrecken, aber es ließ sich nicht umgehen. Es kam ihr in den Sinn, dass es eventuell auch hilfreich sein könnte, wenn die Hexe sich von dem Lichteffekt ein wenig einschüchtern ließe. Möglicherweise hätte sie dann keinen Mut mehr, sich noch weiter ge-

gen das Schicksal zu wehren.

Taras Heilkräfte ließen das Gefühl in ihrem Arm wieder zurückkehren, allerdings auch das Brennen. Während dann auch der feurige Schmerz langsam verflog, betrachtete sie die Frau näher.

Der Mond, der gerade von einer Wolke freigegeben wurde, schickte etwas Licht durch die Fenster. Die rothaarige Frau erinnerte Tara an ein gejagtes und gestelltes Tier. Trotz der Dunkelheit konnte sie das Weiße in ihren Augen erkennen, aufgerissen vor Furcht. Gleichzeitig fühlte Tara die extreme Anspannung der Frau und dass diese nicht nur von Angst hervorgerufen wurde. Diese zornige Entschlossenheit machte der Oberhexe etwas Sorge. Sie dachte an die Ookswanzen und fragte sich, was diese kampfbereite Mutter sich wohl noch ausgedacht haben mochte.

Tara spürte den Wehrzauber, der den Raum wie einen Mantel umgab. Sie hatte ihn schon gespürt, als sie die Tür öffnen wollte. Sie hatte auch bemerkt, dass der einzige magisch freie Punkt die Türklinke gewesen war. Natürlich hatte sie geahnt, dass das kein Zufall sein konnte und die Klinke absichtlich von dem Zauber ausgenommen worden war. Tara hätte einfach durch die Wand gehen können, obwohl es schwierig geworden wäre im entmaterialisiertem Zustand den Wehrzauber zu überwinden. Doch der ausschlaggebende Grund, die schwierigere und wie sich herausgestellt hatte auch schmerzhaftere Variante des Eintretens zu wählen, war, dass sie auf ihren vielen Reisen in diese Welt einiges gelernt hatte, unter anderem, dass kaum etwas einen Menschen mehr schockieren konnte, als der Anblick einer Materialisierung. Also hatte sie darauf verzichtet.

Doch trotz der geöffneten Tür, versperrte die magische Energie, die erstaunlich stark war, ihr weiterhin den Weg. Es hätte sie viel Kraft gekostet den Wehrzauber zu überwinden, außerdem

hätte Tississi ihr nicht folgen können. Tara blieb vor der Türöffnung stehen und schaute sich aufmerksam im Zimmer um. Irgendwo musste sich die Quelle des Zaubers befinden. Die Augen ihres menschlichen Körpers waren jedoch nicht in der Lage die Dunkelheit am Boden des Raumes zu durchdringen. Das wenige Licht, das durch die Fenster fiel, ließ sie nur die Frau und die Umrisse der Möbel erkennen.

Sie würde also mit ihrem Geist nach der Quelle suchen müssen, was wiederum ein Leuchten ihrer Augen hervorrief.

Tara hatte die Steine schnell lokalisiert, die in regelmäßigen Abständen an den Wänden entlang auf dem Boden lagen. Sie überwand rasch die Schutzkraft, mit der sie aufgeladen worden waren, ließ sie über den Boden trudeln, bis sie auf einem Haufen in einer Zimmerecke lagen und machte sie somit unwirksam.

Sie betrat den Raum. „Guten Abend, ich bin Taraya.“

Sarah war noch immer geschockt. Sie konnte es kaum fassen, mit welcher Leichtigkeit diese Oberhexe ihre Zaubers zerstört hatte. Jetzt besaß sie nur noch eine letzte Chance. Doch noch kämpfte sie mit sich, ob sie den magischen Dolch wirklich einsetzen sollte.

Tara war mitten im Raum stehen geblieben und schaute Sarah abwartend an. Hinter ihr war ein kleines, dünnes Wesen eingetreten. Dessen langes Haar glitzerte selbst in der Dunkelheit, als würde es jeden noch so schwachen Strahl des Mondlichts anziehen, um ihn dann mit bläulichem Glanz zu reflektieren. Es blieb an Taras Seite stehen und sah sich neugierig um.

Wie sollte Sarah reagieren? Mit zwei Schritten könnte sie bei dieser Taraya sein und ihr den Dolch in den Leib rammen. Er war mit einem starken Zauber belegt, der selbst eine Oberhexe töten könnte. Jedenfalls hatten Freunde ihr das versichert. Einige je-

denfalls, andere hatten resolut behauptet, dass nichts eine Oberhexe ins Jenseits befördern könnte.

Aber durfte sie diese Frau töten? War sie fähig, einen Mord zu begehen? Nichts wäre mehr so wie zuvor. Und all ihr angeeignetes Wissen über diese Schwesternschaft hatten ihr bestätigt, dass diese Frauen ihre Kräfte für das Gute einsetzten. Sarah hatte Angst die Waffe zu benutzen. Überrascht stellte sie fest, dass diese Angst im Augenblick sogar noch größer war als die, ihr geliebtes Kind zu verlieren. Doch das konnte daran liegen, dass sie noch immer nicht wirklich glauben konnte, dass diese Frau ihr das Kind wahrhaftig rauben würde. Sie zwang sich zur Ruhe, zur Hoffnung.

Sarah nahm sich vor, erst einmal mit der Oberhexe zu reden. Jedes Mitgefühl, zu dem diese Oberhexe fähig wäre, wollte sie ausschöpfen. Vielleicht war es ja möglich, ihr begreiflich zu machen, dass ein Kind zu seiner Mutter gehört und nicht zu irgendwelchen Fremden. Das musste diese Frau doch verstehen.

Saraha Stimme zitterte: „Sie sind eine Oberhexe?“

Tara fühlte die Gefahr. Die Frau hatte noch ein Ass im Ärmel und sie musste auf der Hut sein. „Ja, ich bin eine Oberhexe. Und ich bin gekommen, um Ihre Tochter mitzunehmen.“

Sarah zwang sich noch ein Mal, nicht zu schreien oder zu weinen. Sie schluckte einen Kloß in ihrem Hals hinunter, bevor sie antwortete: „Wie stellen Sie sich das vor? Sie können doch eine Siebenjährige nicht von ihrer Mutter trennen. Sie braucht doch ihre Mutter.“

„Es tut mir leid, aber das ist ihre Bestimmung. Ihre Tochter braucht ihre Schwestern. Wir sind die Einzigen, die sie schützen können.“

„Schützen?“ Saraha Stimme klang schrill vor Hohn. „Sie wol-

len sie schützen? Vor was denn? Davor, wie ein normales Mädchen aufzuwachsen, zur Schule zu gehen, tanzen zu gehen, Spaß zu haben?“

Angestrengt atmete Tara aus. „Ihre Tochter ist nicht normal, also kann sie auch nicht wie ein normales Mädchen aufwachsen.“

Sarah spürte, wie ihre Beherrschtheit bröckelte. „Ich bin auch auf eine ganz gewöhnliche Schule gegangen, hatte ganz gewöhnliche Freunde...“

Tara unterbrach Sarah: „Sie sind ja auch eine ganz gewöhnliche Hexe. Aber Ihre Tochter ist eine Oberhexe. Schon in ihrem nächsten Lebensjahr wird sie Kräfte und Fähigkeiten entwickeln, mit denen Sie völlig überfordert wären. Jemand muss sich um sie kümmern, sie vorbereiten. Sie muss lernen, ihre Kräfte zu begreifen und zu beherrschen.“

„Aber deshalb müssen Sie sie doch nicht mitnehmen. Sie könnten doch regelmäßig herkommen und ihr dann alles beibringen, was sie wissen muss.“ Sarah fand diese Idee plötzlich großartig und fragte sich, warum sie nicht schon früher darauf gekommen war. „Dann wären wir alle zufrieden: Sie könnten sie ausbilden, Saskia würde alles lernen, was eine Oberhexe so braucht und sie könnte trotzdem hier bleiben. Bei mir, bei ihrer Mutter.“

Tara war gerührt von den standhaften und vehementen Versuchen dieser Hexe das Schicksal abzuwenden und sprach mit möglichst weicher Stimme: „Es wäre hier viel zu gefährlich für sie. Wenn sich ihre Kräfte erst richtig entfalten, wird das Böse es spüren. Ihre Tochter würde keine acht Jahre alt werden. Das können Sie nicht wollen, wenn Sie sie lieben.“

Sarah legte ihre Hand auf den Dolchgriff. Die kühle, silberne Waffe steckte in ihrem Hosenbund, der Griff drückte gegen ihr Rückgrat. Sie war sich jetzt sicher, dass es wirklich die einzige

Möglichkeit war, ihre Tochter zu behalten. Jedes weitere Wort war vergebens. Hatte sie allen Ernstes gedacht, sie wäre die erste Mutter, die versucht hatte zu argumentieren, Kompromisse zu finden? Sie hätte mit Engelszungen auf die Oberhexe einreden können; diese Frau war keine Mutter, nie hätte sie verstehen können, von was Sarah wirklich sprach.

Beschwichtigend und sachlich hatte diese Oberhexe geantwortet. Sarah wusste, dass die Oberhexen keine Kinder bekommen konnten und dass sie, genauso wie es jetzt auch ihrer Tochter geschehen sollte, schon früh den Müttern weggenommen worden waren. Wie hätte solch eine Frau das Wort „Mutterliebe“ mit Gefühlen verbinden können. Bei dem Gedanken, dass ihre Tochter einmal genauso kalt einer anderen Mutter das Kind rauben würde, drehte sie fast durch. Sie musste alles tun, damit aus ihrer Kleinen nicht eines Tages auch so ein gefühlloses Monster werden würde.

Die Verzweiflung brüllte in ihr wie die einer Löwenmutter, die ihr Kind schützend hinter sich wissend, aber gänzlich hoffnungslos in eine Gewehrmündung schaute. Sie verspürte keinerlei Angst mehr um sich selbst, und in ihr brüllte die Löwin: „Mein Kind! Mein Kind!“ Sarah sprang auf Tara zu, riss gleichzeitig den Dolch aus dem Hosenbund und rammte ihn nach vorne.

Tara hatte mit einem Angriff gerechnet. So fiel es ihr nicht schwer, den Dolch abzuwehren. Sie musste nicht einmal ihre Kräfte einsetzen, nur einen Schritt zur Seite gehen, um der Waffe auszuweichen und Sarahs Hand ergreifen, um das Gelenk mit einer schnellen Bewegung zu drehen. Der Dolch fiel begleitet von Sarahs Aufschrei auf den Boden.

Sarah hatte vor Schmerz und Wut geschrien. Sie ließ sich auf

den Boden fallen, um den Dolch erneut zu greifen, doch Tara hatte ihn schon mit dem Fuß unter ein Sofa geschubst.

Sarah kniete vor Tara auf dem Boden und weinte. Die roten Haare waren ihr ins Gesicht gefallen und sie flehte: „Lassen Sie mir mein Kind, bitte. Bitte!“

Tississi hatte sich hinter Tara versteckt und pikste ihr mit ihren langen, dünnen Fingern in den breiten Rücken. „Was?“ fragte Tara, ohne ihre Augen von Sarah zu lassen.

Tississi sprach leise, aber schnell wie stets: „Das Mädchen ist da! Das Mädchen.“

Tara blickte zur Tür, die in das angrenzende Zimmer führte. Tatsächlich stand dort ein Kind im Türspalt und drückte gerade auf einen Lichtschalter. Es wurde hell.

Die grasgrünen Augen des Mädchens blinzelten erst ins Lampenlicht, dann weiteten sie sich vor Entsetzen, als es die Mutter weinend auf dem Boden knien sah. „Mama?“ Die roten, krausen Haare standen von ihrem Kopf ab wie Flammen und zwischen den leicht geöffneten Lippen glänzten ihre Zähne wie Perlen.

Sarah schien die plötzliche Helligkeit nicht registriert zu haben, doch die Stimme ihrer Tochter ließ sie den Kopf heben. „Saskia, mein Schatz.“ Der zitternde Klang ihrer eigenen Stimme machte ihr bewusst, wie der Anblick Saskia erschrecken musste: die beiden Fremden und die verzweifelte Mutter am Boden kniend.

Während Sarah versuchte, ihr nass geweintes Gesicht mit den Ärmeln ihrer Bluse zu trocknen, kam Saskia auf sie zugelaufen. „Mama?“

Sarah drückte ihre kleine Tochter fest an sich, zog sie zur Wand und umschlang sie mit den Armen. Ein letztes Mal bemühte sie sich, Taraya mit flehenden Blicken umzustimmen. Sie

musste doch Verständnis haben, ihr müsste doch vor Mitleid das Herz brechen, wenn sie Mutter und Tochter so sah.

Der Oberhexe wurde es jetzt langsam zu viel. So schwierig hatte sie es sich nicht vorgestellt, die neue Schwester zu holen. „Wir müssen jetzt gehen!“

Sarah umschlang ihre Tochter noch fester.

„In neun Jahren werdet ihr euch ja wiedersehen. Nun lassen Sie Ihre Tochter endlich gehen.“

Sarah brüllte: „Nein!“ Und erneut liefen ihr Rinnsale aus Tränen über das Gesicht.

Tara presste angespannt die Lippen aufeinander und versuchte es ein letztes Mal im Guten: „Wie lange wollen Sie sie denn festhalten?“ Sie entschied sich, das Drama jetzt zu beenden und ging langsam auf die beiden zu. „Warum zwingen Sie mich, Ihr Kind mit Gewalt zu holen? Sie wissen doch, dass Sie keine Chance haben. Sie machen es uns allen nur unnötig schwer.“ Sie verharrte kurz, um Sarah nochmals eine Möglichkeit zu geben, es sich anders zu überlegen.

Doch Sarah dachte gar nicht daran, und Taras Augen begannen zu leuchten.

Sarah spürte, wie sie die Kontrolle verlor, erst über ihre Hände, dann über ihre Arme und Beine. In dem Moment, in dem ihr Oberkörper zu Boden fiel, sah sie noch, wie die Oberhexe das Kind von ihr fort zog, dann wurde sie bewusstlos.

Saskia lag Tara gegenüber auf der gepolsterten Bank und schlief endlich. In zwei Stunden würden sie am Bahnhof in Benneckenstein ankommen. Dann müsste sie das Mädchen noch zum nahen Tor in der Höhle bringen und einige Momente später wären sie daheim.

Bevor Tara mit dem Kind das Haus in Giefhoorn verlassen hatte, war Tississi von ihr nach Hause geschickt worden. Boga waren nicht in der Lage selbstständig ihren Körper aufzulösen, konnten deshalb ohne Hilfe einer Oberhexe nur durch die „Geheimen Tore“ die Welten wechseln. Sie hätte Tississi mitnehmen können zum Tor, zu dem sie jetzt mit dem Mädchen unterwegs war, aber ihre Erscheinung hätte selbst in der Nacht für Aufsehen gesorgt. Es war der einfachere Weg gewesen, sie vor Ort und Stelle zu entmaterialisieren und nach Hause zu schicken.

Tara vermisste Tississis munteres Geplapper. Es hätte sie abgelenkt von ihrem Trübsinn, hätte alles ein bisschen leichter gemacht. So war nur das gleichmäßige Rattern des Zuges und Saskias schnarchender Atem zu hören. Das Kind hatte geweint. Lautlos, denn Tara hatte ihr die Stimme genommen, um das Mädchen am Schreien zu hindern. Sie hatte es tun müssen, um unauffällig mit der Bahn von Holland nach Deutschland zu fahren und dort in einen anderen Zug umsteigen zu können, der sie jetzt in den Harz brachte.

Es fuhren nur wenige Reisende mit durch die letzten Stunden der Nacht und es war kein Problem gewesen ein leeres Abteil zu finden und es magisch zu sichern. Die Passagiere, die draußen im Gang nach Sitzplätzen suchend vorbeiliefen, bemerkten das fast leere Abteil nicht, sie blickten nicht einmal durch die Scheibe herein.

Saskia war mit tränennassem Gesicht eingeschlafen. Verängstigt und erschöpft hatte ihr Geist Zuflucht gesucht in den Tiefen des Schlafes. Ihr kleiner Körper lag zusammengerollt auf der Bank und ab und zu bebte er, wenn ein böser Traum ihn packte.

Tara blickte schlecht gelaunt aus dem Fenster auf die vorbeieilende Landschaft, die gerade erst aus der Nacht erwachte und

ganz allmählich, noch ein wenig verschlafen die scharfen Konturen des Tages annahm. Gerade zogen einige verschwommene Häuser an Taras Augen vorbei, als sie Saskias Blicke auf sich fühlte.

Langsam drehte sie den Kopf und erwiderte den Blick. „Wenn du willst, gebe ich dir deine Stimme zurück. Du musst mir aber versprechen nicht zu schreien.“

Saskia schien von dem Angebot gänzlich unbeeindruckt zu sein. Tara konnte weder Angst noch Neugierde in ihren Augen erkennen, nur Wut. „Na, du scheinst dich nicht mit mir unterhalten zu wollen, dann lassen wir es besser wie’s ist. Aber du kannst mir wohl zuhören.“

Bis auf ein Schniefen reagierte Saskia nicht. Tara zuckte gleichgültig mit den Schultern. „Ich vermute, deine Mutter hat dir nichts über dein Schicksal verraten. Also hast du allen Grund so sauer zu sein. Aber leichter macht es uns beiden das nicht.“ Fast vorwurfsvoll hatte ihr letzter Satz geklungen. Innerlich verfluchte Tara die Mutter der Kleinen. Hätte sie nicht all die Jahre geschwiegen, hätte das Mädchen gewusst, was auf sie zukommt. Sie hätte jetzt nicht diese Angst gehabt und wäre nicht so außer Fassung. Außerdem hätte Tara nicht zu langen Erklärungen ausholen müssen.

Saskia setzte sich auf und blickte sich in dem Abteil um.

Tara fuhr fort: „Ich bin eine Oberhexe. Vor einigen hundert Jahren lebten die Oberhexen in deiner Welt, dann mussten wir in eine andere Welt fliehen. Dort leben wir bis heute. Wir sind dreizehn Schwestern. Alle dreiunddreißig Jahre stirbt die Älteste von uns und gleichzeitig wird eine neue Schwester geboren. Und vor sieben Jahren warst du das!“ Tara betrachtete skeptisch Saskias grimmiges Gesicht und bezweifelte, dass die Kleine ihren Erklä-

rungen folgen konnte oder wollte. Sie verzichtete also auf Details und bemühte sich zu einem raschen Ende zu kommen. „Heute werde ich dich zu deinen Schwestern bringen. Und die nächsten Jahre wirst du bei uns bleiben und alles lernen, was du als Oberhexe wissen und können musst.“

Tara wollte noch etwas Tröstliches sagen, aber kam nicht mehr dazu. Saskia sprang auf und flitzte zur Tür des Abteils. Sie riss mit beiden Händen an dem Metallgriff. Doch die Tür ließ sich weder aufdrücken noch aufziehen. Schließlich trommelte sie mit den Fäusten gegen die Glasscheibe und trat mit den Füßen gegen die Tür.

Tara hob sie an den Achseln hoch und setzte die Tobende zurück auf die Bank. Doch Saskia wehrte sich mit allen Mitteln einer Siebenjährigen und Tara musste einen Hagelschlag von Hieben der kleinen, aber wütenden Fäuste und ein paar feste Tritte in den Unterleib und gegen die Beine einstecken.

Schließlich konnte Tara Saskias wilde Gliedmaße einfangen und sich vom Leib halten. Mit einer Hand hielt sie die Handgelenke zusammen, mit der anderen drückte sie ihre Füße nach unten. „Du meine Güte!“ schimpfte sie erstaunt, „Muss ich dich einschläfern, damit du Ruhe gibst?“

Die Antwort bekam sie von Saskias Zähnen, die sich fest in ihren Unterarm bohrten.

Die Bahnhofsuhr zeigte zehn vor acht. Hinter dem einfahrenden Zug erstreckte sich der bergige Wald. Auf der anderen Seite führte eine tiefer liegende Straße in das Städtchen hinein, dessen weiße Häuser im Tal lagen zwischen den bewaldeten Hängen, wie Eier in einem gewaltigen Nest.

Als Tara aus dem Zug stieg, blickte sie ein Mal den Bahnhof

hinauf und hinunter. Nur ein oder zwei Sekunden nahm sie sich die Zeit zum Umsehen und doch hatte sie das zerknüllte Papier neben der Mülltonne ebenso bemerkt, wie die Elster unter einer Bank, die hektisch mit einem großen Krümel kämpfte, aufgeregt tanzend zwischen ihrer Gier und ihrem Fluchtinstinkt. Der Bahnsteig war voller Menschen und jeden einzelnen hätte Tara bis auf die Farbe der Schnürsenkel beschreiben können.

Manche blickten irritiert auf die große Frau mit dem matt glänzenden, grünen Umhang, die den Bahnsteig entlang eilte. Sie fragten sich wohl, warum sie solch ein großes Kind auf den Armen trug und wie das Mädchen mit den zersausten roten Haaren so friedlich schlafen konnte, bei all der lärmenden Betriebsamkeit des Bahnhofs.

Tara beeilte sich, durch das kleine Bahnhofsgebäude zu gelangen und die Gleise dann ein paar Meter weiter an einem Bahnübergang zu überqueren. Sie blieb auf dem gepflasterten Bürgersteig, der schon bald am Waldrand vorbeiführte.

Dann bog sie auf einen breiten Weg ein, fort von der Straße in den Wald hinein. Reifenspuren zeugten davon, dass dies kein reiner Fußweg war. Vermutlich fuhren Waldarbeiter und Förster auf diesem Weg zu ihrem Arbeitsplatz. Steil ging es hinauf, doch Tara behielt ihr eiliges Tempo bei, das Kind nach wie vor auf den Armen vor ihrer Brust tragend. Sie war schon eine gute halbe Stunde dem Weg gefolgt, als sie auf einen schmalen Trampelpfad abbog, der zwischen den Bäumen hindurch noch tiefer in den Wald führte.

Wenig später verließ sie auch diesen Pfad. Äste knackten unter ihren Füßen, sie trat auf Gräser und Farne, die jede kleinste Lücke im Kronenhimmel der Bäume zum Leben nutzten. Ihre Augen tasteten die Umgebung nach Beobachtern ab, aber so tief

im Wald war es einsam. Mit sicherem Schritt näherte sie sich ihrem Ziel. Sie folgte ihrem inneren Kompass, dessen Nadel sich stets auf die nächste magische Quelle einpendelte. In diesem Fall war es das Geheime Tor, das sich in einer Höhle befand, die nicht mehr weit sein konnte.

Die Bäume standen bald so eng, dass Tara nicht mehr hätte darauf achten müssen, ob sie von unliebsamen Zuschauern beobachtet werden konnte. Kein Wanderer und auch kein Förster hätte zu der Felswand vordringen können, die zwanzig Meter vor ihr gut drei Meter aufragte. Das Unterholz wurde hier so dicht, dass ein Mensch eine Machete hätten benutzen müssen. Doch eine Berührung Taras Schulter oder ihrer Hüfte mit dem Dickicht enthederte augenblicklich das dichte Gewirr aus Ästen und Zweigen der Sträucher. Sie wichen zurück wie höfliche Gastgeber, die ihrem Reisenden einen bequemen Weg bahnen wollten. Gänge taten sich auf in der grünen Wand, durch die Tara, noch immer das Kind auf den Armen, passieren konnte, ohne auch nur einem einzigen Zweiglein ausweichen zu müssen.

Bald stand sie direkt vor dem Felsen. Sie verharrte, blickte sich um, tastete vorsichtshalber noch ein Mal mit ihrem Geist die Umgebung ab, um ganz sicher zu gehen, dass auch kein noch so unwahrscheinlicher Beobachter in der Nähe wäre. Erst als sie sicher wusste, dass kein anderes Augenpaar außer das eines Eichhörnchens auf sie gerichtet war, konzentrierte sie sich auf den moosbewachsenen Felsen. Das Leuchten ihrer Augen wurde noch intensiver.

In der Wand entstand ein hoher Spalt, der sich verbreiterte, bis sie bequem hindurch treten konnte bis in die Mitte des steinernen Raumes. Als die Öffnung sich hinter ihr wieder verschlossen hatte, stand sie in absoluter Finsternis. Sie lenkte nun ihre ganze

Aufmerksamkeit auf das Geheime Tor. Hier reichten keine bloßen Gedanken. Das Tor in die anderen Welten war gut verschlossen. So mussten ihr zusätzlich magische Sprüche als Schlüssel dienen. Langsam und deutlich sprach sie die Worte.

Tatsächlich lösten die Felsen, die sie umgaben, sich langsam auf, bis nichts mehr von ihnen übrig war. Tara und das Kind befanden sich kurzzeitig in einem weißen Nichts.

Dann formten sich dunkle Konturen aus der Helle heraus. Wieder waren es Felswände, die sie umgaben, jedoch fiel dieses Mal Licht durch einen Vorhang aus Wasser. Diese Höhle im Wasserfall war eines der zwei Tore in der Bogawelt.

Tara trat durch den Vorhang aus Wasser. Sie beugte sich dabei über das schlafende Kind, um es vor der kalten Nässe zu schützen, watete dann durch den kleinen See bis zum Ufer und legte Saskia dort ins Gras.

„Ach du meine Güte, ist das ein zierliches Mädchen.“ Coras Stimme hatte erstaunt geklungen.

Tara hatte die Schwester bei ihrer Ankunft zwar nicht gesehen, doch überraschte es sie nicht, dass sie plötzlich aufgetaucht war. Sie schaute nicht auf, als sie antwortete: „Wenn du sie vom Bahnhof bis zum Tor hättest tragen müssen, wärst du anderer Meinung.“

Cora ließ sich von Taras Einwurf nicht irritieren. Sie kniete sich neben Saskia und lächelte liebevoll. „Und die Haare... wie ein Zalji-Küken. Sie sieht auch genauso zerbrechlich aus. Wie süß!“

Tara erinnerte sich an das letzte Zalji, das ihr begegnet war. Der kleine Vogel mit dem roten Gefieder war beim Trinken in den Bach vor ihrem Haus gefallen. Da Zaljis weder schwimmen noch fliegen konnten, hatte es Glück gehabt, sich auf einen Stein

retten zu können, bevor das Wasser ein Stück weiter an die acht Meter tief in den See fiel. Den Sturz in den Wasserfall hätte es schwerlich überlebt. Der Bach war an der Stelle, an der das Zalji plusternd auf dem Stein gesessen war, nur knietief, aber sicherlich vier Meter breit und Tara war durch das Wasser gewatet, um das Tier ans Ufer zu bringen.

Ein Zalji besaß an den Flügelenden Hände ähnlich einer Fledermaus. Damit konnte es hoch in die Bäume klettern. Hinunter vermochte es dann zu flattern, was für ein Federtier recht unbeholfen aussah, aber es in der Regel sicher auf den Boden brachte. Doch ein Zalji hatte nicht nur Hände, sondern an deren Fingern auch scharfe Krallen und es besaß zwar keine Zähne, aber eine Art Nussknacker im Schnabel, mit denen es Fruchtschalen und Insektenpanzer knacken konnte. Diese Waffen hatte es dann auch gegen Tara eingesetzt, als sie das Tier vorsichtig hoch gehoben hatte, um ihm nicht versehentlich einen der zarten Knochen zu brechen. Die Krallen hatten sich sofort tief in ihre Hand gebohrt und die Zangen im weit aufgerissenen Schnabel ohne große Mühe einen Fingerknochen gebrochen.

Tara war gerannt, schnellstmöglich zurück zum Ufer, denn obwohl sie in der Lage war, kleine Wunden in sekundenschnelle zu heilen, spürte sie den Schmerz doch wie jedes andere Lebewesen. Sie hatte das Zalji so schnell wie möglich absetzen wollen, aber es hatte sich fest in die rettende Hand verbissen. So musste sie Schnabel und Krallen erst mühselig aus dem blutverschmierten Fleisch entfernen. Als sie das verängstigte Tier endlich von ihrer Hand gepflückt hatte, war es im Zickzack davon geflitzt und unter ein paar Sträuchern verschwunden. Tara hatte wütend den Kopf geschüttelt und dem Zalji hinterhergerufen: „Bitte, gern geschehen! Das nächste Mal kommst du in die Pfanne.“

Tara befand den Vergleich der wehrhaften Saskia mit dem Zalji nach dieser Erinnerung als außerordentlich treffend. Sie nickte ihrer Schwester grinsend zu. „Du hast Recht, sie muss mit den kleinen Mistviechern seelenverwandt sein.“

Cora forderte: „Na, nun weck sie schon auf!“

Tara zögerte. „Ich weiß nicht... vielleicht ist es besser, wenn ich sie erst ins Haus bringe.“

„Ach was! Es ist bestimmt angenehmer für die Kleine, wenn sie ihre neue Heimat hier am See und im Sonnenschein kennen lernt und nicht in deiner dunklen Hütte.“

„Wenn du meinst.“ Taras Augen blitzten auf und Saskia blinzelte in den blauen Himmel. Als das Mädchen die Oberhexen neben sich hocken sah, verwandelte sich ihr verwirrter Ausdruck schnell zu der trotzig wütenden Miene, die Tara nun schon ausreichend kannte.

Cora versuchte es mit einem zärtlichen Lächeln. „Hallo Kleine, willkommen in der Bogawelt bei deinen Schwestern.“

Tara erhob sich und blickte ungeduldig auf das Mädchen hinab. „Willst du den ganzen Tag da rumliegen?“

Saskia setzte sich auf.

Tara streckte ihr die Hand hin, um ihr beim Aufstehen zu helfen, aber Saskia ignorierte das Angebot und drückte sich alleine hoch. Kaum stand das Kind, blickte sie sich kurz um und rannte unvermittelt los. Sie lief, so schnell ihre kurzen Beine es zuließen, am Ufer des Sees entlang in Richtung des Waldes.

Doch sie hatte das Ende des Sees noch nicht erreicht, als ihre Beine plötzlich nachgaben. Sie knickten unter ihr ein, als würden sie nicht zu ihr gehören. Saskia schlug der Länge nach ins Gras. Hilflos lag sie da, während sie hörte, wie die beiden Frauen sich näherten.

„Tara, du bist unmöglich! Mal ganz davon abgesehen, dass du so ungeschützt deine Kräfte benutzt hast, kannst du das Mädchen doch nicht so hinfallen lassen.“

„Es war deine Idee, sie hier draußen aufzuwecken. Sollte ich sie lieber in den Wald laufen lassen?“ Tara hob Saskia hoch und warf sie sich über die Schulter. „Schluss mit dem Quatsch. Wir gehen jetzt zu mir rein und klären erst mal die Spielregeln!“

Saskia

Wochenlang hatten Tara und Saskia nun schon damit zugebracht, sich gegenseitig zu demonstrieren, wie wenig Sympathie sie für einander empfanden. Saskia hatte jede Gelegenheit genutzt auszubüxen und nach einem Weg zurück zu ihrer Mutter zu suchen. Tara war viele Stunden damit beschäftigt gewesen, hinter Saskia herzujagen, um sie dann wieder zurückzuschaffen, dreckig und mit kleineren oder größeren Blessuren, aber stets ungebrochenem Willen nach Hause zu gelangen. Dafür hatte die Oberhexe mehr als ein Mal ihre Kräfte eingesetzt, was sich noch rächen sollte.

Tara hatte mittlerweile aufgehört, ihrer kleinen Schwester Strafpredigten zu halten oder ihr zu erläutern, wie aussichtslos ihre Suche nach der Mutter und sinnlos ihr rebellisches Verhalten wäre, denn sie hatte im besten Fall zornige Blicke und im schlechtesten Fall Schläge und Tritte geerntet. Inzwischen spürte sie die Entlaufene nur noch auf, sorgte mit Hilfe ihrer magischen Kraft für ihre Bewegungsunfähigkeit, pflückte sie dann vom Baum, zog sie aus einem Erdloch oder einer Felsspalte, wunderte sich ein ums andere Mal, dass Saskia ihre Ausflüge stets so glimpflich überstand und trug sie dann auf ihren oder Lagtas Schultern wieder zur Hütte am Bach.

Saskia hatte seit ihrer Ankunft kein Wort gesprochen und Tara hatte jegliche Ansprachen wegen offensichtlicher Sinnlosigkeit auf das Allernötigste reduziert. Nur Tississi schien noch Hoffnung zu haben, sie hatte mit bisher erfolglosen Liebesmühen fast alle ihrer Leibgerichte durchgekocht, aber gab nicht auf. Gerne hätte sie Saskia das Heimweh erleichtert, doch ohne Erfolg. Zwar glaubte sie, dem Mädchen hin und wieder einen freundlichen

Blick entlocken zu können, aber dabei blieb es auch. Selbst Cora hatte es langsam eingestellt gute Ratschläge zu geben, die sich dann grundsätzlich als wenig hilfreich herausgestellt hatten. Sie war von allen Schwestern diejenige, der in Erziehungsfragen die größte Kompetenz zugesprochen wurde, doch auch sie wusste nichts anderes mehr zu sagen, als: „Die Kleine braucht halt Zeit. Sie wird sich schon an uns gewöhnen.“

Man hätte meinen können, die Stimmung in Taras Hütte wäre am Tiefpunkt angekommen, als die Oberhexe zu allem Überfluss auch noch zum Rat zitiert wurde. Mago schickte ihr eine gedankliche Nachricht, dass sie sich sofort in der Halle einzufinden hätte.

Das hatte nicht nach einer Einladung zu einer Feier geklungen und ärgerlich verließ Tara das Haus, um auf Lagta zur Halle zu reiten, nicht ohne Tississi zuvor zu ermahnen: „Gib bloß gut auf die Kleine acht.“ Auf dem Weg durch den blauen Wald dachte sie daran, wie sie Saskia am zweiten Tag ihren Schwestern vorgestellt hatte. Das Mädchen hatte schrill geschrien, Mago in die Hand gebissen, Inda gegen das Schienbein getreten und war dann kreischend davon gelaufen. Plötzlich war keine Rede mehr von schwesterlicher Hilfe gewesen, die sie ihr so großmütig angeboten hatten, bevor sie mit der kratzbürstigen Saskia Bekanntschaft gemacht hatten. Bis auf Cora hatte sich keine ihrer Schwestern blicken lassen. Sollte Mago sich jetzt beklagen wollen, dass sie ihre Aufgabe nicht ausreichend erfülle, würde sie sich das nicht gefallen lassen...

Als Lagta aus dem blauen Wald heraus trabte, konnte Tara auf der Wiese vor der Halle noch andere Campons erkennen. Sie war davon ausgegangen, dass Mago und die zwei anderen Ratschwestern sie alleine sprechen wollten, um sich über Saskias

störrisches Verhalten zu beschweren. Nun wunderte sie sich ein wenig, die Reittiere all ihrer Schwestern zu sehen.

Sie stoppte Lagta einige Meter von den anderen Campons entfernt und sprang von dem breiten Rücken. Von den grünen Hügeln her kam eine Schwester auf die Wiese geritten. Tara wartete auf sie. Sie würde sich bei ihr erkundigen, ob sie mehr wüsste.

Podriyas Campon hielt direkt vor Tara und schnaubte ihr zur Begrüßung ins Gesicht.

„Hallo Podri, das sieht ja nach einer Versammlung aus. Davon hat Mago mir gar nichts mitgeteilt. Wusstet du das?“

Podri ließ ihren dicken Bauch angestrengt an der Seite ihres Campons herab gleiten und strich sich die grauen Haare aus der Stirn. „Ja, natürlich. Du kommst wohl mal wieder aus dem Mustopf.“ Podri hatte eine Schwäche für Redewendungen und Metapher der Menschen. „Allerdings weiß ich auch nicht viel mehr, nur das wir alle erscheinen sollen.“

Tara wunderte sich. „Wieso hat Mago mir das nicht auch mitgeteilt? Da steckt doch was dahinter. Ich habe das ziemlich blöde Bauchgefühl, dass es Ärger gibt.“

Podri grinste: „Dann wird es wohl zutreffen, du müsstest dieses Gefühl ja schon kennen wie einen guten Freund.“

„Da hast du Recht. Ich wollte mich nur vergewissern, ob du dieses Gefühl auch verspürst, wo du doch soviel Platz für Bauchgefühle hast.“

Podri strich liebevoll über ihren runden Bauch: „Mein Bauchgefühl beschränkt sich in der Regel auf Hunger. Essen hält eben Leib und Seele zusammen.“ Sie hakte sich bei Tara ein. „Lass uns herausfinden, was die Eulen von uns wollen, damit wir hier wieder wegkommen. Ich habe nämlich einen Kuchen im Ofen.“

Tara orakelte erneut: "Es liegt Ärger in der Luft."

Die beiden schritten über das weiche Gras zur Tür. Tara öffnete und ließ Podri als älterer den Vortritt.

Wie zu jeder Versammlung saßen die Schwestern auf ihren Stammplätzen am u-förmigen Tisch. Aber dieses Mal hatte sich das vertraute Bild im Detail geändert: vor der Öffnung des Us standen zwei Boga, die im vom Staub flirrenden Lichtschein der geöffneten Tür wie Geistergestalten wirkten.

Podri warf Tara einen Seitenblick zu und raunte: „Wenn man vom Teufel spricht...“,

Tara schloss die Tür und beide beeilten sich zu ihrem jeweiligen Platz zu kommen.

Natürlich war auch Tara beim Anblick der Boga klar, dass ihre Ahnung sie nicht getäuscht hatte; Ärger lag in der Luft.

Die Boga lebten in anderen Regionen und betraten nur selten den Teil ihrer Welt, den sie den Oberhexen und Avessanas überlassen hatten; üblicherweise nur, wenn die Avessanas sich allzu heftig über die Hexennachbarinnen beschwerten. Da die ängstlichen Klagen der Avessanas seit jeher meistens den magischen Kräften ihrer Mitbewohner gegolten hatten, war von den Boga letztlich ein Gesetz verhängt worden, um endlich Ruhe zu haben. Danach war es den Oberhexen nur noch gestattet, ihre Kräfte in den vier Wänden ihrer Häuser oder Höhlen anzuwenden. Und abgesehen von kleinen Ausnahmen, die von den Boga toleriert wurden, solange sie von den Avessanas unbemerkt blieben, hielten sich die Schwestern an die Regel.

Tara ahnte, dass sie der Grund für die Anwesenheit der Boga sein könnte. Zu oft hatte sie diesen wichtigen Erlass in der letzten Zeit gebrochen. Sie nutzte den kurzen Weg zu ihrem Platz, um Sichtkontakt zu Mago aufzunehmen. Telepathische Zwiesprache zu halten wäre ungeschickt. Die Boga waren in der Lage Magie

zu spüren und hätten auf die Unhöflichkeit sicher ärgerlich reagiert. Aber Tara verstand den Blick der Ratsältesten auch ohne Erläuterung: Ruhig verhalten!

Tara nahm Platz, blickte die Boga an und nickte zur Begrüßung. Diese erwiderten und konzentrierten sich dann wieder auf Mago.

Die Boga mit den Haaren wie Goldfäden kannte Tara von einer Sitzung mit den Avessanas. Der schmale Mund schien noch ein wenig feiner als sonst und die schwarze Pupille in den weißen Augen weitete und verengte sich ununterbrochen. Alles wies darauf hin, dass Ripitti wütend war. Und das rasende Tempo ihrer Rede verstärkte diesen Eindruck noch. „Als würde man mit tauben Haspels reden. Mit Haspels! Die Regel war doch eindeutig: keine Magie!“ Sie trippelte ein paar Schritte vor und zurück. „Keine Magie! Ein Gesetz! Nur in euren Häusern.“ Wieder trippelte sie auf der Stelle. „In euren Häusern macht was ihr wollt! Die Avessanas haben sich schon wieder beschwert. Wieder beschwert! Gibt es denn nie Ruhe zwischen euch?“ Sie fuchtelte mit ausgestreckten Armen in Richtung der Schwestern, die sie mit höflicher Aufmerksamkeit betrachteten. „Ihr nehmt uns nicht ernst. Nicht ernst! Die Avessanas haben eine von euch beim Hexen gesehen. Beim Hexen! Mehrfach!“ Ripitti machte eine kurze Pause und flitzte um den gesamten Tisch. Jede Schwester wusste, über wen sich die Avessanas beschwert hatten, aber keine richtete den Blick auf Tara. Mit geduldiger Miene warteten sie, dass Ripitti wieder ihren Platz einnähme und mit ihren Vorwürfen fortführe. „Wir haben eure kleinen Zaubereien toleriert. Toleriert! Das ist jetzt vorbei! Vorbei.“ Noch einmal unterbrach sie sich selbst und tänzelte einen Moment auf der Stelle. „Keine Hexerei im Freien mehr. Gar nicht mehr. Überhaupt keine. Nie

mehr!“ Abschließend rannte Ripitti noch eine Runde um das gesamte U, bevor sie stehen blieb, ihren kurzen Körper so gut es ging streckte und auf Magos Antwort wartete.

Mago erhob sich. „Meine geschätzte Ripitti, natürlich bringen wir eurem Ärger das größte Verständnis entgegen. Sei versichert, dass auch ich dieses Fehlverhalten nicht akzeptieren werde. Die Schuldige wird mit Konsequenzen zu rechnen haben. Jedoch möchte ich dich auch um Nachsicht bitten. Wie dir bekannt sein müsste, haben wir unsere neue Schwester zu uns geholt. Sie ist noch ein kleines Kind und muss erst lernen, sich an die Regeln zu halten. Leider hat sie sich noch nicht an diese Welt gewöhnt und reißt immer wieder aus, um nach ihrer Welt und ihrer Mutter zu suchen. Die Kleine besitzt aber noch nicht die Heilkräfte einer Oberhexe und auch nicht die Fähigkeit, ihren Geist vom Körper zu trennen. Sie ist auf unseren Schutz angewiesen, wenn sie in Gefahr gerät.“ Die Schwestern, die ihrer Ratsschwester aufmerksam zugehört hatten, nickten zustimmend. „Nun ja, und von Zeit zu Zeit ist zu diesem Zweck ein wenig Magie kaum vermeidbar.“

Boga liebten Kinder und nicht nur ihre eigenen. Sie waren mit einem starken Mutterinstinkt ausgestattet. Mago wusste das und hoffte auf Milde. Ripitti war tatsächlich durch die Erklärung und die höflich gewählten Worte gnädiger gestimmt, doch trotzdem nicht gewillt, schon klein beizugeben. „Du musst verstehen. Verstehen! Uns ist es egal. Die Avessanas haben Angst. Schrecklich ängstlich, die Avessanas.“ Wieder trippelte die Boga auf der Stelle. „Wir haben versprochen, für ihre Sicherheit zu sorgen. Für Sicherheit!“

Mago nickte. „Ich weiß, ich weiß. Seid gewiss, wir werden unsere Kräfte in Zukunft nicht mehr außerhalb unserer Häuser anwenden. Jedoch“, Sie senkte betrübt den Kopf und ließ sich

theatralisch, wie unter einer großen Last, auf ihren Stuhl sinken, „weiß ich nicht so recht, was wir mit der kleinen Saskia tun sollen. Sie wird noch eine Weile brauchen, bis sie nicht mehr wegläuft und sich dadurch allzu oft in Gefahr begibt. Wir werden sie wohl einsperren müssen. Das arme Kind.“

Ripitti flitzte mehrmals durch das hölzerne U und hielt schließlich dicht vor dem Bogen der Ratsschwestern, so dass sich nur die Tischplatte zwischen ihr und Mago befand. Kaum größer als der Tisch fixierte sie die alte Oberhexe mit zurückgelegtem Kopf. „Einsperren? Ein Kind? Einsperren?“

Mago machte eine resignierte Geste.

Ripitti huschte wieder zurück neben ihre Begleitung und sprach das erste Mal die Boga mit den zart violett schimmernden Haaren an: „Sillis, das geht nicht. Kann nicht sein. Kinder darf man nicht einsperren. Nicht einsperren!“

Die Angesprochene tippelte einen kleinen Kreis um Ripitti, die sich auf der Stelle drehen musste, um die andere nicht aus den Augen zu verlieren. „Wir schauen das Kind an. Kann nicht sein, dass es eingesperrt sein muss. Nicht eingesperrt.“ Sillis wiederholte den Tanz noch ein Mal, bevor sie feststellte: „Bestimmt ein nettes Kind. Nettes Kind! Muss man nicht einsperren. Kann man erklären. Erklären.“

Mago erhob sich: „Schön, wenn ihr meint.“ Sie lief langsam um den Tisch den Boga entgegen. „Versucht es nur! Aber ihr erlaubt, dass meine Schwestern jetzt gehen dürfen.“ Sie lief gerade an Taras Rücken vorbei und tippte ihr auf die Schulter, „Außer Tara. Das Kind lebt bei ihr.“

Tara folgte Mago und den Boga wortlos. Vor der Tür wendete sie sich an Ripitti: „Wollt ihr laufen oder mit uns reiten?“

Ripitti kicherte einige Is: „Eure Campons sind viel zu lang-

sam. Zu langsam. Wir warten auf euch am Haus. Warten.“

Tara nickte nur und die Boga flitzten davon.

Die Schwestern stiegen auf ihre Campons und klatschten den Tieren auf die Nacken. Während des Ritts hatte Tara alle Hände voll zu tun, um Lagta zur Ordnung zu rufen. Ihr Reittier genoss die ungewohnte Gesellschaft des anderen Campons und bemühte sich an seiner Seite zu laufen, um es anzuschmausen oder seinen Kopf gegen dessen Hals zu werfen. Magos Tier hatte aber offensichtlich keine Lust auf diese plumpe Kontaktaufnahme und bemühte sich abwechselnd, Lagta zu ignorieren, ihr auszuweichen oder, wenn alles nichts half, ihr in die lange Nase zu beißen.

Als sie den Weg des Waldes verließen und über das flache Gras ritten, konnten die Schwestern einen Sicherheitsabstand zwischen die Tiere bringen und die Campons beruhigten sich.

„Tara, du siehst ja, es gibt nur Ärger. Du musst dir etwas einfallen lassen mit dem Kind.“

„Was stellst du dir denn vor? Soll ich sie fesseln?“

Magos Vorschlag Saskia einzusperren, war nur als Schreckensvision für die Boga bestimmt gewesen. Natürlich lag der Gedanke, der kleinen Schwester die Bewegungsfreiheit zu rauben, ihr völlig fern. Sie hatte die Furcht der Boga vorm Einsperren ausgenutzt. Boga besaßen eine geradezu panische Angst davor, sich nicht frei bewegen zu können. Mago hatte damit gerechnet, dass sie Gnade vor Recht walten ließen, wenn die einzige Alternative zum Nichteinsatz magischer Kräfte die Option war, das Mädchen nicht mehr aus dem Haus zu lassen. Nun hoffte sie, dass Saskia sich so widerspenstig zeigte wie üblich.

„Du musst eben besser auf sie aufpassen. Außerdem brauchst du sie doch nicht jedes Mal bewegungsunfähig zu machen. Du wirst doch wohl ein siebenjähriges Mädchen auch ohne deine

Kräfte einfangen können.“

Tara warf der Schwester einen wütenden Blick zu. „Du bist ja furchtbar schlau. Vielleicht sagst du mir auch, wie ich das anstellen soll?“

Mago blieb ihr die Antwort schuldig und sie ritten schweigend den Hang neben dem Wasserfall hinauf.

Die Boga warteten wie angekündigt vor Taras Haus. Sie standen im Bach und planschten mit ihren Füßen im klaren Wasser. Der Tag war sonnig und warm geworden und das kalte Wasser aus den Bergen war eine angenehme Erfrischung. Auch Tara genoss es hin und wieder und war froh darüber, ihr Haus damals so dicht an den Bach gebaut zu haben.

Als die Schwestern sich von ihren Campons schwangen, sprangen die Boga ans Ufer und liefen zu ihnen hinüber. Tara öffnete die Tür und blickte sich um. Die Küche und auch der restliche Raum waren verwaist. Sie ließ die drei Gäste eintreten. „Offenbar alle ausgeflogen. Ich schau mal in den Schlafkammern nach.“ Sie verließ den großen Raum durch einen Gang, der in den hinteren Teil des Hauses führte. Kurz darauf erschien sie wieder. „Tja, niemand da. Ich nehme an, Saskia ist wieder wegelaufen und Tississi folgt ihr wahrscheinlich. Ich hatte sie gebeten, auf die Kleine aufzupassen.“

Die Ratsschwester erkundigte sich in sachlichem Ton, der bewies, dass sie keineswegs erstaunt war: „Ahnst du, wo sie sein könnten?“

Tara zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung, sie läuft jedes Mal in eine andere Richtung fort.“

Mago wendete sich mit entschuldigendem Lächeln an die Boga: „Es tut mir Leid Ripitti, aber wir werden sie wohl magisch suchen müssen, wenn wir nicht den restlichen Tag damit verbrin-

gen wollen, die kleine Ausreißerin aufzuspüren.“

Die Boga schauten bedrückt drein, wobei es nicht ersichtlich war, ob aus Sorge um das Kind oder der Ankündigung einer magischen Suche. Doch schließlich nickten sie und Ripitti meinte: „Tut das! Wir sind ja nicht draußen. Keine Avessana kann uns sehen. Nichts zu sehen. Ich werde es den Ältesten später erklären. Erklären.“

Mago nickte Tara auffordernd zu und die Augen der Oberhexe erstrahlten in intensivem Grün. Das Leuchten war unvermeidbar und ein sicheres Indiz für den Einsatz ihrer Kräfte oder eines besonders starken Gefühlsausbruchs. Waren die Avessanas auch magisch genauso unbegabt wie die Menschen und unfähig Magie zu erspüren, vermochten sie doch, dieses eindeutige Zeichen zu deuten.

Taras Augen nahmen wieder ihren ursprünglichen dunkelgrünen Glanz an und sieklärte die Wartenden auf: „Keine guten Nachrichten. Saskia ist in den Hügeln von Bietwam, wenn sie die Wüste der toten Bäume erreicht, ist sie in ernster Gefahr.“

Die Boga erschrakten. Mago erwiderte: „Wir sollten uns beeilen und keine Zeit vergeuden. Die Campons sind zu langsam, bis wir bei den Hügeln ankämen, könnte das Mädchen schon in einem Nest liegen.“ Sie blickte fragend die Boga an. „Wir sollten uns fortlösen, sonst kommen wir vielleicht zu spät.“

Ripitti tippelte unentschlossen zur Feuerstelle, umkreiste sie und stand einen Wimpernschlag später wieder an der Seite der anderen. Die Entscheidung, so eine starke magische Kraft zuzulassen, fiel ihr offensichtlich schwer. Nachdem sie vorhin in der Halle noch fest entschlossen gewesen war, den Oberhexen, wie mit den Ältesten ihres Volkes abgesprochen, die Magie zu untersagen, musste sie jetzt einsehen, dass sie sich aus Sorge um das

Kind ebenfalls wünschte, es so schnell wie möglich zu finden:

„Eine Ausnahme! Ausnahme! Schnell lasst uns weglösen.

Schnell!“

Mago nahm Ripittis Hand, Tara griff nach Sillis und sie lösten sich auf, um sich kurz darauf auf den Hügeln von Bietwam wieder zu materialisieren. Die weite Graslandschaft lag um sie herum, schwang sich auf und ab, wie die Wellen auf einem See. Die Vier blickten über die Hügel, konnten aber weder Saskia noch Tississi erspähen. Zum Entsetzen der Boga entdeckten sie allerdings auf einer benachbarten Anhöhe zwei Avessanas.

Ripitti hüpfte auf und ab, während Sillis einige Runden um die Gruppe drehte. Ripitti schimpfte verärgert: „Ausgerechnet. Ausgerechnet jetzt hier Kräuter pflücken. Sie haben uns bemerkt. Bemerkt. Sie werden zu Königin laufen und berichten. Alles berichten.“ Sie drehte sich einige Male um sich selbst. „Das gibt Ärger. Großen Ärger!“

Tara versuchte es mit aufmunternden Worten: „Wenn ihr das eurem Volk erklärt, werden sie Verständnis haben. Bestimmt! Aber jetzt sollten wir erst einmal Saskia und Tississi finden.“

Die Boga nickten, immer noch sichtlich aufgewühlt.

Hinter einigen Hügeln erstreckte sich die Wüste der toten Bäume bis zum Horizont, aber auch dort war niemand zu erkennen. Trostlos und einsam lag die harte, graue und mit Furchen und Rissen zerschnittene Fläche in der Sonne. Aus der Ebene ragten nur die Skelette riesiger, toter Bäume auf.

Sie streckten sich wie die Knochen schon lange Verblichener, wie Arme, Beine, Finger und Zehen aus der Öde. Darin hatte wohl auch die Legende der Boga ihre Entstehung gefunden, die erzählte, dass einst eine Familie von Riesen hier lebte. Die Ebene wäre zu dieser Zeit eine Moor- und Sumpflandschaft gewesen

und die Riesenkinder hätten sie bei der spielerischen Jagd einiger Libellen und Vögel unvernünftiger Weise betreten. Durch ihr großes Gewicht wären sie schnell eingesunken im morastigen Boden und hätten sich nicht mehr befreien können. Die Eltern, angelockt von den Hilferufen der Kinder, wollten sie retten, aber die Mutter steckte schon nach wenigen Schritten selber fest. Der kluge Vater, der auf festem Grund geblieben war, hatte in panischem Entsetzen versucht, den Sumpf trockenzulegen und mit seinen bloßen Händen Gräben ins Ufer gebuddelt, angetrieben von der in Todesangst schreienden Familie. Doch es war zu spät, als das erste Wasser sich zwischen den aufgeworfenen Erdhügeln sammelte und aus dem Sumpf abfloss, war seine Familie schon vom Moor verschluckt worden.

Mit der Zeit war alles Wasser aus der Ebene in die tiefen Gräben abgelaufen, und tatsächlich geschah dies auch heute noch. Auch tagelanger Regen konnte den steinharten Boden nicht mehr befeuchten. Das Wasser lief in die Täler zwischen den Hügeln und in die Risse und Rillen der öden Landschaft und kaum hatten die schwarzen Wolken sich aufgelöst, lag die Ebene wieder trocken und tot vor den grünen Hügeln von Bietwam.

Tara suchte mit den Augen nicht weniger angestrengt die Umgebung ab als die anderen drei, aber sie glaubte nicht an einen Erfolg. Sie vermutete, dass Saskia durch die Gräben lief. Es war aber unmöglich diese einzusehen, also schlug sie vor: „Entweder wir spüren sie magisch auf“, sie warf einen fragenden Blick zu den Boga, die sich entsetzt schüttelten, „oder wir laufen zur Ebene und hoffen, dass sie es ebenfalls tut.“

Die Boga blickten bei dem Gedanken, die Wüste der toten Bäume zu betreten, nicht weniger fassungslos, als bei der Vorstellung direkt vor den Augen der Kräuterpflückerinnen Magie

anzuwenden. Die beiden liefen in rasantem Tempo und entgegengesetzter Richtung mehrmals um die Oberhexen herum, bevor sie stehen blieben und die beiden Avessanas beobachteten, die zu ihnen herüber schauten. Ripitti dachte an die wütenden Ältesten, die entsetzlich schimpfen würden, wenn sie erführen, dass die respektlosen Oberhexen ihre Kräfte selbst in ihrer Begleitung eingesetzt hatten und Ripitti das auch noch widerstandslos zugelassen oder gar unterstützt hatte. Das könnte sie ihre angesehene Stellung in ihrem Volk kosten. Sie konnte unmöglich ihre Zustimmung geben, obwohl sie der Gedanke erschütterte, dass das kleine Mädchen womöglich von einem Kritsch ergriffen, in sein Nest geschleppt und von seiner Brut in kleine Stücke gehackt würde. Bei dieser grauenvollen Vorstellung erschauerte sie und trippelte wie wild auf der Stelle. Ebenso wenig jedoch wollte sie selbst dieses Schicksal erleiden und die Ebene war auch für die kleinen, zarten Boga sehr gefährlich.

Ein Kritsch konnte dort am leichtesten Beute machen. Die gewaltigen Vögel waren schnell, aber nicht besonders wendig und geschickt. Zwischen den Hügeln wären sie kaum in der Lage, geschickt genug zu manövrieren, um einen Fang machen zu können. Vielleicht, so dachte sie, sollten die beiden Oberhexen allein auf die Ebene gehen. Ihnen konnte nicht viel passieren, sie waren zu groß und schwer, um von einem Kritsch weggeschleppt zu werden. Sie würde mit Sillis hier warten. „Geht nur. Wir beobachten euch von hier. Von hier. Wir entdecken das Kind vielleicht von hier oben. Von oben.“

Tara erahnte den wahren Grund, warum die Boga lieber auf dem Hügel blieben und grinste. „Alles klar. Dann haltet mal gut die Augen offen und schreit, wenn ihr sie seht.“

Die Schwestern kletterten und rutschten den Hang hinunter.

Da war kaum Halt zwischen den Gräsern und Kräutern, aber als sie unten angekommen waren, wurde es leichter. Sie liefen im Laufschrift durch die Gräben und Täler der Hügellandschaft, ohne sich an etwas anderem als der Sonne orientieren zu können. Alles sah gleich aus, um sie herum erhoben sich die grünen Hänge und sie liefen wie durch ein Labyrinth. Tara lief trotzdem sicher zwischen den Hügeln hindurch, ohne nur ein einziges Mal zu stocken. Mago folgte im blinden Vertrauen auf den außergewöhnlichen Orientierungssinn ihrer Schwester.

Schließlich umrundeten sie den letzten Hügel und kamen an die Wüste der toten Bäume. Und wären sie blind gewesen, hätten sie es trotzdem sofort gewusst. Die weiche federnde Erde wurde innerhalb weniger Meter zu einem steinernen, heißen Boden. Der Wind blies ungehindert über die kahle Ebene und die Sonne, die gerade noch angenehm die Haut erwärmte, stach jetzt ins Fleisch. Die graue Öde reflektierte die Sonnenstrahlen und eine brennende Hitze lag über der Fläche wie über einer riesigen Herdplatte.

Die beiden Frauen blieben stehen und schauten zurück. Die Boga waren nicht zu sehen, die Oberhexen hätten noch weiter auf die Steinwüste laufen müssen, um sie in einem flacheren Winkel entdecken zu können, doch die Avessanas standen auf einen der näheren Hügel und sie hatten die Hände an die Stirn gelegt, um ihre Augen vor der Sonne zu schützen. Offenbar wollten sie die Oberhexen nicht aus dem Blick verlieren, um herauszufinden, warum sie wohl auf die heiße und gefährliche Öde gelaufen waren. Tara suchte den grünen Rand der Hänge nach Saskia ab, konnte aber nichts entdecken. „Zu dumm, dass wir sie nicht magisch suchen können, sonst wüssten wir längst, wo sie ist. Vielleicht hat sie sich auch zwischen den Hügeln verlaufen oder ist wieder umgedreht.“ Sie schüttelte den Kopf und verbesserte

sich. „Nein, sie ist in der Nähe.“ Tara spürte Saskias Nähe oder besser ihre magische Kraft, so wie sie das Geheime Tor gespürt hatte. Dazu brauchte sie keine unerlaubten Kräfte einzusetzen, allerdings war ihr so eine genaue Ortung nicht möglich.

Mago schlug vor: „Lass uns jede in eine Richtung am Rand der Hügel entlang laufen. Es sind einige hundert Meter bis zu den Enden der Wüste. Sollte sie dort irgendwo herauskommen, können wir womöglich nicht schnell genug bei ihr sein.“

„Du hast Recht. Das verbessert unsere Chance.“

Tara lief rechts entlang, Mago links in einem Abstand zu den Hügeln von ungefähr zehn Metern. Ab und zu blickten sie zurück, um zu verhindern, dass Saskia in ihren Rücken ungesehen die Ebene betrat. Schließlich blieb Tara stehen, denn sie hatte das Gefühl, sich von Saskia zu entfernen. Wieder blickte sie zurück, an den letzten Hängen entlang, deren Saum ihres grünen Kleides nur wenig auf die graue Ebene reichte.

Tara konnte noch immer niemanden entdecken, nur Mago konnte sie erkennen als eine weiße, unscharfe Figur. Auch die Avessanas standen nach wie vor auf ihrem Aussichtspunkt. Tara schimpfte leise vor sich hin: „So ein Mist! Neugieriges Pack! Wenn ich nur meine Kräfte benutzen könnte. Wir hätten die Kleine längst gefunden.“ Sie blickte über die Ebene. Bis jetzt hatte sich noch kein Kritsch blicken lassen, doch sie wusste, dass die Vögel längst die beiden Frauen, also ihre mögliche Beute, bemerkt haben mussten. Die toten Bäume, in denen sie ihre Nester gebaut hatten, erhoben sich erst in einem weiten Abstand zu den Hügeln aus dem grauen Boden. Tara wusste, dass dieser Abstand bis jetzt ihre Angriffe verhindert hatte. Die Kritsches warteten darauf, dass ihr Fressen weiter in ihre Nähe käme. Erst wenn sie abschätzen konnten, dass ihre Opfer sich nicht schneller wieder

zwischen den Hügeln in Sicherheit bringen konnten, als sie sie erreicht hätten, würden sie aus ihren Bäumen in die Luft schnellen und die Beute jagen.

Tara überlegte, ob es möglich wäre, wenn sie sich direkt an den steilen Hang, der vor ihr aufragte, stellen würde, dass die Avessanas das Leuchten vielleicht nicht sehen könnten. Es wäre eventuell möglich, die Augen mit den Händen abzuschirmen. Sie schüttelte den Kopf und gestand sich ein, dass sie für die Suche nach Saskia so viel Energie brauchen würde, dass man das Leuchten vermutlich noch auf dem letzten Hügel sehen konnte.

Aber sie könnte wenigstens Kontakt zu Mago aufnehmen. Das bisschen Telepathie würde nur einen schwachen Schein verursachen. Während sie näher an den Hang herantrat, um sich der Einsicht der Avessanas zu entziehen, blickte sie noch ein Mal an den Hügeln entlang. Sie stoppte.

Tatsächlich trat dort eine kleine Gestalt auf die Ebene. Augenblicklich rannte sie los. Sie schätzte die Entfernung auf ungefähr dreihundert Meter. Sie konnte nur hoffen, dass Saskia stehen blieb, sonst würde sie den Bäumen zu nahe kommen, bevor Tara sie erreichen konnte und die Kritsches würden angreifen.

Sie konnte beobachten, dass Saskia tatsächlich nach ein paar Metern unentschlossen stehen blieb. Sie sah auch Mago, deren schemenhafte Gestalt deutlicher wurde. Auch sie schien das Kind bemerkt zu haben und war kurz nach Tara gestartet.

Die Distanz verkürzte sich, es mochten noch gute hundert Meter zwischen ihnen liegen, als Saskia der beiden Oberhexen gewahr wurde, die da auf sie zu stürmten. Dummerweise verhielt sie sich naheliegend, wie Tara es vermutet hätte: sie flüchtete und leider nicht zwischen die Hügel, sondern in Richtung der toten Bäume. Tara brüllte, so gut das beim Rennen ging: „Nein Saskia,

nicht! Dreh um!“

Entweder Saskia hörte sie nicht oder wollte nicht hören, sie lief weiter. Tara hatte den Kurs gewechselt, um ihr den Weg abzuschneiden. Glücklicherweise hatte die Kleine kurze Beine, die sie nicht allzu schnell trugen, aber trotzdem kam sie den Bäumen langsam zu nahe.

Tara schätzte, dass sie noch dreißig Meter von Saskia trennten, als sie sah, wie die toten Bäume, die sich schon zu nah vor ihnen in den Himmel schoben, lebendig wurden. Sechs Kritsches breiteten ihre gewaltigen braunen Flügel aus und erhoben sich in die heiße Luft.

Tara ignorierte schon seit einigen Sekunden die stechenden Schmerzen in der Seite und in ihrer Lunge. Der Schweiß, der unablässig in Strömen aus ihr herauszulaufen schien, brannte in ihren Augen. Trotzdem konnte sie noch ein Mal ihre Geschwindigkeit steigern.

Auch Saskia hatte die Vögel bemerkt und blieb erschrocken stehen.

Die langen scharfen Krallen der mächtigen Klauen bohrten sich tief in ihre Schultern. Tara spürte den Schmerz, als ob sich Messer ins Fleisch bohrten. Mit einem Hechtsprung hatte sie sich auf Saskia geworfen, nur einen Augenblick bevor der erste Kritsch mit vorgestreckten Beinen seine Beute ergreifen wollte.

Der Vogel hatte, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht mehr ausweichen können. Den sicheren Fang schon vor Augen, wollte er aber nicht einfach aufgeben und versuchte, dann eben diese eigentlich zu große und zu schwere Beute fort zu tragen und schlug kraftvoll mit den Flügeln. Dabei rissen seine Klauen die Wunden größer. Tara schrie auf, während sie nach ihrem Dolch fingerte, der in einer Tasche an ihrer Hüfte steckte. Als sie endlich den

Griff in der Hand fühlte, ließ der Vogel von ihr ab, zog seine Krallen aus Taras Schultern, wobei er Fleischstücke und beide Schlüsselbeine aus ihren Schultern riss und seine Flügel drückten einen heißen Wind über ihren Körper, als er sich in die Luft erhob.

Tara wollte sich für die nächste Attacke in eine bessere Position bringen. Eine erfolgreiche Abwehr der Kritsches, die als nächstes womöglich zu mehreren angreifen würden, stellte sie vor kein allzu großes Problem, aber nicht solange sie auf dem Bauch lag. Sie rollte sich von Saskia herunter, wobei ein Schlüsselbein seinen ursprünglichen Platz wiederfand und zog gleichzeitig den Dolch aus der Tasche. Eigentlich hatte sie aufspringen wollen, oder sich wenigstens hocken, um eine bessere Chance gegen den Kritsch zu haben, aber der hohe Blutverlust, die Hitze und die Schmerzen, die ihr den Atem raubten und Tränen in ihre Augen schießen ließ, machten es ihr unmöglich. Sie blickte in den Himmel und sah, wie der Kritsch seinen Artgenossen folgte. Sie flogen wieder zu ihren Nestern zurück.

Tara musste nicht fragen, warum die Vögel so schnell aufgegeben hatten. Der weißgraue Lichtschein verriet, wer die Vögel in die Flucht geschlagen hatte. Trotz der furchtbar schmerzhaften Lage musste sie grinsen. Da hatte sie sich ausnahmsweise an die Regeln gehalten, keine Magie angewendet, obwohl es ihr ein Leichtes gewesen wäre, Saskia magisch zu stoppen und es gar nicht erst zu dieser Vogelattacke kommen zu lassen. Sie hatte an die Boga gedacht und die zwei Avessanas und hatte sich brav von dem Kritsch die Schultern zerfetzen lassen. Nur keine Magie anwenden, hatte es in ihrem Kopf gehämmert. Und was machte die ewig mahnende und jederzeit disziplinierte Mago?

Die Schwester beugte sich jetzt über sie: „Tara, sieh zu, dass

du dich so weit heilst, dass wir nach Hause können. Ich schau nach Saskia.“

Tara konzentrierte sich. Ihre Augen begannen zu strahlen, aber sie hatte dieses Mal kein schlechtes Gewissen, erstens hatte Mago den Avessanas schon ausreichend Grund zur Beschwerde gegeben und zweitens hatte die Ratsschwester sie nun angewiesen ihre Kräfte zu benutzen. Dann sollte Mago auch zusehen, wie sie später Avessanas und Boga beschwichtigen könnte.

Saskia war körperlich unversehrt. Allerdings stand sie unter Schock. Ihre Hände zitterten, ihre Augen blickten ins Leere und sie reagierte weder auf Berührungen noch Ansprache.

Mago streichelte die Kleine über die Stirn. „Wir sollten den Boga erst Bescheid geben, bevor wir nach Hause laufen.“

Taras Augen nahmen wieder ihren ursprünglichen Zustand an. Sie nickte: „Ja, lass uns gehen. Den Rest bringe ich in Ordnung, wenn wir zu Hause sind.“ Ihre Schultern schmerzten noch immer, aber auch das zweite Schlüsselbein war wieder dort, wo es hingehörte und die Wunden hatten sich verschlossen.

Mago hob das Mädchen vom Boden auf, Tara stand vorsichtig auf und steckte den Dolch, den sie immer noch in der Hand hielt, wieder zurück in eine Tasche ihres Umhangs.

Die Boga hatten den Hügel verlassen und erwarteten die drei Schwestern am Rande der Steppe. Sie liefen unentwegt hin und her, ohne die Oberhexen dabei aus den Augen zu lassen. Erst als die Frauen vor ihnen standen, blieben sie stehen. Ripitti wedelte mit ihren Händen: „Das ist ein schlechter Tag. Ein schlechter Tag. Die Avessanas werden toben. Die Ältesten werden toben. Alle werden toben.“

Mago blickte auf Saskia, die sie in ihren Armen trug. „Aber ihr habt es doch mit eigenen Augen gesehen: es ging nicht an-

ders. Hätte ich das Leben meiner Schwestern riskieren sollen?“

Ripitti schien nicht zuzuhören. Sie streckte die Hand nach dem Kind aus, ließ sie dann aber sinken, bevor sie das Mädchen berührte. „Armes Kind. Hatte große Angst vor den Kritschen. Große Angst.“ Dann lächelte die Boga. „Ein hübsches Kind. Hat so schöne Haare. Schöne Haare.“

Tara hatte zu dem Hügel hinauf geschaut, auf dem die Avesanas gestanden hatten. „Sind die beiden weg?“

Sillis nickte so schnell und ruckartig, dass es an einen hämmernden Specht erinnerte. „Ja, gehen. Ihr retten, sie gehen. Gehen.“

Tara schaute fragend zu ihrer Schwester: „Die sind bestimmt schon auf der anderen Seite der Hügel. Wir könnten uns weglösen. Die Boga könnten Saskia in meine Hütte bringen, sie sind viel schneller.“

Mago ignorierte Taras Anfrage. „Ripitti, ihr solltet besser zu den Ältesten gehen und ihnen alles erzählen, bevor die Avessanas sich beschweren. Ich bin froh, dass ihr bezeugen könnt, dass wir unsere Kräfte benutzen *mussten*. Wenn du möchtest, komme ich mit.“

Ripitti löste ihren Blick nicht von Saskia, als sie antwortete: „Wir gehen allein. Allein. Wir werden alles erklären. Älteste sind trotzdem wütend. Schade, können das Kind nicht sehen. Schade.“

Wie auf einen stillen Befehl hin, flitzten die Boga in einen der Gänge zwischen den Hügeln und verschwanden dort.

Saskia saß noch immer genau dort, wo Mago sie abgesetzt hatte, auf der Holzbank am Tisch unter dem einzigen Fenster des Raumes. Die Ratsschwester hatte das erstarrte Mädchen dort abgelegt wie eine Puppe und war gleich darauf auf ihr Campon gestiegen und zur Halle geritten. Der Rat Cratagayas musste eingeholt und mit Absprache der beiden anderen Ratsschwestern eine Taktik zurechtgelegt werden für das sicherlich bevorstehende Treffen mit den Avessanas und Boga.

Bestimmt ein dutzend Mal hatte Tississi sich schon dafür entschuldigt, dass Saskia ihr entwischt war. Doch die Freundin hörte nicht mehr. Tara saß mit nacktem Oberkörper auf einem Stuhl, vornübergebeugt, als betrachtete sie ihren Umhang und ihr Hemd, die sie achtlos vor sich hatte fallen lassen. Fleckig von Blut und Gewebe, zerrissen von den mächtigen Klauen und scharfen Krallen des Kritschs lag die Kleidung auf den Holzdielen und zeugte stumm von dem gefährlichen Abenteuer. Grünes Leuchten erfüllte den Raum, denn die Oberhexe benötigte einiges an Hexenkraft zur Heilung ihres Rückens, ihres Nackens und ihrer Schultern, die regelrecht zerfetzt worden waren. Tara hatte somit kein Ohr für Tississis Selbstvorwürfe.

Saskia starrte mit entrückter Miene auf die Schwester, wie gefesselt von dem Anblick der Selbstheilung oder im langsamen Begreifen, dass der riesige Vogel auch sie hätte erwischen können.

Tississi aber war aufgewühlt. Sie war der Entwischten sofort gefolgt, als sie ihr Verschwinden bemerkt hatte. Nachdem sie aber die Kräfte der Oberhexen zur Abwehr gegen die Kritsche gespürt hatte, war ihr noch schuldbewusster als zuvor klar ge-

worden, dass sie ihre Suche nach dem Kind getrost einstellen konnte. Eilig war sie wieder zur Hütte gelaufen und hatte in der Zeit, bis die drei Schwestern angekommen waren, ein fast unerträglich schlechtes Gewissen aufgebaut, das sie nun bei niemandem loswerden konnte. Mit einer Miene, die unablässig zwischen Schuldbewusstsein und mütterlicher Sorge schwankte, huschte sie durch den Raum wie ein wildes Pferd, mal sich aufbäumend, mal unkontrolliert austretend, den Kopf in den Nacken werfend und gleich darauf hin und her schüttelnd zur Brust reißend. Der unbändige Tanz war, so unbeachtet von den beiden Schwestern, die einzige Möglichkeit der Boga ihre Spannung abzubauen. Doch der Veitstanz dauerte nur wenige Sekunden, dann füllte Tississi einen Becher mit Kräutertee, als sei nichts geschehen. Sie brachte ihn zum Tisch und bemühte sich dann redlich, ihn Saskia einzuflößen. „Kleines Küken trink. Trink! Ist gut! Macht ruhig. Ruhig.“

Das Mädchen griff nach dem Becher, eher genötigt von Tississis Geplapper, als im geringsten Verlangen nach der beruhigenden Wirkung des Gebräus. Unter Tississis strengem, besorgtem Blick nahm sie einen Schluck, ohne ihre Augen all zu lang von der Oberhexe zu lösen. Sie starrte auf die Schultern und konnte sehen, wie sich die Dellen unter der Haut ganz langsam füllten und allmählich wieder eine straffe, glatte Oberfläche entstand.

Der Anblick Taras Rücken rief erneut den Schrecken des Angriffs hervor. Saskia dachte an den riesigen, braunen Vogel, der auf sie beide herabgestürzt war. Sie war hart auf die Seite gefallen, als Tara sie umgerissen hatte, was für Prellungen und blaue Flecken gesorgt hatte. Doch sie spürte den Schmerz in ihrer Hüfte und dem Knie kaum, denn noch immer war die Erinnerung zu

lebendig, zu beängstigend und ließ keinen Platz für den realen Schmerz. Tara hatte auf ihr gelegen, doch hatte sie vorbeisehen können an dem verzerrten Gesicht, als die enormen Krallen des Federmonsters sich nur wenige Zentimeter von ihren Augen entfernt in das Fleisch der Oberhexe gegraben hatten. So dicht hatte sich das brutale, blutige Schauspiel zugetragen, dass sie sich eingebildet hatte, jede Einzelheit auch hören zu können: das Aufreißen des Stoffes und der Haut, das Durchtrennen von Fleischfasern und Adern und das Knirschen der Knochen, an denen die hornigen Krallen entlang geschabt waren. Selbst das Blut schien mit unheilvoll leise gurgelnden Fließgeräuschen aus der zerrissenen Schulter zu strömen.

Es war sonderbar, so gut es Saskia auch gelang, die Bilder des Erlebten jetzt zu verdrängen und sich auf dieses sonderbare Schauspiel der heilenden Schultern zu konzentrieren, blieben die schrecklichen Töne, als hätten sie sich festgesetzt in den Tiefen ihrer Gehörgänge und hallten nun wieder und wieder in ihrem Kopf.

Tississi wurde erneut bewusst, dass keine ihrer beiden Mitbewohnerinnen gerade ansprechbar war. Sie seufzte und sammelte Taras Kleidung auf. Dann schnappte sie sich ein kleines verstöpseltes Tonfläschchen von einem der zahlreichen Regalbretter und lief hinaus zum Bach.

Das Leuchten in Taras Augen verblasste. Langsam bog sie ihren Rücken wieder gerade und sie hob den Kopf, drehte ihn langsam hin und her, als wollte sie die Funktionsfähigkeit ihres Halses überprüfen. Sie stand wortlos auf und ging in den hinteren Teil des Hauses.

Kurz darauf erschien sie wieder, bekleidet mit einem frischen Hemd. Sie lächelte etwas angestrengt Saskia an, die noch immer

auf der Bank saß mit dem Becher zwischen den kleinen Händen.

Tara ging in die Küche und begann, sich ebenfalls einen Tee zu machen. Beiläufig sprach sie zu dem Mädchen: „Du bist noch ein bisschen blass, aber sonst siehst du ja schon wieder ganz fit aus.“ Sie griff zu der Metallkanne, die sie vor Jahren in diese Welt eingeschmuggelt hatte und die dank Tississi noch immer über einem kleinen Feuer stand. Die Oberhexe goss das heiße Wasser auf die Kräuter in ihrem Becher. „Möchtest du auch noch etwas?“, erkundigte sie sich bei Saskia.

Das Kind reagierte nicht, schaute sie nur an. Tara kam mit ihrem Tee zum Tisch und setzte sich. „Du würdest dir keinen Zacken aus der Krone brechen, wenn du dir angewöhnen würdest, wenigstens mit einem schlichten Ja oder Nein zu antworten, wenn dich jemand was fragt.“

Saskia öffnete den Mund, als wolle sie tatsächlich antworten, jedoch kam nichts heraus. Stattdessen nickte sie mit dem Kopf.

Tara nahm einen Schluck aus dem Becher. „Na immerhin, ein Zeichen, dass du nicht schwachsinnig bist und mich verstehst.“ Sie legte die Unterarme auf den Tisch und beugte sich zu dem Kind. „Ich hoffe, du hast jetzt endlich begriffen, wie gefährlich es ist, alleine da draußen herumzulaufen. Die Kritsche sind nicht die einzigen Lebewesen, vor denen du auf der Hut sein musst.“ Ihre Stimme war leise aber eindringlich: „Ich weiß nicht, wie oft ich es noch sagen muss: du darfst nicht alleine so weit fortlaufen. Jedenfalls nicht, solange du noch so klein bist.“

Saskia blickte die Oberhexe aufmerksam an und nickte. Das erste Mal fand Tara weder Misstrauen noch Wut oder Trotz in den grünen Augen. Ironisch grinste sie ihre kleine Schwester an: „Na, sag bloß, du wirst jetzt ein braves Mädchen. Ich glaub es noch nicht, aber vielleicht wenigstens ein bisschen vernünftiger.“

Dein ständiges Weglaufen macht wenig Sinn, wenn man davon absieht, dass du allen Ärger damit machst.“ Sie unterbrach ihre Strafpredigt kurz und nahm noch einen Schluck Tee. „Die Boga kriegen Ärger von den Avessanas, die Schwestern mit den Boga und ich mit Mago. Sogar Tississi, die sich immer so lieb um dich kümmert und dich ständig in Schutz nimmt, treibst du noch zur Verzweiflung. Du hast ja gehört, was sie sich für Vorwürfe macht, gar nicht auszudenken, wenn der Kritsch dich erwischte hätte.“ Tara machte ein nachdenkliches Gesicht. „Wie hast du das eigentlich schon wieder geschafft? Ich habe doch schon alle Fenster gesichert. Und Tississi ist nicht dumm. Sie hat sich bestimmt nicht noch mal von dir in einen anderen Raum oder zum Stall locken lassen.“

Saskia schwieg, aber Tara glaubte die Spur eines schlechten Gewissens in ihren Augen zu lesen, also setzte sie nach: „Na komm, fang gleich damit an, deinen guten Vorsätzen Taten folgen zu lassen. Sei artig und sprich! Wie bist du unbemerkt aus dem Haus gekommen?“

Saskia kaute auf ihrer Unterlippe und ihre leise Antwort war schwer zu verstehen: „Durch’s Dach.“

Tara zog die Augenbrauen hoch und wiederholte: „Durch das Dach? Ich hatte in Erinnerung, dass unser Dach mit schweren Stein-Schindeln gedeckt ist.“ Sie überlegte einen Moment, ob es wohl möglich wäre, dass eine siebenjährige Oberhexe schon in der Lage wäre, sich wegzulösen. Doch sie verwarf die Vermutung als absurd. „Wie hast du das gemacht?“

Saskia zuckte mit den Schultern: „Da war’n welche lose.“

Tara glaubte ihr nicht so recht, aber behielt das für sich. „Und dann bist du auf das Dach geklettert. Hattest du denn keine Angst hinunterzufallen?“

„Nö. Ich kann gut klettern. Sagt Mama auch immer.“

Tara hielt es für besser, Saskias Erwähnung ihrer Mutter zu ignorieren. „Und jetzt haben wir ein Loch im Dach?“

Saskia nickte betrübt und Tara ahnte, dass das nicht am kaputten Dach lag. Sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte und war erleichtert, als die Tür aufschwang und Tississi herein schwirrte: „Alles sauber gemacht. Alles sauber.“ Sie reichte der Oberhexe Umhang und Hemd. „Aber kaputt. Überall Löcher.“ Tississi tipp-te auf den Stoff. „Löcher, Löcher, Löcher. Ganz machen musst du selber. Ganz machen.“

„Danke Tississi, nett von dir. Du hast ja wirklich alles rausge-kriegt.“ Tara verschwieg, dass sie die Flecken ohne Mühe, gleichzeitig mit der Reparatur der Kleidung, hätte selbst entfernen können. Sie wollte der Freundin gerne das Gefühl lassen, ein wenig ihrer Schuld abgetragen zu haben. Ihre Augen leuchteten auf, sie strich mit den Händen über die Risse und kurz darauf waren die Sachen wie neu.

Saskia staunte über das Kunststück, hatte sogar ihre Mutter wieder vergessen. „Kannst du alles wieder ganz zaubern?“

Tississi glaubte ihren Ohren nicht trauen zu können: „Du kannst sprechen. Sprechen.“

Tara grinste über das Erstaunen der Boga und aus Erleichterung über Saskias Neugierde. Vielleicht hätte sie ihr schon früher ein bisschen Magie vorführen sollen, und ihre Kräfte nicht nur dazu einsetzen sollen, die Kleine wieder einzufangen. „Das können alle Oberhexen. Du wirst das auch können, wenn du größer bist. Wir sind magische Wesen. Du auch.“ Saskia nickte. „Und nun zeigst du mir das Loch im Dach, damit ich das auch wieder ganz machen kann. Sonst läuft uns beim nächsten Regen das Wasser zwischen die Füße.“

Tatsächlich zeigte Saskia der großen Schwester in ihrem Schlafraum über dem Regal, in dem zusammengelegte Kleidung auf ihre Benutzung wartete, ein Loch im Dach. Zwei der Schindeln waren so verschoben worden, dass ein schmaler Spalt entstanden war, gerade groß genug, um dem zierlichen Mädchenkörper hindurch zu lassen.

Tara hob erstaunt die Augenbrauen: "Wie hast du die bewegen können?"

Saskia zuckte mit den Schultern: "Ich bin auf das Regal geklettert."

"Und dann? So eine Steinschindel wiegt sicherlich zehn Kilo, die kriegt so ein kleines, dürres Mädchen doch nicht bewegt."

Saskia hatte sich auf ihr Bett gesetzt und gähnte. "Doch!"

Die Schwester wollte nicht näher in sie dringen, obwohl es sie beschäftigte. Womöglich hatte die kleine schon jetzt Kräfte, von denen sie selbst nichts wusste. Sie würde das beobachten. "Leg dich am besten hin und ruh dich aus. Ich repariere das und dann lass ich dich in Ruhe."

Magos Gedankennachricht kam wie erwartet, wenn auch erst am nächsten Morgen. Das Treffen sollte bei den Avessanas stattfinden, im Schloss. Die Avessanas lebten westlich der Halle in einem Landstrich, der von einem Fluss, der Jakaaf, durchzogen war. Wie ein Wurm schlängelte sie sich in einem oft kurvigen Flussbett durch das Land. Sie hatten ihre Steinhäuser in den Schutz der Berge gebaut, die die stürmischen Winde aus dem Norden abhielten. Das Land war grün und fruchtbar und sie lebten gut von seinem Reichtum.

Der Tag lag unter einem dunklen Himmel, es war nass und windig. Lagta schien es nichts auszumachen, über den matschi-

gen Boden zu traben, aber Tara ritt nicht gerne bei Regen. Lagtas Fell war nass und rutschig und auch die Decke, die auf ihrem Rücken lag, hielt der Nässe nicht lange Stand. Als Tara die Halle erreichte, waren Decke wie Fell so durchnässt, dass sie mitsamt der Unterlage ins Rutschen kam, sobald das Campon eine seitliche Bewegung machte. Und Lagta erfreute sich unentwegt daran, mit Hilfe von unerwarteten Ausfallschritten in die Pfützen zu treten.

Von der Halle war es nicht mehr weit zur Stadt. Dank des Regens waren kaum Avessanas auf den geraden, breiten Wegen, die die Häuserreihen trennten. Aber Tara sah immer wieder aus den Augenwinkeln, wie die schweren Tücher, die bei solchem Wetter als Regenschutz vor den Fenstern hingen, zur Seite geschoben wurden und neugierige Blicke ihr folgten. Die wenigen Avessanas, die sie auf der Straße traf, grüßten mit kurzem, schüchternem Kopfnicken.

Die ganze Stadt musste sie durchreiten und da sie sich nicht traute die spiellaunige Lagta bei diesem Wetter anzutreiben, hatte sie viel Zeit darauf acht zu geben, bloß nicht die Kontrolle über ihr Reittier oder gar den Halt zu verlieren. Nichts wäre ihr peinlicher gewesen, als ausgerechnet hier vor den Avessanas von ihrem Campon zu rutschen und in den Morast zu fallen. Ihre Achtsamkeit machte sich bezahlt und sie konnte endlich unfallfrei den gepflasterten Vogel-Platz überqueren. Von hier war es nicht mehr weit und bald kam sie zum nördlichsten Ende der Straße und somit der Stadt. Nur die Brücke trennte sie noch vom schnurgeraden Kiesweg, der direkt auf das Haupttor des Schlosses zulief. Tara wurde sich, wenn sie über diese Brücke ritt, jedes Mal erneut bewusst, dass Avessanas wirklich großartige Architekten und Handwerker waren, egal was sie sonst von dieser eigentümlichen Spezies hielt. Alle Gebäude wie auch Brücken wa-

ren aus Stein erbaut. Das mächtige, schwere Material machte ihre Bauten sicher und standhaft und doch schafften die Baumeister, ihnen Eleganz und Anmut abzutrotzen.

Sie nahm sich kurz Zeit, um auf der Brückenmitte anzuhalten und das Schloss zu betrachten. Tara kannte die Schlösser der Menschen und im Vergleich zu manchen von ihnen war das eigentliche Hauptgebäude nur ein Schlösschen, vielleicht nur eine besonders repräsentative Villa, obwohl die nach vorne leicht abgewinkelten, flacheren Seitenflügel sich weit nach rechts und links an die Berge schmiegen. Aus der Entfernung wirkte die gesamte Anlage, wie ein langer, breiter Gürtel mit einer großen, auffälligen Gürtelschnalle.

Und Tara gefiel dieser Anblick. Die Mauern aus dunklen und hellen Steinblöcken, deren Farbspiel geschickt eingesetzt worden war, gaben dem Bau Kraft und Standfestigkeit, die jeden Angreifer, hätte es denn einen gegeben, beeindruckt hätte. Gleichzeitig zeichneten die Säulen der Balkone, die Simse, Mauervorsprünge und Figuren, die das Hauptgebäude schmückten, Linien in den harten Stein, die ihm eine grazile, fast heitere Leichtigkeit verlieh.

Die drei Türme fügten sich in die Symmetrie der Schlossanlage. Der breiteste der Türme schien sich durch das Dach des Hauptgebäudes zu bohren. Wie die Figur eines Schachspieles beschützte er standhaft, mit Zinnen besetzt das Schloss. Schießscharten in Richtung der Stadt zeugten von seiner Wehrhaftigkeit. Der große, starke Turm behütete das zarte, wehrlose Schloss, wie eine steingewordene Leibwache der Avessanas.

Die zwei schmalen, hohen Türme, die je links und rechts hinter den flachen Seitenflügeln standen, waren mit jeweils drei Ringen gezeichnet. Diese Steinringe bildeten die einzige, wenn auch

nur farbliche, Asymmetrie der Anlage; waren sie auch auf gleicher Höhe und im gleichen Abstand in die Türme gefügt, zeigten die Steinquader der Ringe des Rechten einen dunkelgrauen Ton, der an diesem verregneten Tag schwarz erschien, während die Ringe des linken Turmes unter dem verhangenen Himmel braun wirkten, aber sich an freundlicheren Tagen in hellem Rotbraun um den Turm wanden. Tara war überzeugt, dass die Schönheit dieses Schlosses es problemlos mit den Schlössern der Menschen aufnehmen konnte.

Der Himmel riss auf. Die dunklen Wolkenberge jagten noch über den Himmel, aber es hatte aufgehört zu regnen. Tara trieb Lagta ein wenig an und als wäre das Tier sich wohl bewusst, dass es sich einem königlichen Sitz näherte, schritt es nun gleichmäßig und ohne Spielereien weiter. Was allerdings auch daran liegen konnte, dass sich auf den Steinplatten der Brücke keine Pfützen bilden konnten. Das Wasser lief über die glatte Oberfläche in die Jakaaf, die hier in ihrem tiefen Bett den Weg kreuzte und als dunkler Strom unter ihnen hindurch floss.

Lagtas ruhiger Schritt gab Tara die Möglichkeit, sich zu sammeln und auf das bevorstehende Treffen zu konzentrieren. Jedoch schweiften Ihre Gedanken immer wieder ab.

Nach Überquerung des Flusses ritt sie den Kiesweg entlang, der schnurgerade auf das Schloss zuführte. Rechts und links des Weges hatten die Avessanas reich blühende Beete angelegt, die von flachen Steinmauern zu den dahinter liegenden Grasflächen abgegrenzt waren. Tara hätte Lagta dort warten lassen können, solange sie sich im Schloss aufhalten würde, aber das Campon hätte die niedrigen Mauern mit Leichtigkeit übersteigen können, um mit den liebevoll gepflanzten und gepflegten Blumen und Sträuchern ihren Speiseplan etwas abwechslungsreicher zu ge-

stalten. Das jedoch hätte zu einer zusätzlichen Staatskrise führen können und deswegen ritt Tara bis zum Ende des Kiesweges und sprang dort trotz ständiger Rutschgefahr elegant von Lagtas Rücken, um auf eine hilfreiche Avessana zu warten, die das Tier auf die Wiese hinter einen der Seitenflügel führen würde. Dort befanden sich auch die anderen Campons und Lagta würde die sicherlich gesittet wartenden Tiere der Schwestern wahrscheinlich mit allerhand Albereien aufmischen... Aber darum, so dachte Tara, sollte sich ruhig eine Avessana kümmern.

Nur ein kleiner Sandplatz lag noch zwischen ihr und dem hohen, hölzernen Schlosstor, das mit allerhand floralen Schnitzereien geschmückt war. Üblicherweise standen hier Wachen, die für den Einlass zuständig waren. Jetzt konnte Tara niemand erblicken und ein Flügel des Eingangtores stand sogar offen.

Doch schon bemerkte Tara eine Avessana aus dem Ostflügel zu ihrer Rechten kommen. Wartend blickte die Oberhexe an der Fassade hinauf und nahm eine Bewegung in einem der Fenster wahr. Gleich neben dem großen Hauptbalkon über dem Eingang stand Bavonta, den Regenschutz vom Fenster zur Seite ziehend. Die Prinzessin der Avessanas grüßte die Oberhexe mit einem Kopfnicken, wie es bei den Avessanas üblich war. Der größte Teil ihres dichten, blonden Haares war unter einer graublauen Haube verborgen, was Tara bedauerte. Nur einige Strähnen schauten hervor und schmiegt sich an ihren kräftigen, weißen Hals. Bavonta schaute ein wenig hochnäsig herab, doch Tara bildete sich ein, auch Wiedersehensfreude in den dunkelblauen Augen zu bemerken und schenkte der Prinzessin ein warmes Lächeln und für einen Moment ihre ganze Aufmerksamkeit.

Die hätte sie aber besser mit ihrem Campon geteilt, denn Lagta erblickte eine zu reizvolle, tiefe Pfütze direkt vor ihrer Reite-

rin. Tief und rund lag die Lache vor Taras Füßen, wie ein kleiner See. Lagta konnte nicht widerstehen, ihr schwerer Körper spannte sich und dann sprang sie schwungvoll mit den Vorderhufen in die Wasserlache. Mit ihrer Schulter rempelte sie die Oberhexe dabei kräftig an. Tara hatte keine Chance. Der Stoß war so unerwartet und heftig, selbst wenn sie schneller hätte reagieren können, hätte sie auf dem glitschigen Boden keinen Halt gefunden. So geschah das, was Tara während des langen Ritts hatte erfolgreich vermeiden können: Sie schlug der Länge nach in den Dreck.

Einen Moment blieb sie einfach liegen. Der Gedanke, dass Bavonta es mit angesehen hatte, ließ sie vor peinlicher Scham schauern. Vorsichtig drückte sie sich schließlich in den Stand, um sich nicht noch mehr zu beschmutzen und vermied es dabei, den Blick zum Fenster zu heben. Zwar war sie einerseits der Versuchung nahe, die Reaktion der Prinzessin auf das blamable Missgeschick zu prüfen, aber andererseits wollte sie es lieber doch nicht wissen, wollte nicht die Schadenfreude in Bavontas Gesicht sehen.

Der helle Sand klebte an den Hosenbeinen, an Bauch und Brust und auch im Gesicht fühlte sie den nassen, kalten Matsch.

Langsam hob sie den Kopf und knurrte wütend das Campon an: „Das hast du ja toll hinbekommen.“ Lagta legte unschuldig erstaunt den Kopf schräg. „Ich sollte dich schlachten und braten.“ Sie hätte noch weiter geschimpft, wäre ihr nicht das breite Grinsen der Avessana aufgefallen, die an Lagtas Kopf stand. Als würde ihr die offen zur Schau getragene Häme nicht genügen, erkundigte diese sich mit betont besorgter Stimme: „Du hast dich doch hoffentlich nicht verletzt?“

Die Avessana, so fand Tara, war eine einzige Provokation und

sie hatte nicht vor, sich von ihr verhöhnen zu lassen. In der ohnehin angespannten Situation zwischen Avessanas und Oberhexen, war es vermutlich äußerst ungünstig, sich zu einem Gegenschlag hinreißen zu lassen, aber Tara wäre nicht Tara gewesen, wenn sie die immer noch grinsende Avessana nicht in die Schranken verwiesen hätte. Also verengte sie die Augen und sprach mit einer unheilvoll ruhigen Stimme: „Halte dich lieber zurück und verbirg deine Freude besser. Ich bin ein nachtragender Typ und wir könnten uns zu anderer Zeit, an einem für dich weniger sicheren Ort wiedersehen.“

Während Taras Rede war der Avessana das breite Grinsen auf dem Gesicht ein wenig entglitten, und der Hohn wich einem furchtsamen Ausdruck. Die Oberhexe ahnte, dass sich ihr Gegenüber gerade vorzustellen versuchte, wie sich diese überempfindliche, humorlose Oberhexe mit dem schrecklichsten Einsatz ihrer verfluchten magischen Kräfte an ihr rächen könnte und bereute sicherlich bereits, sich über sie lustig gemacht zu haben. Die Avessana griff wortlos in das dichte Fell des Campons und führte es fort.

In einer tiefen Pfütze neben dem Eingang wusch sich Tara die Hände und das Gesicht so gut es eben ging. Dann schlug sie den hölzernen Türklopfer, in Gestalt eines Vogels, der einen weißen Kiesel im Schnabel trug, gegen den geschlossenen Flügel des Tors.

Eine Avessana erschien in der offenstehenden Tür und grüßte knapp mit höflichem, aber keineswegs freundlichem Kopfnicken: "Oben!"

Tara wollte ihr keine Gelegenheit geben, ebenso unverschämt zu reagieren, wie die Avessana zuvor, wenn sie die verdreckte Kleidung des Gastes bemerken würde, und schritt eilig an der

Türwächterin vorbei.

Der Ärger war vermutlich sowieso schon vorprogrammiert, wenn Gritta Wind davon bekäme, dass Tara eine ihres Volkes bedroht hatte. Vermutlich würde sie der Oberhexe Hausverbot erteilen, wenn sie von der subtilen Androhung gegenüber einer ihrer Untertanen hörte.

Tara lief also, so rasch es möglich war, an den vielen Bedienten und Wachen vorbei, ohne ihre selbstbewusste Ausstrahlung und Würde zu verlieren, die breite Treppe zum Saal hinauf und zur Tür des großen, hellen Raumes. Diese war glücklicherweise unbewacht und stand nur einen Spalt offen, so dass sie sich unbeten noch einmal strecken und tief durchatmen konnte, bevor sie mit erhobenem Haupt den Saal betrat.

Den Saal hatten die Avessanas für angenehmere Zusammenkünfte gebaut und das merkte man ihm an. Die mit hellem, rötlich schimmerndem Holz verkleideten Wände, waren mit Stoffbehängen geschmückt, auf denen zahlreiche naturgetreue Abbildungen von allerlei Tieren, besonders Vögeln und Pflanzen zu finden waren. Die Motive wiederholten sich als Schnitzereien in einigen schmalen Holzsäulen, die die Wände in hohe Rechtecke teilten, und waren auch an den breiten Türrahmen zu finden. Selbst die hellgrauen, steinernen Bodenfliesen, wurden von kunstvollen Mosaiken unterbrochen, die sich in runden Formen und Bögen zu einem anmutigen Muster vereinten. Die Südseite des Saales die zur Stadt hin lag, war durch zahlreiche Fensteröffnungen durchsetzt, die an sonnigen Tagen für eine fröhlich, helle Stimmung sorgten. Heute jedoch vermochte die Sonne es nicht, ihre Strahlen durch die schweren dunklen Wolken zu schicken und obwohl man die Regentücher schon zur Seite gebunden hatte, musste das Dämmerlicht im Raum von einigen Lampen unter-

stützt werden, die von der Decke hingen. Die Avessanas hatten die Lampenschalen mit einem Pflanzensaft gefüllt, der nun langsam und hell verbrannte und süßlich herbe Duftschwaden durch die Luft schickte.

Beim Eintreten verschaffte sich Tara einen schnellen Überblick und stellte fest, dass sie wieder einmal die Letzte war. Die drei Ratsschwestern hatten sich bereits auf einigen der großen Kissen niedergelassen, die in einem kleinen Kreis in der Mitte des Raumes angeordnet waren. Ihnen gegenüber saß Dwitti, eine der Ältesten der Boga, rechts und links von ihr standen Ripitti und eine Boga mit rötlich glänzendem Haar, die Tara nicht kannte. Die beiden zogen es vor, stehen zu bleiben, was niemanden überraschte. Längere Zeit im Sitzen zu verbringen war für die meisten Boga eine unangenehme Übung, die nur die Ältesten beherrschten. Doch selbst bei Dwitti zeugten das häufige Wackeln mit den Beinen und Klopfen der Hände auf das erdfarbene Sitzkissen von ihrem unterdrückten Bewegungsdrang.

Am weitesten entfernt vom Eingang und auch dem schmalen Zugang in den Sitzkreis hatten Gritta, Bavonta und zwei weitere Avessanas, die ihre Königin und Prinzessin als Leibgarde einrahmten, Platz genommen. Gritta thronte auf einem gelblichen Kissen, das um einiges dicker war, als die Sitze der Gäste. Sie trug einen dunkelbraunen Mantel, der ihre beträchtliche Leibesfülle zu einem unförmig massigen Erdklumpen zu verschmelzen schien.

Tara schritt durch die Halle, an ihren Schwestern vorbei, die an der fensterlosen Wand ebenfalls auf Kissen Platz gefunden hatten. Den Blick richtete sie dabei stur auf die Königin, um die erst erstaunten, dann verärgerten oder amüsierten Blicke ihrer Schwestern nicht sehen zu müssen. Aus den Augenwinkeln be-

merkte sie das schnelle, verwunderte Kopfschütteln der Boga, als sie der unangemessen verdreckten Garderobe der Oberhexe gewahr wurden. Und schließlich musste sie noch das breiter werdende Grinsen der beiden Beschützerinnen der Königin ignorieren, bevor sie sich vor Grittas Kissen auf ein Knie sinken lassen konnte. Dabei rieselte ein wenig Sand auf den Steinboden.

Die Königin hob die Brauen, was ihre Augen, deren tiefes, dunkles Blau sie ihrer Tochter vererbt hatte, einen erstaunten Ausdruck verlieh. „Ich grüße Euch Taraya, auch wenn ich mich sehr über Euer Erscheinungsbild wundern muss.“

Tara nickte zur Begrüßung und entschuldigte sich mit möglichst gleichmütigem Tonfall: „Es tut mir Leid. Ein kleiner Unfall...“ Sie warf einen kurzen Seitenblick auf Bavonta, die unterdrückt lächelte. „Ich hatte keine Gelegenheit mehr mich zu säubern.“

„So? Mir scheint, ihr Oberhexen seid ohne eure Magie nicht einmal in der Lage für ein ordentliches Äußeres zu sorgen. Dann verwundert es natürlich nicht allzu sehr, dass ihr ständig gegen die Regeln verstößt, wenn ihr schon nicht in der Lage seid, solch ein winziges Problem ohne eure Kräfte zu lösen.“

Tara dachte an Magos mahnende Worte, sich nicht mit Gritta anzulegen, sich nicht von ihr provozieren zu lassen und sich darin zu üben, den Mund zu halten. Also biss sie die Zähne zusammen und schwieg.

Bavonta erhob sich von ihrem blaugrauen Kissen. „Kommt Taraya, soviel Zeit sollten wir haben, um eure Kleidung ein wenig zu reinigen, bevor wir mit der Versammlung beginnen.“ Der Avessana an ihrer Seite, die sich ebenfalls aus dem Kissen drückte, deutete sie sich wieder zu setzen. Die muskulöse, schwarzhaarige Avessana warf einen fragenden Blick zu Gritta und nahm

dann wieder Platz.

Tara dankte ihrem Schicksal für diese überraschende Wende. Sie stand auf, nicht ohne weitere Sandhäufchen auf den Fliesen zu hinterlassen, und folgte der Prinzessin durch einen schmalen Seitenausgang. Sie folgte ihr dicht durch einen schmalen Gang und roch einen zarten Blumenduft, der aus Bavontas Haaren stieg. Sie liefen an mehreren schmalen Türen vorbei, bis zu einer steilen Treppe. Bavonta trug ein ähnlich mantelartiges, langes Gewand wie ihre Mutter. Aber bei dem Anblick des leichten zartblauen Stoffes, der sich an den breiten Hüften und dem prallen Hinterteil anschmiegte, während er darunter frei fiel und bei jedem Schritt leicht hin und her schaukelte, kamen Tara gänzlich andere Vorstellungen in den Kopf, als bei der Königin. Schon wesentlich heiterer als noch vor wenigen Minuten, stieg sie hinter Bavonta die Stufen hinauf.

Durch einen steinernen Bogen betraten sie ein Zimmer, dessen Mauern ebenfalls durch größere und kleinere Wandbehänge geschmückt waren. In einer Ecke waren zahlreiche große und kleine Kissen auf dem Boden ausgebreitet. Da die Farben der Stoffe sich fast ausschließlich auf Blautöne beschränkten, war es für die Oberhexe nicht schwer zu erraten, wer dieses Zimmer bewohnte. „Euer Reich?“

Bavonta bückte sich zu einer Holztruhe hinab. „Ja.“ Sie fischte ein grobes Tuch und eine Holzbürste heraus, die mit festen kurzen Tierborsten bestückt war. Wieder aufgerichtet, reichte sie Tara die Utensilien.

Die Oberhexe hatte die Prinzessin schon einige Male getroffen, auch unbeobachtet, aber nie hatte sie ihre Räume betreten und fragte sich, ob Gritta wohl einen Wutanfall bekäme, wenn sie erführe, dass ihre Tochter die Oberhexe nicht in einen Raum

der Seitenflügel, sondern in die eigenen Gemächer geführt hatte. Langsam begann sie ihr Hemd abzubürsten. „Es muss wohl ziemlich lächerlich ausgesehen haben, als mein Campon mich umgerannt hat.“

Bavonta lachte bei der Erinnerung und sie gehörte zu den Wenigen, die Tara damit nicht verärgerten. Im Gegenteil, die Oberhexe schaute in das strahlende Gesicht der Prinzessin und musste lächeln: „Meine Schwester, Podri, würde jetzt sagen: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

„Aber ich verspote Euch doch nicht.“ Bavontas Grinsen strafte sie Lügen.

„Schon gut.“ Tara war mittlerweile mit der Bürste bei ihren Beinen angekommen. „Amüsiert Euch nur.“

„Ihr müsst zugeben, dass es schon ein wenig lustig ist, wenn die stolze, starke Kriegerin der Oberhexen von ihrem Reittier umgeworfen wird und im Dreck aufschlägt.“

Tara freute sich über die Worte, die Bavonta zu ihrer Beschreibung gefunden hatte mehr, als sie sich über den Spott hätte ärgern können. „Ja, da habt ihr wahrscheinlich Recht.“

„Oh“, bemerkte die Prinzessin mit gespielter Enttäuschung, „Ihr stimmt mir zu? Seit wann seid Ihr so brav? Vorhin vor meiner Mutter ward Ihr schon so wehrlos. Habt Ihr euren Stolz in der Pfütze verloren?“

Tara richtete sich auf und reichte Bavonta die Bürste, ließ sie aber nicht los, als die Prinzessin sie ergriff. „Wenn Eure Frechheit euch nicht so gut stehen würde, hätte ich Euch für eure Unverschämtheiten schon längst Euer prächtiges Hinterteil ver-sohlt.“ Der Glanz in ihren Augen und ihre liebevolle Stimme ließen Bavonta unsicher lächeln und als sie dem tiefen Blick der Oberhexe nicht mehr standhalten konnte und die Augen senkte,

gab diese die Bürste frei.

Bavonta legte die Bürste zurück und griff nach einem Tongefäß, das neben der Truhe stand. Sie reichte es der Oberhexe.

„Glaubt Ihr denn, dass ich das so einfach geschehen ließe?“

Tara tauchte das Tuch in die mit Wasser gefüllte, hohe Schale. „Ich weiß es nicht. Vielleicht würdet Ihr Euch wehren, aber nützen würde es Euch nicht viel.“ Sie rieb mit dem Tuch über ihr Hemd. „Ihr seid zweifellos eine wehrhafte junge Avessana, aber letztlich darauf angewiesen, dass ich nicht den Wunsch verspüre, Euch Euren Spott auszutreiben.“

Bavonta nahm der Oberhexe das Wassergefäß ab und stellte es wieder auf seinen Platz, während sie sprach. „Und warum hegt Ihr diesen Wunsch nicht?“

Tara reichte der Prinzessin das Tuch und spielte das gleiche Spiel, wie zuvor mit der Bürste. Und während sie sprach, zog sie an dem Tuch, bis Bavonta dicht vor ihr stand und sie ihren Atem spüren konnte: „Weil ich nichts tun will, was Ihr nicht wollt.“

So verharrten die beiden und versuchten die Gedanken der anderen aus den Augen zu lesen. Bavonta gefiel, was sie sah und ein wohliger Schauer lief über ihren Rücken, aber sie bekam auch Angst. Angst vor den Konsequenzen, wenn sie Tarayas Werben und ihren eigenen Gefühlen nachgeben würde. Sie ließ das Tuch los und trat einen Schritt zurück. Schnippisch antwortete sie: „Ich denke, Ihr wehrt Euch vielleicht nur nicht gegen meinen Spott, weil Ihr Angst vor meiner Mutter habt. Könnte das nicht der Grund sein?“

Tara war enttäuscht über den plötzlichen Rückzug und gab der Prinzessin das Tuch. „Wie Ihr denkt.“

Sie blickte aus dem Fenster und sah den Turm mit den rötlichen Ringen fast greifbar nah vor dem Fenster aufragen. Eine

Avessana stieg die Wendeltreppe im Inneren empor, wie sie durch eines der kleinen Fenster im Turm sehen konnte. Schnell trat sie zurück an die Wand.

Als die beiden den Saal wieder betraten, konnten sie feststellen, dass die Anderen auf ihre Rückkehr gewartet hatten. Avessanas hatten Krüge und Platten mit Getränken und Essen zwischen die Kissen gestellt und man hörte ein allgemeines Schlucken, Kauen und Schmatzen. Gritta warf ihrer Tochter einen misstrauisch prüfenden Blick zu, als sie sich wieder neben ihr niederließ. Mago begutachtete ihre Schwester mit einem ähnlichen Blick, allerdings galt ihre Prüfung eher Taras Kleidung.

Schließlich ergriff Dwitti das Wort: „Wir können beginnen. Beginnen. Alle sollen daran denken, drei verschiedene Wesen: drei Arten zu sein. Verschieden.“ Sie wedelte mit der Hand in Richtung der Avessanas. „Tragt Euer Anliegen vor.“

Gritta war eine beeindruckende Erscheinung und nun richtete sie den Oberkörper auf und unterstrich den mächtigen Eindruck damit noch. Ihre Stimme stand ihrem Körper in nichts nach, laut und dröhnend hallte sie durch den Raum. „Wir wollen und können es nicht länger hinnehmen, dass die Oberhexen immer wieder gegen die Regeln verstoßen. Es war zu mühselig für unser Volk, dieses Gesetz durchzusetzen. Da können wir doch jetzt nicht zulassen, dass die Oberhexen es ungestraft, wieder und wieder brechen.“

Die Schwestern und die Boga blickten mit ausdruckslosen Gesichtern die Königin an, während sie mehr oder weniger aufmerksam ihrer Rede lauschten. Schon nach wenigen Sätzen war Tara nicht mehr bereit, Grittas sich ständig wiederholenden Vorwürfen länger zuzuhören.

Lieber betrachtete sie Bavonta. Die Gelegenheiten sie zu sehen, waren spärlich genug. Auf Anweisung ihrer Mutter verließ sie das Schloss nur selten und dann stets in Begleitung mindestens einer ihrer Leibwachen. Meistens war es Ültja, die auch jetzt an Bavontas Seite saß. Sie war groß und massig und immer auf der Hut. Ültja wich der Prinzessin nicht von der Seite, hatte ihre finster blickenden, fast schwarzen Augen überall und hätte ihr Leben gegeben, um Gritta nicht zu enttäuschen. Ihre Königin hatte ihr Bavonta anvertraut und sollte diese unter ihrer Aufsicht etwas zustoßen, würde sie sich vermutlich aus einem der obersten Turmfenster stürzen.

Ültja machte ein Treffen mit der Prinzessin außerhalb des Schlosses so gut wie unmöglich. Sogar jetzt beobachtete sie den Blickkontakt der beiden und Tara ahnte, dass sie ihre Beobachtung im Anschluss an das Treffen sofort an Gritta weitergeben würde. Jedoch stellte dies kein größeres Problem dar, denn längst hatten sogar die Avessanas das Knistern zwischen der Oberhexe und der Prinzessin vernommen.

Die Avessanas vermuteten sicher, dass die Oberhexe das Herz ihrer Prinzessin verhext hatte, wie hätte sich eine avessanische Prinzessin sonst in eine dieser schrecklich gefährlichen Weiber vergucken können? Doch sie vertrauten darauf, dass Gritta ihre Tochter vor der magischen Macht beschützen würde. Den Schwestern war Taras Vorliebe für die hübsche, kecke Bavonta natürlich auch nicht entgangen. Mago hatte zwar die üblichen mahnenden, warnenden Worte parat gehabt, es aber schnell aufgegeben, der Schwester Vorhaltungen zu machen. Auch sie vertraute darauf, dass Gritta Sorge tragen würde, dass die beiden sich nicht zu nahe kommen konnten und damit neue Verwicklungen zwischen Avessanas und Oberhexen herausfordern würden.

Doch sonderbarer Weise betrachtete Gritta den kleinen Flirt nur als jugendliche Verirrung ihrer Tochter, nicht zu verbieten, aber leicht zu unterbinden und deswegen kein Grund zur Sorge. Sie vertraute der Tochter, dass nichts Ernsthaftes, nichts Tiefes in dem Geplänkel steckte. Bavonta hatte ihr schon häufig bestätigt, was sie von diesen Hexenweibern hielt. Nie und nimmer würde sie aus dem Spiel ernst werden lassen. Bald war es eh vorbei.

So machte sich eigentlich niemand größere Sorgen, außer Bavonta. Sie konnte nicht anders, musste immer wieder zu der Oberhexe schauen. Wie sie in ihre Augen geblickt hatte oben in ihrer Kammer... Die Zärtlichkeit in ihrem Blick war ihr durch den ganzen Körper geflossen und hatte eine angenehme, aufregende Wärme hinterlassen. Bavonta war sich darüber im Klaren, dass ihre Mutter die Gefühle der Tochter als alberne Schwärmerie abtat. Und die Prinzessin wusste diese Meinung bei jeder sich passenden Gelegenheit zu untermauern. Gritta liebte ihre Tochter auf ihre ganz eigene beherrschende Art. Wenn sie wüsste..., wenn sie Bavontas Träume kennen würde, die Königin würde sie einsperren und sich den einzigen Schlüssel um den Hals hängen.

Schon in ein paar Wochen würde die „Werbezeit“ beginnen. Jede Avessana im zeugungsfähigen Alter könnte sich dann um die Hochzeit mit der Prinzessin bewerben. Bavonta graute es davor. Nur eines machte ihr Hoffnung, *sie* könnte die richtige Bewerberin wählen oder eben auch jede andere ablehnen. Noch ahnte sie nicht, dass die Wahl ihrer Partnerin längst abgeschlossen war.

Die Königin beendete ihre Rede. Die Zuhörer benötigten einige Zeit, um die eigenen Gedanken wieder zurückzurufen von mehr oder weniger fernen Reisen.

Dwitti ergriff das Wort und richtete es an Mago: „Nun ihr

habt gehört. Alles gehört. Gritta hat Recht. Ihr habt die Regeln gebrochen. Mehrmals gebrochen. Verteidigt euch.“

Mago lächelte höflich und kam dann der Aufforderung mit ihrer ruhig sachlichen Stimme nach: „Wie alle Anwesenden wissen, haben wir uns an die Regel gehalten. Immer. Wir haben Rücksicht genommen auf die Ängstlichkeiten der Avestanas. Eine Ausnahmesituation hat uns in letzter Zeit jedoch gezwungen, ab und zu unsere Kräfte auch außerhalb unserer Häuser anzuwenden. Unsere neue Schwester ist noch etwas verschreckt. Außerdem kann sie sich noch nicht selbst schützen und braucht uns. Um das Kind nicht zu gefährden, mussten wir hin und wieder Magie einsetzen. Aber da es sich um keinen andauernden Zustand handelt und die Kleine jetzt schon viel vernünftiger geworden ist, kann ich versichern, dass wir uns schon bald wieder ausnahmslos an die Regel halten werden.“

Gritta wollte sich nicht so leicht beruhigen lassen. „Auch wir haben Kinder, genauso wie die Boga. Wir benötigen auch keine Magie, um sie groß zu ziehen. Wenn wir dieses Verhalten gestatten, werdet Ihr es auch in Zukunft ausnutzen. Ich erwarte eine Bestrafung und die sofortige Einhaltung des Gesetzes.“

„Ihr habt es richtig gesagt: Ihr habt Kinder. Wir haben *ein* Kind, und das alle dreiunddreißig Jahre. Wenn einem eurer Kinder etwas geschieht ist das traurig, aber gehört zum Lauf der Dinge. Geschieht unserer Schwester etwas, entsteht eine Lücke, die sich erst nach über vierhundert Jahren wieder schließt.“

„Daran hättet Ihr denken sollen, als Ihr in das Gesetz eingewilligt habt.“

„Wir haben es gut gemeint, als wir dieser absurden Regelung zugestimmt haben. Uns unsere Kräfte zu verbieten, ist das gleiche, als dürftet Ihr eure Handwerke nicht mehr ausüben.“

Grittas Stimme donnerte: „Mit unseren Fähigkeiten und Kräften erschaffen wir Schönes. Niemand muss sich dadurch bedroht fühlen. Eure Kraft ist eine Waffe. Ihr habt Kriegerinnen, wir nicht.“

Tara fühlte sich angesprochen. „Liebe Gritta, Ihr nehmt Euch zu wichtig. Krieger kämpfen nur gegen Gegner, nicht gegen einen Haufen verängstigter Vögel, egal wie kräftig sie gebaut sein mögen.“ Sie schaute mit herausforderndem Blick in Ültjas schwarze Augen.

Mago beeilte sich, Tara zu unterbrechen: „Wir werden unsere Kräfte auch zukünftig nur zum Schutz unserer jüngsten Schwester einsetzen. Fragt Ripitti. Sie war dabei, als das Kind in Gefahr war und kann Euch bestätigen, dass wir Magie einsetzen mussten.“

Ripitti nickte eifrig. „Ja, ja, ja. Es war gefährlich. Ein Kritsch wollte wegschleppen. Ein Kritsch.“

Und nun beging Gritta einen Fehler, auf den die Oberhexen gewartet hatten. „Ja, wenn Ihr dem Kind nicht anders Herr werden könnt, dann sperrt sie halt ein, damit sie nicht fortlaufen kann. Das ist doch nicht unsere Sorge.“

Die Schwestern schwiegen mit betretenen Gesichtern und die Boga-Älteste nahm das als Gelegenheit, ihrem Entsetzen über diesen Vorschlag Ausdruck zu verleihen. „Wir sperren keine Kinder ein. Oberhexen sperren keine Kinder ein. Einsperren ist grausam. Grausam. Dumme Forderung. Dumm.“

Gritta schnaubte wütend durch die Nase. „Wozu habt Ihr ein Gesetz geschaffen, wenn die Oberhexen sich nicht daran halten müssen?“

Dwitti antwortete in herrischem Tonfall: „Gesetz ist da. Oberhexen halten sich daran. Halten sich daran. Ausnahme ist das

Kind in Gefahr. Gefahr.“

Besser hätte es für die Schwestern nicht laufen können. Dwitti hatte mit einem Satz eine Ausnahmeregelung geschaffen.

Gritta schäumte vor Wut. „Dann ist das Gesetz nichts mehr wert. Die Oberhexen werden ihre Kräfte einsetzen, wann immer sie wollen und sich hinterher darauf berufen, dass sie das Kind schützen mussten.“

Dwitti blickte die Schwestern an: „Ihr werdet das Gesetz achten? Es achten?“

Mago nickte: „Selbstverständlich. Wir haben das Gesetz immer geachtet, warum sollten wir es jetzt nicht mehr tun?“

Dwitti sprang auf, bevor die Königin der Avessanas noch etwas erwidern konnte. „Gut, gut, gut.“ Sie vertrat sich nach dem langen Sitzen die Beine, indem sie drei Mal um die Sitzenden lief. Dann blieb sie an ihrem Platz stehen. „Sitzung beendet! Ende.“

Die Oberhexen erhoben sich mit selbstzufriedener Gelassenheit. Sie nickten grüßend zu den empörten Avessanas, Tara blinzelte Bavonta zur Verabschiedung noch ein Mal heimlich zu, und dann verließen die Schwestern den Saal.

Die Boga huschten nach ihnen hinaus.

Gemeinsam warteten sie auf dem Schlossplatz auf die Camps der Oberhexen. Ein heftiger Regenschauer entlud sich gerade aus einer schwarzen Wolke. Dwitti blinzelte Tara an: „Sei vorsichtig Taraya. Vorsichtig. Wenn du Fehler machst. Gritta will Strafe. Ich kann nicht helfen. Nicht helfen.“

Tara nickte. „Danke Dwitti. Ich werde aufpassen.“

Zwei Avessanas führten die Reittiere heran. Die Boga grüßten und flitzten davon. Die Schwestern schwangen sich auf die Camps und ritten gemächlich über den Sandweg. Tara blickte über

die Schulter zurück und sah Bavonta an einem Fenster stehen.  
Sie hatte sich ihrer Kopfbedeckung entledigt und ihr volles, glänzendes Haar lag in weichen, dicken Strähnen über ihren Schultern.

Drei Tage hatte es geregnet, doch heute war ein trockener Morgen. Tississi brutzelte Eier und Tara saß am Tisch und blätterte in einem Buch, dessen in ledergebundene Seiten gelblich waren und beim Umblättern knisterten. „Die Hexen in Deutschland haben große Fortschritte gemacht, auch in Spanien und auf den Inseln, selbst die Probleme im Norden bekomme ich langsam in den Griff. Überall sind Zirkel entstanden und sie werden stärker. Als nächstes sollte ich Bischu unterstützen und mich um die asiatische Verwandtschaft kümmern. Das wird um vieles schwieriger. Mir scheint es, dass dort alles zu extrem ist. Der Glaube an die Magie und die Magie selbst. Das alles scheint doch mehr mit Aberglauben zu tun zu haben.“

Tississi schob das Buch mit einem Teller beiseite, auf dem drei große Eier in einer grünen Soße schwammen. Selbstverständlich handelte es sich hierbei um taube Eier, die nicht befruchtet worden waren. Boga aßen kein Fleisch. „Das ist gut. Gut. Dann sind Hexen stark. Du musst nicht soviel lehren. Ist leichter. Leichter.“ Sie legte einen Löffel neben den Teller.

Tara lehnte sich zurück und streckte ihren Rücken. „Aber auch das Böse ist dort stark und kämpft mit allen Mitteln gegen den kleinsten Funken guter Kraft. Je fähiger die Hexen, desto aggressiver wird der Gegner. Das war schon immer so. Da hat sich in den letzten fünfhundert Jahren auch nichts dran geändert.“

Saskia tappte ins Zimmer. Sie trug noch das Nachtgewand, das Podri für sie angefertigt hatte. Es war einfarbig, wie alle Stoffe, die die Schwestern trugen. Sie hatten nicht viel Sinn für Schmuck und Muster, auch wenn sie Schönheit handwerklicher Arbeit zu schätzen wussten, legten sie selbst doch mehr Wert auf

praktische Sachlichkeit. Außer Silva natürlich, die Künstlerin unter den Schwestern.

Das Mädchen setzte sich auf ihren Platz unter dem Fenster.

Tara blickte in das Gesicht, auf dem ein roter Streifen über die Stirn vom Schlaf auf einer Kissenfalte zeugte. Sie wusste längst, dass Saskia ihre Zeit brauchte, um so wach zu sein, dass man sie ansprechen konnte. Darum beließ sie es bei einem schlichten: „Guten Morgen“, und aß dann ihre Eier, während sie weiter in dem Buch las.

Als auch Saskia aufgeessen hatte, forderte Tara sie auf sich fertig zu machen: „Wir werden heute unsere ersten Übungen machen.“

Saskia schaute auf, sprang vom Stuhl und flitzte in ihr Zimmer.

Tara freute sich, dass der Trübsinn aus ihren Augen verschwand, sobald die Neugierde auf ihre Hexenkräfte das Mädchen ergriffen hatte. Deswegen wollte sie auch schon mit den Übungen beginnen, obwohl die Schwestern gemahnt hatten, dass Saskia schnell die Lust verlieren könnte, wenn ihre ersten Bemühungen keinen Erfolg zeigen würden.

Wenige Augenblicke später stürmte Saskia wieder ins Zimmer und trug jetzt Hosen und Hemd in dunklem Grün wie ihre Ziehmutter.

Tississi scherzte: „Flink wie ein Zalji. Du bist Boga-Mädchen. Boga-Mädchen. Bestimmt.“

Saskia setzte sich auf ihre Bank und blickte ihre Lehrerin erwartungsvoll an. Tara klappte ihr Buch zu. „Als Erstes wirst du lernen, Dinge zu bewegen, nur durch deinen Geist. Hol mir mal das Pendel aus dem Regal. Es liegt neben der Eidechse. Aber lass dich nicht beißen.“

Die Eidechse mit dem aufgerissenen Maul, in dem viele kleine Zähne schimmerten, befand sich fast auf Saskias Augenhöhe. Sie hatte sie schon entdeckt, als sie vor ein paar Tagen heimlich, wie von einem inneren Drang getrieben, die sonderbaren Gegenstände begutachtet hatte. Es war nicht zum ersten Mal geschehen, aber dieses Mal mit erwartungsvoller Neugierde, was all diese Gegenstände wohl mit den Kräften der Schwester und vielleicht auch mit den eigenen zu tun haben könnten.

Tatsächlich lag neben der braunen Echse ein silberner Gegenstand in Form eines Tropfens, der an einem Lederband befestigt war. Sie wollte danach greifen, als sie furchtbar erschrak, weil das Maul der Eidechse plötzlich zuschnappte. Die Echse blickte sie aus ihren gelben Augen böse an, aber bewegte sich nicht von der Stelle. Nur das Maul öffnete sich wieder.

Saskia traute sich nicht, noch ein Mal die Hand an der Eidechse vorbei zu schieben und schaute sich ratlos zu Tara um. Die Oberhexe hatte Saskias Unterfangen beobachtet. „Sie kann dich nicht beißen, wenn du ihrem Maul nicht zu nahe kommst. Sie kann nicht laufen, nur den Kopf und das Maul bewegen. Versuch es noch mal!“

Saskia starrte unschlüssig auf die Echse, die wieder ihre spitzen Zähne zeigte. Dann entschloss sie sich zu einem zweiten Versuch und griff blitzschnell zu. Das Reptil schnappte mehrfach, konnte ihre Hand aber wie versprochen nicht erreichen. Trotzdem war ihr das Tier nicht geheuer und schnell lief sie mit ihrer Beute zurück zum Tisch. Sie setzte sich wieder und reichte ihrer Lehrerin das Pendel.

Tara knotete das Band an der Lampenschale fest, die über dem Tisch hing. „So, jetzt muss es erst ganz ruhig hängen und dann zeige ich dir, was du tun musst.“

Saskia beobachtete gespannt das Pendel. „Es hängt ruhig“, flüsterte sie schließlich.

Taras waldgrüne Augen begannen zu glänzen. Lange nicht so intensiv, wie Saskia es schon häufig beobachten konnte. Es war kein Leuchten, sondern nur ein Glanz. Und der Metalltropfen begann sich zu bewegen, erst schwang er im Kreis, dann hin und her und schließlich hüpfte er wild an dem Band, als wollte er es zerreißen. Dann plötzlich hing er wieder ganz still.

Tara konnte Saskias Atem hören. Mit offenem Mund und großen Augen hatte sie das Schauspiel betrachtet. „Das kann ich auch?“ fragte sie ungläubig.

„Das ist nur der Anfang. Aber du wirst fleißig üben müssen. Sieh das Pendel an! Ganz genau. Du musst es fühlen können. Das kühle Metall, seine glatte Rundung, sein Gewicht. Wenn du es so intensiv fühlst, als hättest du es in deiner Hand, dann stelle dir vor, wie du es bewegst.“

Saskia bemühte sich, wie man deutlich an ihrem Gesichtsausdruck ablesen konnte. Doch es geschah nichts. Nach einer Weile gab sie auf und schaute hilfesuchend zur Schwester: „Es geht nicht.“

„Stell dir vor, du würdest von dem Pendel träumen, kannst du das? Es ist eben am Anfang nicht so einfach. Wenn du den Bogen erst raus hast, wirst du noch ganz andere Dinge bewegen können. Versuche es weiter.“

Saskia bemühte sich erneut.

Tara wollte sie gerade unterbrechen und zu einer Pause auffordern, als Saskia mit der Hand wütend nach dem Pendel schlug. Das Mädchen rutschte von der Bank herunter, und die Oberhexe konnte gerade noch sehen, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, bevor sie in ihr Zimmer stürmte.

Tississi schaute erstaunt von einem Kessel auf, den sie gerade putzte. „Ach herrje. Herrje.“

Tara guckte schuldbewusst drein: „Ich hätte auf die Schwestern hören sollen. Es war wohl zu früh.“

Reuig folgte sie Saskia und fand sie weinend auf ihrem Bett. Zusammengerollt lag sie da, zitternd, schluchzend und in ihr Kissen schniefend. Tara setzte sich auf die Bettkante und strich ihr tröstend über den Rücken. „So einfach ist das mit der Magie nicht. Es dauert eine Weile, bis du sie lenken kannst.“ Schweigend blieb sie sitzen und streichelte die kleine Schwester. Seit Saskia hier war, hatte Tara sie nicht weinen gesehen. Auch gehört hatte sie nichts, obwohl ihre Zimmer nebeneinander lagen und sie manche Nacht angestrengt gelauscht hatte. Es war ihr sonderbar erschienen, hatte sie erleichtert und gleichzeitig beunruhigt. Und so ging es ihr jetzt wieder.

Endlich hatte Saskia sich ein wenig beruhigt. Sie legte den Kopf seitlich und Tara konnte in ihre roten, geschwollenen Augen sehen. Aus einer Hosentasche zog die Oberhexe ein kleines Tuch. „Hier!“

Saskia nahm es und schnäuzte sich. „Ich will nach Hause.“

Ihre Stimme hatte so flehend geklungen, dass es Tara ins Herz traf. „Dein zu Hause ist jetzt hier, bei deinen Schwestern, Tississi und mir.“

„Ich will zu Mama!“ plärrte die Kleine und neue dicke Tränen liefen über ihre Wangen.

„Das geht nicht. Du kannst sie erst in ein paar Jahren wiedersehen. Bis dahin musst du bei uns bleiben und lernen eine richtige Oberhexe zu werden.“ Tara hob Saskias Kinn an. „Willst du nicht das Hexen lernen?“

Saskia Antwort war kaum zu verstehen: „Doch. Aber bei

Mama.“

Tara strich ihr die Haare aus der Stirn. „Das geht nicht beides. Erst lernst du Hexen, dann kannst du wieder zurück zu deiner Mutter.“

Das Mädchen schien das nicht sehr tröstlich zu finden und ein neuer scheinbar nie mehr versiegender Tränenstrom löste sich aus ihren Augen.

Die Oberhexe konnte es nicht mehr mit ansehen. „Kannst du schon schreiben?“

Saskia blinzelte durch Tränenschleier und nickte.

Tara erhob sich, hockte sich an das Bett, so dass sie sich mit Saskia auf Augenhöhe befand. Ihre Stimme klang streng und drohend: „Du musst das für dich behalten. Niemand darf das erfahren. Hörst du? Niemand. Auch Tississi oder Cora nicht.“ Das Mädchen nickte verwirrt. „Du darfst deiner Mutter einen Brief schreiben. Ich muss heute Abend fort, dann nehme ich ihn mit. Aber wenn du zu irgendjemand auch nur ein Wort sagst, wirst du zu einer anderen Schwester kommen. Und ich möchte mir lieber nicht ausmalen, was die Schwestern mit *mir* machen würden. Du darfst, solange du hier bist, eigentlich keinen Kontakt zu deiner Mutter haben. Das ist eine alte Regel, eine sehr alte Regel. Du darfst dich nicht verplappern.“

Saskia nickte aufgeregt.

„Ich bringe dir Papier und Feder. Wenn du vorne am Tisch schreibst, könnte Tississi etwas mitbekommen.“

Tara hatte sich wieder in das Buch über asiatische Hexenkunst vertieft. Sie las so konzentriert, dass sie das Zischen erst nicht beachtete, doch dann schaute sie in Richtung der Schlafräume, von wo das Geräusch her kam. Saskia machte „pssst“ und winkte

mit Papierbögen.

Die Oberhexe musste grinsen und winkte zurück. Als sie Saskias verwirrtes Gesicht sah, lachte sie. „Du kannst herkommen, Tississi ist gerade raus. Sie sammelt Kräuter, das kann sogar bei ihr einige Zeit dauern.“

Saskia kam zum Tisch gelaufen und streckte der Oberhexe zwei beschriebene Blätter entgegen. Die Schrift war groß und gemalt. Tara nahm die Seiten, ohne genau hin zu gucken. „Da warst du aber fleißig.“ Sie zog eine Schublade unter der Tischplatte auf und nahm einige Dinge heraus. Erst faltete sie den Brief ordentlich, klappte dann ein leeres Papier darum und legte es vor sich hin. Dann entzündete sie eine Kerze, natürlich mit dem Glanz ihrer Augen, erhitzte darüber ein Stück grünes Siegelwachs und verschloss damit das gefaltete Papier. Zum Schluss drückte sie ihren Ring in die weiche Masse und wartete einen Moment. „So, verschlossen und versiegelt!“

Saskia staunte und drückte vorsichtig mit dem Finger auf den Abdruck in dem mittlerweile festen Wachs. „Warum machst du das?“

„Das ist ein Siegel. Damit verschließt man einen Brief, wenn man gerade keinen selbstklebenden Briefumschlag zur Hand hat.“ Sie schmunzelte. „Wir sind halt alt. Aber: es erfüllt denselben Zweck.“ Tara schaute die kleine Schwester prüfend an. „Ich hoffe, du hast in deinem Brief nicht nur geschrieben, wie furchtbar hier alles ist und rumgejammert. Nicht, dass deine Mutter sich noch größere Sorgen macht.“

Das Mädchen überlegte, bevor sich eine senkrechte Falte auf ihrer Stirn bildete. Sie schüttelte den Kopf, aber ihr schlechtes Gewissen war nicht zu übersehen.

„Hm, ich sehe schon. Hast du auch irgendwas Nettes geschrie-

ben?“

Sie nickte. „Schreibt Mama mir denn auch?“

Tara zögerte, dann sagte sie ernst: „Ich weiß nicht einmal, ob ich ihr den Brief persönlich geben kann. Vielleicht ist sie nicht zu Hause, und ich werde kaum Gelegenheit haben sie zu suchen. Selbst wenn ich sie treffe, werde ich vielleicht nicht warten können, bis sie dir eine Antwort geschrieben hat.“

Den Rest des Tages mühte Saskia sich mit dem Pendel. Tara ordnete immer wieder Pausen an und zeigte ihr, wie man am Bachufer die hiesige Art Heuschrecken fängt. Viktor, der dicke Kater, saß dann neben dem Mädchen im Gras und leckte sich das lange graue Fell. Er war viel zu faul und langsam, um selbst etwas zu fangen und hoffte, dass Saskia ihm einen Teil der Beute überlassen würde. Aber Tara hatte gefordert, dass Viktor sich sein Dessert schon selbst fangen müsste. Wenn das Mädchen eines der schnellen Insekten fangen konnte, betrachtete sie es vorsichtig durch ihre Finger hindurch, um es dann wieder seines Weges hüpfen zu lassen.

Es dämmerte, als Saskia an einem erneuten Versuch, das Pendel zum Schwingen zu bringen scheiterte und seufzte. Tara erhob sich und legte ihren Umhang um. „Ich werde jetzt gehen. Saskia, üb fleißig, aber mach auch Pausen!“

Tississi kochte gerade den Tee für das Abendessen. „Ich werde darauf achten. Achten. Wann bist du wieder hier?“

„Ich denke morgen Abend. Tschüss ihr beiden.“

Ihre Augen leuchteten, für einen Moment war der ganze Raum mit grünem Licht gefüllt, dann war sie fort.

Christine erschrak furchtbar, als genau vor ihrem Schreibtisch plötzlich ein grünes Leuchten auftauchte und einen Wimpern-

schlag später Tara vor ihr stand. Sie fasste sich ans Herz und fuhr die Oberhexe an: „Bist du wahnsinnig? Ich fall noch mal tot vom Stuhl.“

Tara grinste amüsiert: „Oh, entschuldige bitte. Ich dachte, du hättest dich schon daran gewöhnt. Auf dem Parkplatz draußen sind zu viele Leute, und ich wollte nicht auf dieser Weise vor den Hexen erscheinen.“

Christines Herzschlag beruhigte sich wieder und sie strich sich das lange dunkelblonde Haar hinter die Ohren. Derweil setzte sich die Oberhexe auf ein Sofa, das dem Schreibtisch gegenüber an der Wand stand. Christines braune Augen schauten immer noch ein wenig vorwurfsvoll. „Das hättest du ruhig tun sollen, das hätte die Frauen bestimmt beeindruckt.“

In vergnügtem Tonfall antwortete Tara: „Och, mach dir keine Sorgen, die bekommen heute noch ihre Showeinlage.“

„Von all den Hexen, die ich schriftlich, telefonisch oder persönlich kontaktiert habe, sind dreiundzwanzig gekommen, wovon fünf neu sind. Und von einer wusste ich gar nichts, die hat irgendwie selber Wind von unserem Treffen bekommen.“

"Hast du sie überprüft?"

Christine kränkte die Frage ein wenig: "Natürlich! Eindeutig Hexe! Nichts Böses weit und breit! Also kommen wir insgesamt auf vierundzwanzig Hexen."

Tara nickte: „Das sind nicht gerade viele, aber wir sind ja auch erst am Anfang. Nachdem es seit Jahrhunderten keine echten Zirkel mehr gibt, müssen wir wohl ein bisschen Geduld haben.“ Sie grinste: "Auch wenn das nicht gerade zu meiner Stärke zählt."

Die Zirkelleiterin schüttelte kaum merklich den Kopf. „Weißt du, was das Problem ist? Die eine Hälfte begreift nicht, dass sie

Hexen sind, die halten sich nur für besonders sensibel und esoterisch, und die andere Hälfte will es gar nicht wissen. Für die ist das Wort Hexe ein Schimpfwort, unnatürlich, unnormale.“

„Der Glaube an Magie und übernatürliche Kräfte ist eben auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Das hat allerdings auch den Vorteil, dass die bösen Kräfte uns hier noch weitgehend in Ruhe lassen. Seit sie wissen, wie kraftlos wir geworden sind, interessieren sie sich kaum noch für uns. Und wir können uns jetzt in aller Ruhe neu formieren.“

„Dein Wort in Gottes Gehörgang.“ Christine erhob sich.

„Wollen wir jetzt rüber gehen?“

Tara stand ebenfalls auf. „Ja, lass uns gehen.“

Sie gingen durch den Flur, der in einem kleinen Saal endete. Als Tara die Glastür öffnete, änderte sich ihre Aura. Christine hatte das schon mehrfach erlebt, aber es beeindruckte sie immer wieder. Eben im Büro stand noch eine ganz gewöhnliche Frau vor ihr, groß, selbstbewusst, schon irgendwie attraktiv und mit auffallend grünen Augen, aber abgesehen von dem sonderbaren Umhang gab es keine Anzeichen für die besondere Kraft, die in ihr wohnte. Nun, als sie den Türgriff berührte, umgab sie schlagartig eine ungewöhnliche, faszinierende Ausstrahlung. „Alles Show!“, hatte Tara ihr geantwortet, als sie sie früher einmal darauf angesprochen hatte.

Und es funktionierte wie immer. Die Frauen, die auf ordentlich aufgestellten Stuhlreihen auf die versprochene Ankunft der Oberhexe warteten, stellten sofort die Gespräche ein. Neugierig, aber vor allen Dingen mit Begeisterung beobachteten sie jede Bewegung der dunkel gelockten Frau in dem grünen Umhang. Christine schenkten sie hingegen wenig Beachtung. Der Zirkusdirektor tritt zurück, wenn der Star in die Manege schreitet und

das Spektakel beginnt, dachte die Hexe ein wenig höhnisch über das schlagartig verstummte Publikum.

Tara setzte sich an den Tisch, der vor den Stuhlreihen auf einer Art Podest aufgebaut war. Christine nahm an ihrer Seite Platz und begann dann auch mit der Begrüßung und einigen einleitenden Worten. Tara nutzte die Zeit, um sich die Damen einzeln anzusehen. Sie wusste, dass der intensive Blickkontakt die Hexen verzücken würde. Auch wenn sie den genauen Grund dafür nicht kannte und sie dieses sonderbare Verhalten oft verwirrt hatte, wollte sie die Chance nicht verstreichen lassen, die Frauen dadurch noch stärker an die Vereinigung zu binden.

Reihe für Reihe tastete sie die Hexen mit dem Blick ab, verharrte bei jeder der Frauen kurz, um dann zu der Nachbarin zu wechseln. Die meisten kannte sie bereits vom sehen, einige sogar beim Namen, doch dann traf sich ihr Blick mit dem einer jungen Rothaarigen. Tara erkannte die Frau sofort und erinnerte sich nur zu gut an diesen hasserfüllten Blick. Saskias Mutter saß in der ersten Reihe und schien nur auf diesen Blickkontakt gewartet zu haben. Sie sprang auf und stürzte auf die Oberhexe zu. Die rührte sich nicht und blickte ihr nur verärgert mit aufglühenden Augen entgegen.

Sarah stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, hinter dem Tara saß, beugte sich darüber und schrie: „Wenn du mir nicht meine Tochter wiederbringst, werde ich allen hier erzählen, was du getan hast.“

Die Anwesenden staunten über diese Frau, die offensichtlich eine Sprache benutzte, die niemand zuordnen, geschweige denn verstehen konnte und waren perplex über die Aggression der sonderbaren Hexe.

Tara hatte dafür gesorgt, dass nur Kauderwelsch aus Sarahs

Mund kam. Die Einzige, die sie verstehen konnte, war die Oberhexe, in dem sie ihre Gedanken las. Die gefielen ihr gar nicht und sie wollte auf jeden Fall verhindern, dass die Hexen mitbekamen, worum es hier ging. Also stand sie einfach auf und schickte Sarah eine gedankliche Mitteilung: „Wir sollten in Ruhe sprechen. Kommen Sie mit!“ Sie verließ den Raum und Saskias Mutter folgte ihr, während sie ihr wüste Beschimpfungen in den Rücken schleuderte, die aber niemand verstand.

Tara führte Sarah in das kleine Büro, lehnte sich an die Schreibtischkante und bot der Rothaarigen mit der Hand einen Platz auf dem Sofa an. Die aufgebrachte Mutter lehnte ab, blieb vor der Oberhexe stehen und schnaubte: „Das war Ihnen wohl unangenehm, was? Es soll wohl niemand wissen, dass die tollen Oberhexen Kinder rauben?“

Tara rollte angestrengt mit den Augen, aber sprach ruhig: „Warum könnt ihr Menschen es nicht akzeptieren, wenn ihr verloren habt? Noch Mal: Ihre Tochter bleibt bei uns! Sie könnten es auch übers Fernsehen bekanntgeben, deswegen kriegen Sie Ihre Tochter trotzdem nicht wieder. Jedenfalls nicht vor ihrem sechzehnten Geburtstag.“

„Und warum hatten Sie es dann so eilig, mit mir den Saal zu verlassen?“

„Sarah, jetzt hören Sie mir mal zu! Wir sind nicht erpressbar! Natürlich will ich nicht, dass Sie da drinnen so ein Fass aufmachen, aber wenn ich es nicht verhindern kann, steigen im schlimmsten Fall ein paar der Hexen wieder aus unseren Zirkeln aus. Für Sie ändert sich dadurch gar nichts! Abgesehen davon, dass Sie sich selbst in große Gefahr bringen.“

"Ach", höhnte Sarah, "jetzt geht es wohl noch darum, dass ihr *mich* beschützen wollt..."

"Spotten Sie lieber nicht! Was denken Sie, wird das Böse versuchen, wenn es wüsste, wer die Mutter unserer jüngsten Schwester ist? Es würde womöglich auf die selbe blöde Idee kommen wie Sie und versuchen unter der Androhung Ihnen zu schaden oder Sie gar zu töten, Ihr Kind fordern. Auch das Böse weiß, dass Saskias Tod die Schwesternschaft stark schwächen würde. Aber wie ich schon erwähnte, sind wir nicht erpressbar. Also würden wir in jedem Fall Ihre Ermordung oder was auch immer der Herausgabe Saskias vorziehen."

Saskias Mutter kaute auf ihrer Unterlippe und schwieg.

„Außerdem habe ich etwas für Sie, und das darf auch niemand mitbekommen.“ Tara zog Saskias Brief aus ihrem Umhang und reichte ihn Sarah. „Hier! Hat Saskia Ihnen heute geschrieben.“

Sarah riss das Siegel auf und entfaltete ungeduldig das Papier. Dann las sie die Zeilen ihrer Tochter. Jeder Satz schien eine neue Emotion bei ihr auszulösen, die sich deutlich in ihrem Gesicht widerspiegelte. Tara beobachtete die Mimik der Lesenden und wartete geduldig, bis sie am Schluss des Briefes angekommen war.

Vorwurfsvoll streckte Sarah der Oberhexe die beschriebenen Blätter entgegen: „Sie will nach Hause. Sie will zurück zu mir.“

Tara antwortete gleichmütig: „Bestimmt.“

„Sie ist unglücklich.“

„Nicht mehr.“

Sarah blickte noch ein Mal kurz auf die Zeilen: „Es ist gefährlich bei Ihnen. Sie schreibt von einem riesigen Vogel, der sie fressen wollte. Ich denke, Sie wollten sie beschützen, weil ich das ja angeblich nicht kann. Solange sie bei mir war, wurde sie jedenfalls von keinem wilden Tier angegriffen.“

„Vermutlich hat sie auch geschrieben, dass wir rechtzeitig da

waren, um sie zu retten?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Bei uns gibt es Vögel, bei euch Autos oder kranke Kerle, die Kindern auflauern. Das Leben beinhaltet die Möglichkeit zu sterben. So ist das eben bei Menschen. Das Risiko ist bei uns allerdings geringer, weil diese Regel für Oberhexen nicht gilt.“

Sarah wurde bewusst, dass die Oberhexe auch dieses Mal nicht zustimmen war und langsam wurde aus ihrer Wut wieder Verzweiflung.

Tara warnte: „Denken Sie nicht mal daran. Lassen Sie den Dolch, wo er ist. Sie möchten doch nicht, dass Sie wieder bewegungsunfähig werden. Das wäre dumm, denn dann könnten Sie Saskias Brief nicht beantworten.“

Saskias Mutter kaute wieder auf der Unterlippe. Dann nickte sie schwach. „Werden Sie ihn lesen?“

„Selbstverständlich nicht. Genauso wenig, wie ich den Brief Ihrer Tochter gelesen habe.“

Sarah öffnete den Mund, um ihre Zweifel kundzutun, aber die Oberhexe schnitt ihr mit herrischer Geste das Wort ab. „Ich habe jetzt keine Zeit mehr zu diskutieren. Schreiben Sie ihr, hier und jetzt. Sie finden hier alles, was Sie brauchen. Wenn das Treffen vorbei ist, können Sie mir den Brief dann geben.“ Ohne ein weiteres Wort verließ sie das Büro.

Als die Oberhexe wieder durch die Glastür in den Saal trat, verstummte das Gemurmel und Getuschel. Die Hexen hatten nicht verstehen können, warum Tara mit dieser aufgebrachtten Ausländerin den Saal verlassen hatte. Schnell hatten aberwitzige Mutmaßungen ihren Weg durch die Sitzreihen gefunden. Sogar von einer Außerirdischen war die Rede gewesen. Erwartungsvoll hofften die Damen nun auf eine Erklärung.

Die Oberhexe nickte der sichtbar erleichterten Christine ent-

schuldigend zu und stellte sich neben das Pult. Gespannte Gesichter blickten ihr entgegen, doch Tara hatte nicht vor den Zwischenfall aufzuklären: „Entschuldigt bitte die Verzögerung“, bat sie schlicht, bevor sie zu dem eigentlichen Grund ihres Hierseins kam: „Ich bin heute hauptsächlich zu euch gekommen, wegen eures Schmucks. Ich hoffe, ihr habt alle daran gedacht ein Schmuckstück mitzubringen? Wir hatten das letzte Mal darüber gesprochen.“

Viele der Frauen nickten beflissen, einige zeigten an ihren Hals, Arm oder Finger. Tara war misstrauisch, sollten wirklich alle dreiundzwanzig Hexen daran gedacht haben? Sie war dann auch beinahe erleichtert, als sich eine junge, dunkelhaarige Frau in der letzten Reihe meldete und kleinlaut verkündete, dass sie kein Schmuckstück dabei hätte. Tara winkte sie zu sich: „Komm bitte zu mir.“ Und die anderen wies sie an: „Christine wird jetzt mit einer Schale durch die Reihen gehen. Dort legt ihr euren Schmuck hinein.“

Die vergessliche Hexe entschuldigte sich leise bei der Oberhexe, so dass die anderen sie nicht hören konnten. „Es tut mir Leid, aber ich habe keinen Schmuck. Und ich konnte mir so schnell keinen kaufen.“

Tara lächelte freundlich: „Kein Problem.“ Aus einer Innentasche ihres Umhangs zog sie drei Schmuckstücke und hielt sie ihr hin. „Such dir eines aus.“

Während die junge Frau wählte, schaute Tara sie sich genauer an. Die dunkelbraunen, kurzen Haare machten den Eindruck, als hätten drei Friseure ihr Können gleichzeitig beweisen wollen, aber jeder hatte wohl eine andere Frisur geplant. Die blasse Haut war an der Stupsnase und den Wangen mit einigen feinen Sommersprossen besprenkelt, und ihre blassblauen Augen wollten so

wenig zu den dunklen Haaren passen, wie der breite Mund zu der kleinen Nase. Die Widersprüche ihres Gesichts konnten als interessant, mit gutem Willen auch als apart bezeichnet werden.

Scheinbar um die Disharmonie ihres Gesichtes konsequent fortzuführen, trug sie braune Westernstiefel zu einem knielangen, grauen Wollrock und dazu eine rote Bluse, die mit einem indischen Muster bedruckt war. Die Kleidung wirkte alt und abgetragen.

Tara rührte ihr ärmliches Aussehen. „Du bist neu bei uns, nicht? Verrätst du mir deinen Namen?“

„Frederike. Frederike Mohrhardt.“ Sie zog einen goldenen Ohrring geschmückt mit einem kleinen Brillanten aus der Hand der Oberhexe. Der wundervoll geschliffene Stein funkelte so eifrig, dass man ihn für einen Diamanten hätte halten können.

Tara lächelte: „Gute Wahl! Der ist echt.“

Frederike begutachtete ungläubig den kleinen Edelstein. „Wirklich?“

„Ja, aber komm besser nicht auf die Idee, ihn zu Geld zu machen. Er könnte für dich noch unbezahlbar werden.“ Die Hexe drehte den Ohrstecker fasziniert im Licht. „Leg ihn jetzt mit in die Schale und setz dich wieder.“

Schließlich stand die Schale gut gefüllt auf dem Tisch. Tara stellte sich dahinter, so dass sie und die Schale für ihr Publikum gut zu sehen waren. Dann lüftete sie das Geheimnis um den eingesammelten Schmuck: „Ich werde jetzt eine große magische Kraft auf die Schmuckstücke übertragen. Diese Kraft wird euch bedingt vor fremder Magie schützen. Wohlgemerkt nur vor Magie, nicht vor menschlichen Angriffen oder Unfällen und Krankheiten nicht magischer Herkunft. Gleichzeitig wird die Kraft eure eigene Magie verstärken und als kleine Zugabe werdet

ihr in Zukunft leichter Kontakt zu uns Oberhexen und auch untereinander aufnehmen können. Einige von euch werden wissen, dass es einiger Übung bedarf, um uns zu rufen. Das wird mit dieser Kraft viel einfacher werden. Ihr steigt sozusagen von analog auf digital um.“

Die Show begann: Tara konzentrierte sich, ihre Augen begannen zu glänzen, zu strahlen und bald füllte ein helles grünes Licht den Raum aus. Doch der spannendste Lichteffekt fand in der Schale statt. Die Schmuckstücke waren in ein gleißendes Grün getaucht, das von der Mitte her plötzlich weiß wurde. Das Leuchten wurde so intensiv, dass man hätte glauben können, der Schmuck müsste zerschmelzen. Langsam breitete das weiße Strahlen sich aus, bis nur noch ein grüner Kranz es zu begrenzen schien. Dann zog sich das gesamte Licht blitzschnell zusammen, als würde es von dem Schmuck aufgesaugt.

Wieder mit dem leichten, normalen Glanz in den Augen blickte die Oberhexe prüfend in die Schale, in der die Schmuckstücke an ihrem Platz lagen wie zuvor. Sie ließ sich erschöpft auf ihren Stuhl sinken und schloss die Lider.

Die Frauen hatten kaum zu atmen gewagt, doch jetzt setzte ein anerkennendes Raunen ein.

Tara öffnete wieder die Augen. „So, meine Damen, jetzt halte ich jedes Stück einzeln hoch und die Besitzerin kommt dann bitte zu mir. Ich muss noch für jeden Schmuck die individuelle Verbindung zur jeweiligen Trägerin schaffen. Auf diese Weise kann niemand anderes die magischen Kräfte nutzen.“

Jede Frau wurde nun von der Oberhexe magisch mit ihrem Schmuckstück verbunden. Der Vorgang war nur halb so spektakulär, wie der vorangegangene: ein tiefer leuchtender Blick in die Augen der jeweiligen Hexe, die ihr Schmuckstück mit der Hand

umschloss, während Tara wiederum die Hand der Hexe hielt. Relativ zügig waren alle dreiundzwanzig Damen mit ihrem magisch gefüllten Schmuckstück ausgestattet und saßen wieder auf ihren Plätzen.

Tara fühlte sich matt. „Wer von euch Lust hat, kann ja noch ein bisschen den Gebrauch des Schmuckes testen. Aber bitte ruft keine Oberhexe und schon gar nicht mich! Morgen früh treffen wir uns dann wieder hier und üben gemeinsam.“ Sie wendete sich an Christine: „Ich möchte dich noch sprechen. Lass mir noch eine Viertelstunde und dann komm bitte ins Büro.“

Sarah war auf dem Sofa im Sitzen eingeschlafen. Auf ihrem Schoß lag ein Briefumschlag.

Die Oberhexe weckte Sarah: „Aufwachen. Das Treffen ist vorbei.“ Entgegen Taras Befürchtung blieb Saskias Mutter stumm, auch als sie den Schlaf abgeschüttelt hatte, aufgestanden war und ihr den Brief gab. Bevor sie dann das Büro verließ, um zum Parkplatz zu gehen und mit ihrem Auto wieder zurück nach Holland zu fahren, sagte sie nur noch: „Seien Sie gut zu ihr und drücken Sie sie von mir.“

Tara atmete auf, als Sarah fort war. Sie setzte sich aufs Sofa, legte die Beine hoch und schloss die Augen, um sich auszuruhen, bevor Christine erscheinen würde.

Ein paar Minuten später kam die Hexe ins Büro. Christine lächelte fröhlich. „Das war ja eine tolle Show. Die Frauen sind alle ganz begeistert und gespannt auf morgen.“ Sie ließ sich am Schreibtisch nieder. „Erschöpft?“

„Ein bisschen.“

„Was war denn mit dieser komische Holländerin los? Konnte die plötzlich kein Deutsch mehr? Holländisch war das doch aber

auch nicht. Und was wollte die eigentlich von dir? Schien ja mächtig sauer zu sein.“

Tara setzte sich auf. „Das erzähl ich dir ein anderes Mal. Lass uns bitte den restlichen Kram erledigen. Ich bin jetzt müde und muss morgen, wenn ich hier fertig bin, gleich wieder weg.“

„Ja, gut. Das Dringendste sind wie meistens die Finanzen. Die Frauen haben die Fahrtkosten von mir bekommen und das Gästehaus habe ich angezahlt. Aber für den Rest, was jetzt noch offen ist, reicht das Geld nicht mehr ganz.“ Sie zog ein Heft unter der Mitgliederliste heraus und reichte sie der Oberhexe.

Die winkte ab. „Verschone mich bitte mit Zahlen. Ich gehe davon aus, dass du das alles im Griff hast. Sag mir einfach, wie viel du noch brauchst.“

Christine war stolz auf das Vertrauen und legte das Heft wieder zurück. „327 Euro.“

Tara zog eine kleine Ledertasche aus ihrem Umhang, wollte sie öffnen, ließ es dann aber bleiben und reichte sie der Hexe. „Nimm einfach alles. Da sind fünftausend Euro drin. Das sollte für die nächste Zeit reichen.“

Christine nahm die Tasche zögerlich. „Wo soll ich denn mit soviel Geld hin? Das kann ich doch nicht unter die Matratze legen.“

Tara hob die Schultern. „Wozu gibt es Banken?“ Bevor die Hexe etwas erwidern konnte, fügte sie hinzu: „Aber mal was anderes: diese Mitgliederliste ist nicht gut. Wenn sie dem Falschen in die Hände gerät, bringt das die Frauen in Gefahr. Kannst du dir die paar Namen nicht merken?“

Die beiden diskutierten noch eine Weile, wie man die Liste, auf die Christine bestand, am sinnvollsten vor fremden Augen verbergen könnte. Dann wurde über die neuesten Mitglieder ge-

sprochen und die Zusammenstellung der einzelnen Zirkel, und als Tara endlich das Büro verließ, war es spät geworden.

Wie die meisten Frauen hatte auch die Oberhexe ein Zimmer im oberen Stockwerk zugeteilt bekommen. Doch während die anderen in Vierbettzimmern untergebracht waren, sollte sie in einem Einzelzimmer übernachten. Christine hatte ihr den Schlüssel gegeben und Tara machte sich auf den Weg, die 109 zu finden. Sie nahm die Treppe, die vom Haupteingang nach oben führte. In der ersten Etage lief sie dann den Gang entlang und hörte aus einigen der Zimmer, an denen sie vorbei kam, noch gedämpfte Stimmen und Lachen hinter den geschlossenen Türen. 108 las sie an der letzten Tür, bevor der Gang nach rechts abbog.

Sie ging um die Ecke und erblickte die junge Hexe, der sie den Ohrstecker gegeben hatte. Frederike saß gegenüber der 109 auf dem Boden, den Rücken an die Wand gelehnt, blickte von ihrem Taschenbuch auf und lächelte unsicher. „Hallo.“

Tara hatte kurz gestutzt und schloss dann lächelnd die Tür auf. „Willst du da sitzen bleiben oder mit rein kommen?“

Die Oberhexe ging in ihr Zimmer und ließ die Tür hinter sich offen. Sie legte ihren Umhang ab und stellte sich an das kleine Waschbecken, das gegenüber dem Bett an der Wand angebracht war. „Setz dich doch“, forderte sie die junge Frau auf, ohne sich umzudrehen.

Frederike schloss die Tür und nahm an dem quadratischen Holztisch auf einem der beiden Stühle Platz. „Ich will nicht stören.“

Tara ließ Wasser in ihre Hände laufen und klatschte es sich ins Gesicht, wobei die Tropfen in alle Richtungen spritzten, dann trank sie aus den gewölbten Händen und trocknete sich an einem schmalen Handtuch ab. „Ich hätte dich nicht rein gelassen, wenn

du mich stören würdest.“

Saskia setzte sich verwundert auf. Das Klopfen, das sie auch jetzt wieder hörte, hatte sie aufgeweckt. Sie brauchte etwas Zeit, um sich zu orientieren und das Geräusch zu orten. Sie blickte zum Fenster und konnte in der Dunkelheit eine Person entdecken, die gerade wieder an den Holzrahmen der rechteckigen Öffnung schlug. Erschrocken blieb sie im Bett sitzen und flüsterte durch das schwarze Zimmer: „Wer ist da?“

„Sprich *meine* Sprache! Tu doch nicht so, als wüsstest du nicht, wer ich bin“, hörte sie die Person raunen, dann etwas provozierend: „Ich denke, du kannst mich fühlen und außerdem im Dunkeln sehen, oder sind deine Kräfte entschwunden?“

Saskia verstand nicht. Wer war diese Frau, was wollte sie von ihr und warum sollte sie im Dunkeln sehen können? Sie wusste nur, dass es eine Avessana war, die große Schwester hatte ihr nicht nur die deutsche, sondern auch deren Sprache in den Kopf gepflanzt. Vorsichtshalber blieb sie still und bewegungslos auf ihrem Bett sitzen und hielt den Atem an.

„Taraya, was ist? Du weißt doch, wie gefährlich es für mich ist hierherzukommen. Du willst mich doch wohl nicht hier stehen lassen?“

Die Augen des Mädchens hatten sich mittlerweile an die Nacht gewöhnt und sie konnte das goldblonde Haar der Frau am Fenster erkennen. „Ich bin nicht Tara“, presste sie in Avessanisch hervor. Sie wünschte sich, die Frau würde wieder gehen.

Verärgert zischte die nächtliche Besucherin: „Aber das ist doch das einzige Fenster, von dem aus man diesen dummen, alten Baum sehen kann.“

Die Frau verschwand vom Fenster und Saskia atmete erleich-

tert auf. Sie lauschte eine Weile in die Nacht, konnte aber nur die leisen Laute von Tieren vernehmen, an die sie sich schon gewöhnt hatte, und das ebenfalls vertraute plätschernde Rauschen des nahen Wasserfalls. Schließlich schien es ihr sicher, dass die Fremde gegangen war. Leise schlich sie zur Fensteröffnung, um das dicke, grüne Tuch als einzigen vorhandenen Schutz herunterzulassen. Gerade als sie das Band öffnete und der Stoff vor das Fenster fiel, hörte sie Schritte. Starr blieb sie stehen und hielt den Atem an.

Wieder erklang die Stimme der blonden Frau: „Du bist die neue, kleine Schwester, nicht wahr? Ich will dich nicht erschrecken, Kleine. Aber es ist wichtig.“ Der Vorhang wurde von außen ein Stück zur Seite geschoben. Saskia machte einen erschreckten Schritt rückwärts, stolperte über den aufjaulenden Viktor und fiel hart auf den Boden, während der Kater entsetzt unter dem Bett verschwand.

Die Frau steckte den Kopf durch das Fenster. „Oje. Hast du dir wehgetan?“

Saskia rappelte sich gerade hoch, als die Zimmertür aufschwang und Tississi herein huschte. „Was ist passiert? Saskia. Saskia?“ Als sie Saskias Schatten am Boden hockend erblickte und die blonde Frau am Fenster, schaute sie verduzt von einer zur anderen. „Bavonta? Saskia?“

Bavonta hatte sich den Kopf gestoßen, als sie ihn beim plötzlichen Öffnen der Tür reflexartig aus dem Fenster ziehen wollte. Sie hielt sich mit der Hand die schmerzende Stelle. „Na wunderbar“, brummelte sie, „langsam werden wohl alle meiner gewahr, außer Taraya.“

Tississi half Saskia aufs Bett. „Du sollst schlafen, Saskia. Schlafen. Morgen will Tara das Pendel sehen. Soll sich bewegen.“

Musst noch viel üben. Viel üben.“ Einen Moment später stand sie am Fenster und sprach mit der nächtlichen Besucherin: „Tara erst morgen da. Ist in der Menschenwelt. Menschenwelt. Erst morgen. Morgen.“

Bavonta seufzte. „Ich kann morgen nicht wieder kommen. Das hat heute auch nur geklappt, weil Ültja nicht da ist.“ Sie überlegte. „Tississi, sag Taraya doch bitte, ich muss sie sprechen. Es ist wichtig und eilt.“

„Wie kann das funktionieren? Du darfst nicht kommen. Nicht kommen. Tara darf nicht zu dir. Zu dir. Zusammen sprechen geht nicht. Geht nicht.“

Die Prinzessin hob den Kopf und streckte das Kinn vor. „Taraya ist schließlich eine Oberhexe. Sie wird einen Weg finden. Ich muss jetzt wieder zurück.“ Das Gesicht verschwand vom Fenster und der Vorhang fiel wieder vor die Öffnung.

Saskia hatte auf Tississi gehört und lag wieder brav im Bett, aber ihre Augen waren weit geöffnet. Verwirrt, aber auch neugierig fragte sie die Boga: „War das die Prinzessin von den Avessanas?“

Tississi deckte das Mädchen zu. „Bavonta. Prinzessin von Avessanas, ja, ja. Prinzessin.“

„Ich denke, ihr mögt die Avessanas nicht.“

„Du musst schlafen jetzt. Jetzt. Morgen erzähle ich dir. Morgen.“

Tara hatte sich zu Frederike an den Tisch gesetzt und las den Titel des Buches, das die junge Frau auf den Tisch gelegt hatte. „Hexenlust? Um welche Lust geht es denn da?“ Sie zwinkerte der Hexe zu.

Frederike lächelte verlegen, aber antwortete dann ernsthaft:

„Es geht um die Lust am Hexen. Eine Frau entdeckt ihre magischen Fähigkeiten. Sie wird immer mehr erfüllt davon. Irgendwann bestimmen sie ihr Leben und zum Schluss verliert sie alle Freunde bis auf eine und sogar ihren Mann.“ Nachdenklich setzt sie hinzu: „Er konnte sie nicht verstehen. Welcher Mann kann das schon?“

„Es würde mich freuen, wenn alle Hexen so denken würden. Vielleicht sollte ich dieses Buch als Pflichtlektüre verteilen.“

Die Hexe blickte betrübt auf den Roman: „Ja. Also ich habe schon mitgekriegt, dass einige andere Frauen hier ihre Kräfte eher als Hobby betrachten.“ Sie beugte sich leicht vor. „Ich aber nicht. Es fasziniert mich so sehr, dass ich kaum noch Gedanken für etwas anderes übrig habe. Deswegen wollte ich dich auch gerne sprechen.“

„Dann leg mal los!“

„Ich glaube, ich habe eine ungewöhnliche Kraft. Also auch für eine Hexe. Na ja, Kraft kann man es vielleicht nicht nennen. Also, ich kann mit Tieren sprechen.“

Taras freundlicher, aber gleichmütiger Ausdruck wich einer Neugierde, die ihre Augenbrauen ein wenig anhob. „Das ist wirklich eine seltene Fähigkeit. Vertrauen dir die Tiere auch? Zeigen sie keine Ängste oder Aggressionen, wenn du ihnen begegnest?“

Frederike freute sich über das Verständnis der Oberhexe. Bei dieser Hexe, die ihr so haushoch überlegen war, Interesse an ihrer Fähigkeit geweckt zu haben, ermutigte sie mehr zu erzählen: „Ja, genau. So habe ich es überhaupt erst gemerkt. Ich konnte schon immer gut mit Tieren, schon als Kind. Aber es waren eigentlich immer Haustiere, bis meine Oma einen angeschossenen Fuchs im Garten entdeckte. Er hatte sich zwischen einigen Sträuchern verkrochen. Er hatte schreckliche Angst und knurrte, und wenn mei-

ne Oma oder meine Mutter ihm zu nahe kam, schnappte er nach ihnen. Aber ich wusste, dass er *mir* nichts tun würde. Ich wusste es einfach. Er hat sich dann auch tatsächlich von mir in einen Korb legen lassen und meine Oma und ich konnten ihn zum Tierarzt fahren.“ Sie machte eine Pause, um Taras Reaktion zu überprüfen. Zu oft hatte sie das herablassende, gutmütige Lächeln im Gesicht ihres Gegenübers bemerkt, wenn sie sich hoffnungsvoll und vertrauensselig entschieden hatte, einem vermeintlichen Freund von dieser oder ähnlichen Geschichten zu erzählen. Ein Mal war sie sogar verhöhnt worden, ein anderes Mal als Wichtigtuerin beschimpft. Doch die Oberhexe schwieg aufmerksam und sie fuhr fort: „Da habe ich zum ersten Mal mit einem Tier gesprochen. Also, eigentlich nicht wirklich gesprochen, nicht mit Worten meine ich.“ Tara nickte verständig. „Ich konnte seine Angst und seinen Schmerz fühlen, fast als wäre es mein eigener. Und er wusste, dass ich ihm helfen will, da bin ich mir ganz sicher. Und als die Geschichte mit dem Fuchs passiert ist, war ich erst acht. In den letzten vierzehn Jahren sind solche Dinge immer wieder geschehen.“

„Das ist eine seltene Fähigkeit unter Hexen. Wir nennen Hexen wie dich Diradias. Diradia war die einzige der dreizehn Töchter Cratagayas, die vor vielen tausend Jahren auf die Erde kam, die diese Fähigkeit besaß. Du musst eine Nachkommin von ihr sein. Ich nehme an, dass du auch telepathisch begabt bist?“

Frederikes Begeisterung verschwand und etwas betrübt bejahte sie. „So sehr ich mich darüber freue, mit Tieren sprechen zu können, so sehr verabscheue ich es, in die Herzen der Menschen sehen zu können. Ich kann fühlen, was sie fühlen, also jedenfalls, wenn ihre Gefühle stark genug sind. In letzter Zeit kann ich sogar manchmal ihre Gedanken hören. Es ist furchtbar. Ich kann es

überhaupt nicht kontrollieren. Es macht mich noch wahnsinnig.“

„Ja, man fühlt sich, wie ein Lauscher an der Wand, der eigentlich gar nichts hören will. Ich glaube dir, dass du ein Problem damit hast, aber du kannst lernen, deine Gedanken zu verschließen, sozusagen die Antenne einzufahren. Das ist Übungssache.“

Frederike strahlte: „Zeigst du mir, wie das geht?“

Tara lehnte sich müde gegen die Lehne ihres Stuhls. „Nein.“ Die junge Hexe schwieg verunsichert. „Ich habe schon eine Schülerin. Es tut mir Leid, ich habe nicht die Zeit mit dir zu üben. Aber ich werde Christine darum bitten.“

Frederike machte große Augen. „Ist sie denn auch eine Oberhexe? Ich dachte, sie wäre nur eine ganz gewöhnliche Hexe. Also, so wie ich, meine ich.“

„Das ist sie auch. Aber sie ist fast doppelt so alt wie du, und auch eine starke Telepathin. Sie hat gelernt mit ihrer Fähigkeit umzugehen, also kann sie es dir auch beibringen.“

Die Hexe schaute enttäuscht auf ihr Buch.

Tara lächelte aufmunternd. „Dazu sind die Hexenzirkel da. Ihr sollt euch untereinander unterstützen und auch lehren. Du solltest froh sein, diese Hilfe zu bekommen und nicht schmollen, weil du dir deine Lehrerin nicht aussuchen kannst.“

Leise und trotzig erwiderte Frederike: „Christine kann mich nicht leiden. Und ich mag sie auch nicht besonders. Sie ist kalt wie 'ne Hundeschnauze.“

Tara zeigte wenig Verständnis für die Animosität der Hexe. Ihre Stimme klang müde: „Ihr sollt euch ja nicht heiraten. Du solltest versuchen von den anderen Hexen zu lernen, ob du sie nun magst oder nicht.“

Frederike schwieg, den Blick der Oberhexe vermeidend.

„Meine Güte, willst du jetzt mit dem Fuß aufstampfen und an-

fangen zu plärren?“

Die Hexe schaute beleidigt auf, in Taras verärgertes Gesicht und murrte leise. „Ich bin vielleicht nicht so alt und selbstbewusst wie die tolle Christine, aber ich bin auch kein kleines Kind.“

Tara hatte die junge Frau nicht verletzen wollen und bereute ihre flapsige Bemerkung. „Nein, das bist du nicht. Ich sehe sehr wohl, dass ich eine junge, fähige Frau vor mir habe“, sie lächelte etwas anzüglich, „die, glaube ich, noch ganz andere Fähigkeiten hat, als Tiere zu beruhigen und Gedanken zu hören.“

Frederike errötete, ohne den Sinn der Worte entschlüsseln zu können.

Die Oberhexe erhob sich. „Ich weiß ja nicht, was du noch so vorhast, aber ich gehe jetzt ins Bett.“

Die Hexe stand schnell auf. „Ach so, ja. Das Hexen hat dich bestimmt viel Kraft gekostet.“

Sie wandte sich zur Tür, um zu gehen, doch Taras Stimme lies sie verharren: „Nicht so viel, dass ich die Nacht unbedingt alleine verbringen müsste. Wenn du magst, kannst du heute Nacht hier schlafen.“

Frederike blieb reglos und wortlos stehen mit dem Rücken zum Raum.

Tara begann sich auszuziehen. Während sie ihr Hemd aufknöpfte fügte sie in beiläufigem Ton hinzu: „Wenn du eine erwachsene Frau bist, solltest du doch wissen, ob du Lust hast zu bleiben. Wenn nicht, ist das auch in Ordnung.“

Es entstand eine längere Pause, in der Frederike sich weiterhin weder bewegte, noch sprach. Die Oberhexe zog bereits ihre Hose aus. „Es wäre hilfreich, wenn du dich langsam entscheiden könntest. Wenn du gehen möchtest, geh jetzt.“ Doch die junge Frau

blieb stehen. Entkleidet stellte sich Tara hinter sie, legte die Hände an ihren Bauch und ihr Flüstern streichelte Frederikes Nacken: „Ich bin eine Oberhexe, ich kann dein Verlangen spüren.“

Als Tara erwachte, lag Frederike in ihrem Arm. Sie hatte sich eng an den Körper der Oberhexe geschmiegt. Tara spürte ihre zarte, warme Haut, hörte ihren gleichmäßigen Atem und nahm einen leichten Schweißgeruch wahr, der von dem weißen, etwas knochigen Körper aufstieg.

Geschickt wand sie sich aus dem Bett, griff zu ihrer Kleidung, die sie am Abend über einen Stuhl geworfen hatte und zog sich an. Sie blickte aus dem kleinen quadratischen Fenster und stellte fest, dass es gerade erst dämmerte. Es war zu früh um hinunter zu gehen. Die anderen würden noch schlafen. Ihr Blick fiel auf Frederikes Buch, das noch auf dem Tisch lag. Sie setzte sich und begann zu lesen.

Sie war bereits über der Hälfte, als die junge Hexe sich regte. Tara legte das Buch zur Seite und betrachtete Frederike. In diesem kurzen Moment zwischen Schlaf und Erwachen, war das Gesicht der Hexe vollkommen entspannt. Völlig unbeeinflusst vom letzten Traum und noch nicht wieder vom Geist und Willen der Realität gezeichnet, hatte ihr mimikloses Gesicht, das einer Toten sein können.

Die Oberhexe begrüßte sie mit einem warmen Lächeln zurück ins Diesseits, als Frederike die Augen öffnete.

Gähmend richtete die junge Frau sich auf. „Wie spät ist es?“

„Ich weiß nicht, ich habe keine Uhr. Aber ich denke, es ist eine gute Zeit für ein Frühstück.“

Die Hexe kletterte schlaftrunken aus dem Bett und zog sich an. „Ich habe auch Hunger.“ Sie setzte sich auf Taras Schoß und

küsste sie. „Das war mein erstes Mal, weißt du. Also, das erste Mal mit einer Frau, meine ich.“

„Ich weiß.“

„Es war schön. Viel besser als mit einem Mann.“

Tara musste breit grinsen: „Och, ich hatte auch schon aufregende Nächte mit Männern. Glaub mir, es kommt auf den Menschen an, nicht aufs Geschlecht. Und ich bin ein bisschen im Vorteil, weil ich schon beim ersten Mal weiß, was und wie es gewünscht wird.“ Sie schob die junge Frau sanft von ihrem Schoß: "Jetzt lass uns frühstücken gehen.“

Sie betraten zusammen den Essensraum, der mit einer offenen Küche ausgestattet war. Christine hatte bereits Brötchen und Brot besorgt und verteilte den Inhalt der Papiertüten in einige schlichte, weiße Porzellanschalen. Zwei weitere Frauen deckten die zwei langen Tafeln.

„Guten Morgen“, grüßte die Oberhexe beim Eintreten in die Runde.

Die Hexen grüßten fröhlich zurück, nur Christines Blick zeigte Misstrauen. Frederikes Dauerstrahlen zeugte davon, dass sie die Oberhexe nicht erst auf dem Gang getroffen hatte und das missfiel der Zirkelleiterin.

Tara führte die junge Hexe an ihrer Seite zu Christine. „Ich möchte Frederike deinem Wissen und Können anvertrauen. Ihr seid beide Telepathinnen. Kümmere dich bitte um sie.“

Christine bedachte die junge Frau mit einem geringschätzigen Blick und antwortete schnippisch: „Ja, sicher. Du kannst gleich mal den Kaffee umfüllen.“

„Ich hatte mit kümmern eigentlich was anderes gemeint.“

Christine warf das letzte Brötchen in die Schale: „Das habe

ich mir gedacht, aber das wird ja wohl Zeit bis nach dem Frühstück haben.“

„Du könntest ein wenig Interesse zeigen, wenn auch nur aus Höflichkeit.“

„Was für eine ungewöhnlich sensationelle, beispiellose Fähigkeit besitzt sie denn? Telepathie? Oder geht's da um ein ganz anderes verborgenes Talent?“ Die eisige Ironie in ihrer Stimme bekundete deutlich, dass sie keine Antwort erwartete.

Tara rollte mit den Augen und stupste Frederike in die Seite. „Morgenmuffel. Gibt es eben auch unter Hexen.“

Unsicher lächelnd griff die junge Hexe sich eine Kanne und ging zur Kaffeemaschine. Christine und Tara tauschten derweil säuerliche Blicke. Die Oberhexe konnte sich ein zugerauntes: "Eifersüchtig?" nicht verkneifen, bevor sie sich einen Platz am Tisch suchte.

Während des Frühstücks und der anschließenden Übungen mit den magischen Schmuckstücken war Tara wieder ganz souveräne Oberhexe. Sie vermied persönliche Worte zu Frederike oder Christine und zeigte nicht mehr oder weniger Interesse an ihnen, als an den anderen Frauen.

Es war Mittag geworden, als Tara das Hexentreffen mit den Worten beendete: „Ich werde vorläufig nicht mehr die Zeit haben, an euren Treffen teilzunehmen. Aber ich vertraue darauf, dass ihr trotzdem regelmäßig in den Zirkeln weiter arbeitet, dass ihr euch gegenseitig unterstützt und gemeinsam eure Kräfte übt. Es wäre schön, wenn ihr zu einer schwesterlichen Gemeinschaft zusammenwächst, die keine außen vor lässt und in der jede Hexe auf bedingungslose Unterstützung zählen kann. Nur wenn ihr euch alle blind aufeinander verlassen könnt, werdet

ihr eine unzerstörbare, mächtige Einheit. Bis wir uns wiedersehen, wünsche ich euch eine gute Zeit.“

Christine folgte ihr ins Büro und schloss die Tür. „Wann denkst du, wirst du dich wieder blicken lassen?“

„Ich weiß nicht. Falls etwas Besonderes anliegt, ruf mich halt.“ Tara stutzte und lächelte dann wissend. „Bis dahin“, sie ging an Christine vorbei zur Tür, „kümmere dich bitte“, sie öffnete, „um diese junge Dame.“ Frederike hatte die Hand zum Klopfen erhoben und war verblüfft in der Bewegung erstarrt. Tara grinste. „Komm rein!“ Sie schloss die Tür hinter der Hexe und drehte sich zu Christine. „Chris, ich wünsche, dass du Frederike behandelst wie eine Schwester. Und du Frederike wirst auf deine Lehrerin hören.“ Die beiden Frauen sahen alles andere als begeistert aus. Taraya setzte streng hinzu: „Wenn ihr nicht miteinander auskommen könnt, habt ihr nichts im Hexenzirkel zu suchen und ich schmeiß euch beide raus.“

Die Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Frederike nickte artig und Christine zwang sich zu einem Lächeln: „Wir werden schon miteinander klarkommen.“

„Gut.“ Tara grüßte noch ein Mal kurz und löste sich weg.

Bevor die Oberhexe wieder in ihre Welt zurück reiste, materialisierte sie sich in einem Blumengeschäft. Die Verkäuferin hinter dem Kassentresen zwinkerte verdutzt, als die große Frau mit dem seltsamen Umhang hinter einem Regal hervortrat. Sie hatte sie nicht hereinkommen gesehen und für einen Augenblick geglaubt, das Licht hätte irgendetwas Verrücktes angestellt. Tara gab mit nichts zu erkennen, dass ihr das Erstaunen der Frau aufgefallen wäre und fragte nach Kräutern. Die Verkäuferin bediente die sonderbare Kundin ein wenig irritiert aber höflich und verkaufte ihr schließlich vier Töpfe mit unterschiedlichen Garten-

kräutern und Anweisungen, wo sie zu pflanzen seien.

Tara konnte sich nicht im Laden fortlösen, nahm also erst einmal den Weg durch die Tür. Sie ging ein Stück die Straße hinunter, verschwand im Hof einer Fleischerei und als sie sich sicher war, dass niemand sie beobachtete, löste sie sich hinter zwei großen Müllcontainern weg.

## Ein Problem und ein Plan

Mit vier kleinen Plastiktöpfen erschien Tara wenig später im Wohnraum ihres Hauses. Die würde sie bei der nächsten Reise in die Menschenwelt wieder mitnehmen müssen. Tississi wischte gerade gebückt die Holzdielen mit einem Lappen. Dabei bewegte sie sich in einer Geschwindigkeit, dass man hätte meinen können, sie selbst sei das Putztuch. „Du bist früh. Früh. Sei vorsichtig. Vorsicht! Da alles noch feucht. Noch feucht.“

Tara hob die Augenbrauen. „Na, das ist ja eine nette Begrüßung.“ Sie deutete eine Verbeugung an und äffte Tississis hohe Stimme nach: „Hallo Tara. Hallo. Schön, dass du wieder da bist. Schön. Wie war es denn so? Wie war's?“

Tississi gab etwas von sich wie: „sittsittsitti“ und wischte unbeeindruckt weiter.

Die Oberhexe ahmte die Boga noch ein Mal nach: „Hast du an meine Kräuter gedacht? An Kräuter?“ Die Boga blickte auf. „Das ist aber nett von dir. Sehr nett.“

Tississi grinste: „Hast du an Kräuter gedacht? An Kräuter?“ Tara hielt ihr die Töpfe hin, die die Freundin ihr fast im selben Moment abnahm. „Schön, schön.“

Die Oberhexe versuchte die Anweisungen der Gärtnerin zu wiederholen, aber als sie den Mund öffnete, sah sie nur noch aus dem Augenwinkel, wie sich die Haustür hinter der Boga schloss. Sie schaute aus dem Fenster und blickte nach rechts, wo Tississi sich ein paar Meter vom Haus entfernt ein Beet angelegt hatte, in das sie jetzt liebevoll, also mit zahlreichen Worten, die neuen Pflanzen einsetzte.

Am Bach erblickte sie Saskia. Die Schwester saß am Ufer und ließ die Beine ins Wasser baumeln, während sie etwas betrachte-

te, das in ihrer Hand saß.

Tara warf ihren Umhang über einen Stuhl und ging hinaus in die Sonne. Tississi begoss ihre neuesten Errungenschaften gerade mit einem Krug Wasser. Die Oberhexe schlenderte zum Bach, während die Boga bereits mit den Töpfen in der Hand wieder ins Haus lief. Tara ließ sich neben Saskia im Gras nieder. „Na, Schwesterchen, was machen die Übungen? Schon Erfolge zu verzeichnen?“

Saskia ließ ein kleines froschähnliches Tier von ihrer Handfläche ins Gras springen. „Nö. Das klappt überhaupt nicht. Dabei habe ich dauernd geübt, ehrlich.“

„Tja, dann musst du eben weiter üben. Irgendwann wird es schon klappen.“

Das Mädchen blinzelte gegen die Sonne. „Hast du Mama getroffen?“

„Ja und sie hat sich sehr über deinen Brief gefreut.“ Sie dachte an den Brief von Sarah. „Ach ja, und geantwortet hat sie dir auch.“

Saskia strahlte: „Wo? Gib mir den Brief!“

Tara hielt mit geschlossenen Augen ihr Gesicht in die Sonne. „Der ist in meinem Umhang. Hatte ich ganz vergessen. Ich glaube, ich werde schusselig. Dabei bin ich doch erst gute einhundert Jahre alt.“

Die Kleine klopfte energisch auf die Beine der Schwester, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen. „Wo ist der Umhang? Hol ihn!“

Tara blickte ihren Zögling streng an: „Kann das sein, dass du mir gerade Befehle gibst? Eines kannst du dir gleich merken: Wenn du was von mir willst, solltest du besser höflich darum bitten.“

Ungerührt von der Zurechtweisung sprang Saskia auf: „Er ist drinnen, nicht? Ich hole ihn.“

Sie flitzte so schnell zum Haus, dass sie Tara nicht mehr hörte oder hören wollte, die ihr mahnend hinterherrief: „Saskia, lass die Finger vom Umhang!“

Die Oberhexe folgte ihr kopfschüttelnd. Sie hatte die Tür noch nicht erreicht, als von drinnen lautes Geschrei zu ihr drang. Trotzdem oder gerade deswegen ließ sie sich Zeit.

Als sie schließlich im Haus stand, bot sich ihr ein merkwürdiges Bild. Ihr Umhang lag auf dem Boden und hielt etwas gefangen, das sich wild bewegte, strampelte und zappelte, um sich zu befreien. Doch der Stoff hielt seine Beute fest umschlungen und nur hin und wieder zuckte ein Fuß oder eine Hand hervor.

Während Tara den dunkelgrün schimmernden Stoff von seinem Fang abzog, schimpfte sie: „Wie oft habe ich eigentlich schon gesagt, dass du den Umhang nicht anfassen sollst.“ Zu ihrer Verwunderung wurde aber nicht nur die wild strampelnde Schwester, sondern auch Tississi freigelegt. „Das kann doch wohl nicht wahr sein. Dass eine Siebenjährige nicht hört, was man ihr sagt, kann ich ja noch verstehen, aber dich hätte ich wirklich für reifer gehalten. Du kennst doch die Kräfte des Umhangs.“

Tississi und Saskia saßen keuchend auf dem Boden. Mit schuldbewusster Miene versuchte die Boga ihre völlig zerzausten Haare zu ordnen, während dem Mädchen nur das Entsetzen über den wehrhaften Umhang ins Gesicht geschrieben stand. Die Oberhexe hatte trotz des traurigen Anblicks der beiden kein Mitleid und herrschte die Kleine an: „Fang jetzt bloß nicht an zu heulen. Ich habe dir oft genug gesagt, dass du die Finger vom Umhang lassen sollst.“

In Saskias Augen blitzten nun wirklich die Tränen. Tississi sprang auf und tippelte viele aufgeregte Kreise. „Nicht schimpfen. Nicht schimpfen. Sie hat Angst. Angst.“

„Das fehlt noch, dass eine Oberhexe Angst hat vor einem Stück Stoff.“

Taras lauter, unbeherrschter Ton, ließ das Mädchen nun den Rest ihrer Selbstbeherrschung verlieren und sie plärrte laut los und Tränen liefen wie Rinnsale über ihr Gesicht.

Tississi trat der Oberhexe kräftig gegen das Schienbein. „Hat nicht Angst vor Stoff. Nicht vor Stoff. Hat Angst vor dir.“ Sie pikste Tara mit zwei ihrer langen spitzen Finger in den Bauch: "Sie ist nicht Oberhexe. Sie ist Kind. Kind. Lass sie in Ruhe. Ruhe.“ Sie hockte sich neben die weinende Saskia und legte tröstend ihren Arm um sie.

Tara drehte sich abrupt um und verließ das Haus. Wütend lief sie an Lagtas Unterstand vorbei zur Wiese, auf der das Campon im Gras lag und dämmerte. Der schmale Streifen zwischen der Rückseite des Hauses und dem Wald der Afflas war Lagtas bevorzugter Aufenthaltsort. Das Gras war frisch und feucht und der Schatten des Hauses sorgte für eine angenehme Kühle.

Das Tier blinzelte und schnaufte leise, als seine Reiterin sich näherte. Langsam drückte es sich in den Stand und schüttelte sich unwillig. Tara sprang auf Lagtas Rücken, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass das Campon noch müde und steif war. Sie klatschte ihr auf den Nacken und das Tier setzte sich träge in Bewegung. „Na los, du hattest genug Zeit zum Ausruhen.“

Sie ritt den Abhang vorm Haus hinunter, am See entlang in den blauen Wald. Nur einige hundert Meter folgte sie dem Weg zwischen den dicken Stämmen der Bäume hindurch, bevor sie auf einen schmalen Pfad nach Osten abbogen. Als sie schließlich

den Wald verließen und über einen Wiesenpfad trabten, tauchte eine kleine Hütte vor ihnen auf.

Abgesehen von der dunklen Holztür und zwei Fensteröffnungen konnte man von dem Häuschen eigentlich nicht viel sehen. Die Wände und auch das Dach waren von zahlreichen Rankgewächsen überwuchert. Die Pflanzen waren so dicht an- und ineinander gewachsen, dass man hätte meinen können, sie wären selbst die Wände des Hauses. Rechts neben dem Eingang saßen etliche zartrosa Blüten zwischen den hellgrünen Blättern, während ein Teil des Daches in strahlendem Blau erblüht war.

Tara hatte jetzt aber kein Auge für die blühende Hütte ihrer Schwester. Sie sprang von Lagtas Rücken und klopfte hart gegen die Tür. „Komm rein Tara“, hörte sie Coras Aufforderung.

Die Schwester saß am Tisch. Vor ihr aufgereiht standen einige Tontöpfe, aus denen kleine Pflanzen wuchsen. Sie schrieb noch ein paar Worte auf das Papier, das vor ihr lag, dann blickte sie auf. Taras Gesicht schien Bände zu sprechen. „Oje, was ist denn nun wieder passiert? Ist Saskia wieder weggelaufen?“

Tara setzte sich ihr gegenüber und berichtete von Saskias und Tississis Kampf mit dem Umhang. Die blonde Oberhexe hörte aufmerksam zu, bis die Schwester mit den Worten endete: „Tississi meinte, sie hätte vor mir Angst. Kann man´s glauben...? Ich habe ihr doch noch nie etwas getan. So wird sie jedenfalls nie eine Oberhexe.“

Cora seufzte. „Da hast du dich ja nicht gerade mit Ruhm bekleckert.“

Tara hatte mit Unterstützung gerechnet, mit Ratschlägen, wie sie Saskia vielleicht doch noch zu einer unerschrockenen Oberhexe erziehen könnte. Doch die Schwester sah das ganz anders. „Also von Kindern hast du wirklich keine Ahnung. Ich weiß, das

ist nicht deine Stärke, aber du solltest zur Abwechslung mal versuchen, dich in das Mädchen hineinzusetzen.“ Cora erklärte, ermahnte und sparte auch nicht mit Vorwürfen und Zurechtweisungen, bis Taras Miene von Verständnislosigkeit über Verärgerung zu Selbstzweifeln und Einsicht gewechselt hatte. „Du solltest jetzt zurückreiten, dich bei Tississi und Saskia entschuldigen und dem Mädchen das, was auch immer, aus deinem Umhang geben. Warum sagst du mir eigentlich nicht, worum es sich dabei handelt?“

Tara ignorierte die Frage und schaute betrübt aus dem Fenster, durch das sich ein Zweig herein schob und ihr zuwinkte. „Ich habe doch von Anfang an gesagt, dass ich kein Kind erziehen kann.“

Cora machte eine wischende Bewegung durch die Luft: „Blödsinn. Das wird schon. Was man nicht kann, kann man lernen.“

Zurück in ihrem Haus fand die Oberhexe Tississi vor, die zum Rühren ihres Eintopfes so schnell die Feuerstelle umkreiste, dass man sie nur als verwischten Schemen erkennen konnte und Saskia, die mit starrem Blick das Pendel fixierte.

Die beiden schenken Tara keine Beachtung. „Was soll das? Eingeschnappt?“ Keine Reaktion. „Meine Güte, vielleicht könnten wir uns mal wie Vernunft begabte Wesen benehmen?“

Tississi blieb so abrupt stehen, dass der Löffel laut gegen den Topf schlug. Sie blickte die Freundin aus engen, bösen Augen an. Auch Saskia löste ihre Aufmerksamkeit von dem Pendel und schaute nicht freundlicher drein. Die beiden sagten kein Wort, aber ließen auch gänzlich verstummt keinen Zweifel daran, dass sie sauer waren.

Die Oberhexe schaute von einer zur anderen: „Ja. Es tut mir Leid. Ich hätte euch nicht so anschnauzen sollen.“

Tississi stützte sich mit beiden Händen auf ihren großen Kochlöffel. „Saskia nicht ausgewachsen. Du ausgewachsen. Du.“

„Ja, ist ja gut, ihr habt recht. Du kannst dir deine Vorhaltungen sparen, Cora hat mir schon den Kopf gewaschen.“ Sie richtete sich an die kleine Schwester: „Komm mal mit Saskia!“ Ohne eine Reaktion abzuwarten, verließ sie den Raum und ging in ihr Schlafzimmer.

Saskia schaute fragend zu der Boga. Tississi nickte: „Geh nur! Sie will entschuldigen. Entschuldigen.“

Das Mädchen stand langsam auf und folgte der großen Schwester. Tara saß auf ihrem Bett und klopfte neben sich auf die Matratze als Saskia eintrat. Sie wartete bis die kleine Schwester sich gesetzt hatte und fragte dann: „Hast du Tississi von dem Brief erzählt?“ Saskia schüttelte den Kopf. „Na schön, es bleibt dabei, auch sie soll nichts davon erfahren.“ Saskia nickte. Tara zog Sarahs Brief aus der Tasche und reichte ihn der Schwester. „Ich gehe jetzt wieder rüber und du kannst in Ruhe lesen. Aber danach verstecke den Brief gut!“

Das Mädchen riss bereits hektisch den Umschlag auf, als die Oberhexe den Raum verließ.

Tississi fragte: „Hast du entschuldigt? Entschuldigt?“

Tara bückte sich und streichelte Viktor, der an ihren Beinen schmierte. „Lieber kämpfte ich gegen eine Armee von Iwtus, als Ziehmutter für Saskia zu sein. Aber da es sich nicht ändern lässt, werde ich auch damit fertig werden.“

Tississi nahm das als ein Ja. Sie stellte sich neben die Freundin und berichtete, was sie nicht länger hätte für sich behalten können: „Wir hatten Besuch. Letzte Nacht. In der Nacht.“

„Besuch? Von wem denn?“

Die Boga grinste: „Rate mal! Rate!“

Die Oberhexe setzte sich und ließ den Kater auf ihren Schoß springen. „Der Kritsch. Der wollte sich die entwischte Beute nun doch noch holen.“

„Witzig. Witzig. Schön. Ich gebe Tipp. Schöner als Kritsch. Aber Vogel. Vogel. Stolz wie Pfau. Pfau.“

Saskia kam herein und setzte sich wie stets unter das Fenster auf die Bank.

Tara begann sich über das Ratespiel zu ärgern, aber sie vermied es ihren Unwillen zu zeigen und damit erneut für schlechte Stimmung zu sorgen. Also spielte sie mit: "Hier gibt's doch gar keine Pfauen."

Tississi kicherte: „Du nicht erraten. Nicht raten.“

Saskia mischte sich ein: „Eine Prinzessin.“

„Bavonta?“ fragte die Oberhexe erstaunt.

Tississi war enttäuscht über die Hilfe des Mädchens. „Hast du zu leicht gemacht. Zu leicht.“ Saskia hob entschuldigend die Schultern und beobachtete dann gespannt Tara.

Die Verwunderung der Oberhexe hatte schnell einigen Sorgenfalten Platz gemacht. „Sie war noch nie hier. Das ist ein viel zu großes Risiko. Da stimmt doch irgendwas nicht.“

Die Boga drehte sich geschwind auf der Stelle. „Hat nicht gesagt warum. Nichts gesagt. Du sollst melden. Dich melden.“

Tara überlegte: „Leichter gesagt, als getan. Wenn ich mich zu ihr hinlöse, können die Boga die magische Kraft orten. Und wenn sie sonst auch über vieles hinwegsehen, Magie im Schloss der Avessanas, das können sie ja gar nicht ignorieren. Außerdem will ich mir lieber nicht vorstellen, was los wäre, wenn eine von den Avessanas davon was mitbekäme.“

Tississi hatte einen Vorschlag: „Telepathie. Telepathie.“

Ihre Freundin schüttelte den Kopf. „Bavonta ist eine Avessana. Sie versteht nichts von gedanklicher Verbindung. Wenn überhaupt würde sie nur Bruchstücke empfangen und vernünftig antworten könnte sie schon gar nicht. Und schließlich kann ich nicht einfach ihre Gedanken anzapfen. Das finde sogar ich unverschämt.“

Saskia meldete sich zu Wort: „Warum gehst du nicht einfach hin oder rufst sie an?“

Tara musste bei der Vorstellung von Telefonen in dieser Welt lächeln. Hier, wo es kein Glas in den Fenstern gab. „In dieser Welt gibt es keine Telefone. Und einfach hingehen kann ich auch nicht. Die Oberhexen dürfen nicht einmal die Brücke zum Schloss betreten. Außer die Königin lädt uns höchstpersönlich vor. Selbst die Boga dürfen da nicht so einfach rein.“

Tara kraulte Viktor gedankenverloren hinterm Ohr. Tississi huschte mit nachdenklicher Miene im Zimmer umher und auch Saskia hatte die Ellenbogen auf den Tisch und ihr Kinn in die Hände gestützt und dachte nach. Sie verstand nicht so genau, warum ihre große Schwester diese Prinzessin unbedingt sprechen wollte, wo sie doch sonst nur Spott für die Avessanas übrig hatte, aber erstens klang es spannend und zweitens wollte sie nicht, dass Tara so finster drein schaute. „Und wenn *ich* ins Schloss gehe? Ich bin doch noch gar keine richtige Oberhexe.“

„Die Avessanas sind nicht die Hellsten, aber so dumm sind sie nun auch wieder nicht.“

Die Stille des allgemeinen Grübelns wurde von Viktors Schnurren begleitet.

Saskia meldete sich erneut zu Wort: „Ich könnte doch nachts durch ein Fenster hineinklettern. Dann sieht mich keiner.“

Tara winkte ab. „Das Schloss ist gut bewacht. Du unterschätzt, was los wäre, wenn die Avessanas eine von uns im Schloss sehen würden. Pass mal auf, ich erzähle dir jetzt mal unsere Geschichte: Vor vielen tausend Jahren lebten die Oberhexen in ihrer eigenen Welt, die Gatoya hieß. Sie waren ein großes Volk aus Frauen, Männern und Kindern. Eigentlich ganz so wie die Menschen, nur friedlicher, denn die Frauen herrschten und gaben den Ton an. Dann starb ihre Welt und mit ihr alle Bewohner, nur eine junge Frau, Cratagaya, und Guzios, ein alter Mann, konnten sich in die Menschenwelt retten. Die Menschen lebten noch in Höhlen. Es ist viele tausend Jahre her. Damals lebten dort auch noch andere Geschöpfe, auch magische und auch einige Boga. Das Oberhexenpaar bekam dreizehn Töchter, bevor Guzios starb. Da es nun keine Männer ihrer eigenen Spezies mehr gab, suchten die Töchter sich menschliche Männer und bekamen wiederum Kinder. Diese Nachgeborenen der Oberhexen besaßen aber nicht mehr die Fähigkeiten ihrer Mütter. Diese bekamen wieder Kinder und so fort. Das Erbe der Oberhexen vermischte sich immer mehr mit den Menschen. Schließlich starben auch Cratagaya und auch ihre Töchter. Aber seitdem gibt es Hexen in der Menschenwelt und alle dreiunddreißig Jahre wird eine Hexe geboren, die dieselben Fähigkeiten und Kräfte besitzt wie die dreizehn Töchter Cratagayas. Und nur diese sind Oberhexen. Geblieben ist der dreizackige Stern am Nacken und unsere Namensendung: -ya. Das ist sozusagen unser Familienname.

Vor ein paar hundert Jahren wurde es dann aber ziemlich ungemütlich für die Hexen und auch für uns, denn die Menschen begannen die magischen Geschöpfe zu jagen. Angst und Hass brachte Feindschaft zwischen sie. Die Boga, die zum Teil auch bei den Menschen lebten, traf die Verfolgung genauso, sie wur-

den als Trolle oder Kobolde verfolgt und sie flohen zurück zu ihrem Volk in ihre eigene Welt. Hierher!"

Tississi schüttelte sich wie ein Cocktail-Shaker: "Schrecklich war. Schrecklich!"

Tara fuhr fort: "Sie hatten Freundschaften geknüpft zu vielen der Hexen und boten den Frauen an, sich ihnen anzuschließen. Einige der Hexen folgten ihnen, und alle Oberhexen. Seitdem leben wir hier." Sie blickte auf Viktor, der sich streckte. „Die Hexen sind dann natürlich irgendwann gestorben und es sind auch keine mehr nachgekommen, weil die schrecklichen Gräueltaten, die man ihnen antat, aufhörten. Doch wir sind geblieben.“

Saskia hatte aufmerksam zugehört. „Und die Avessanas?“

Viktor legte sich auf den Rücken und Tara kraulte ihm den dicken Bauch, während sie weiter erzählte: „Die Avessanas sind den Menschen auch recht ähnlich, abgesehen davon, dass es in ihrem Volk keine Männer gibt. Sie sind erst mal alle weiblich und bilden erst männliche Geschlechter aus, wenn sie es benötigen, um sich fortzupflanzen." Sie blickte in Saskias gelangweiltes Gesicht: "Du weißt nicht, von was ich da rede, nicht?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

"Erkläre ich dir später noch Mal... Jedenfalls lebten die Avessanas ursprünglich in ihrer eigenen Welt, bis Dämonen sie überfielen. Ohne Magie hatten sie aber keine Chance gegen die Teufel und konnten ihr Heil nur in der Flucht suchen. Einige andere Wesen, die sich zu der Zeit in der avessanischen Welt aufhielten, retteten die Überlebenden. Auch die Boga nahmen einen Teil von ihnen bei sich auf."

Tississi nickte, dass man Angst haben musste, ihr fiel gleich der Kopf von den Schultern.

"Sehr großzügige Geschöpfe, die Boga, aber leider gibt es

seitdem immerzu Ärger. Na ja, am Anfang waren die Vögelchen noch froh, dass es uns gab, denn die Dämonen folgten ihnen schon bald. Also vertrieben wir sie und die Schwestern haben dann extra für die Avessanas ein magisches Schutzschild gegen die Verfolger errichtet. Erst waren sie dankbar dafür, aber in der Sicherheit hatten sie ihre Dankbarkeit schon bald vergessen. Schließlich bekamen sie sogar vor uns Angst. Wenn du mich fragst: völlig überkandidelt, dieses Volk. Es entspannen sich immer öfter Gerüchte wie Geistergeschichten am Lagerfeuer: wir hätten sie angegriffen, verhext oder ihre Ernte vernichtet. Egal, was schief ging, wir waren Schuld. Sie sind halt ein ziemlich primitives Volk, eben ähnlich der Menschen."

Tississi bestätigte: "Furchtbar ängstlich die Avessanas. Furchtbar ängstlich."

"Schließlich haben sie dafür gesorgt, dass wir nur noch in unseren Häusern hexen dürfen. Die Boga wollten Ruhe und Frieden in ihrer Welt und hielten den ewigen Streit zwischen uns und den Avessanas für sehr lästig. Tja, und jetzt versuchen die albernen Vögel, uns die Magie ganz zu verbieten. Vermutlich wäre es ihnen am liebsten, wir würden die Bogawelt verlassen. Und mittlerweile wäre einigen von uns das auch auch sehr recht, aber die Ratsschwestern wollen das nicht. Du siehst also: es wäre ausgesprochen ungeschickt, ihnen eine so eindeutige Bestätigung ihrer Befürchtungen zu geben und uns bei einem Einbruch in ihr Schloss erwischen zu lassen. Sie würden vermutlich völlig hysterisch werden."

„Und die Prinzessin ist aber nett, ja?“

Tara lächelte: „Ja, die Prinzessin ist nett. Sie ist mutiger als die anderen und kriegt nicht gleich Schweißausbrüche, wenn eine von uns nur die Hand hebt.“

Tississi kicherte und neckte Tara: "Warum nur? Warum?"

"Na, weil ich nett zu ihr bin und die Völkerverständigung hoch halte."

Tississi kicherte wieder und dann versanken die Drei wieder ins Grübeln, als die Oberhexe sich plötzlich zu Wort meldete: „Ich glaube, ich hab’s. Die Idee ist nicht perfekt, aber politisch relativ risikofrei.“ Tississi brach ihre tippelnden Runden ab und auch Saskia blickte die Schwester gespannt an. „Ich kenne da jemand, der mir noch was schuldig ist. Er könnte unauffällig ins Schloss gelangen. Selbst wenn die Avessanas ihn erwischen, können sie keine Verbindung zu uns herstellen.“ Sie machte eine kurze Pause und selbst Viktor schaute gespannt zu ihr auf. „Rakdos.“

Tississi blinzelte enttäuscht. „Rakdos ist Vogel. Großer schwerer Vogel. Aber Vogel. Hat viel Angst. Angst. Geht nicht ins Schloss. Viel Angst.“

Tara ließ sich von ihrer Idee nicht abbringen. Während sie Papier und Feder aus der Schublade unter dem Tisch nahm, entgegnete sie: „Eben. Rakdos ist ein Vogel. Selbst wenn die Avessanas ihn erwischen, werden sie ihm keine schlechten Absichten unterstellen. Im Gegenteil, ihre Freude wäre riesig.“ Schnell ließ sie die Feder über einen Papierbogen fliegen und fuhr fort: „Das Schlimmste, was ihm passieren kann, ist, dass sie ihn fangen und in eine ihrer Volieren einsperren. Na schön, das wäre ein Problem, aber da würde uns dann schon was einfallen, um ihn wieder raus zu holen.“

Tississi war nicht zu überzeugen: „Wird nicht machen. Zu viel Angst. Angst.“

„Erstens Mal ist er mir was schuldig -schließlich habe ich ihn schon ein Mal aus einer Avessana-Falle befreit- und außerdem

drehe ich ihm den Hals um, wenn er sich weigert.“ Sie wedelte kurz mit dem Papier, um die Tinte zu trocknen und faltete ihn: "Der Vorteil feiger Kreaturen ist, dass man ihnen drohen kann."

Die Boga wedelte mit den Armen: „Dummer großer Vogel. Vogel. Klappt nicht. Aber versuch! Versuch!“

Tara stand auf und zog ihren Umhang über. „Vielen Dank für die aufmunternden Worte. Saskia, magst du mitkommen?“

Das Mädchen sprang begeistert auf. „Oh ja. Wo gehen wir denn hin?“

„Die Aktokokis leben am Fluss. Wir müssen uns beeilen. Es wird bald dunkel, dann können wir sie nicht mehr finden.“

Die beiden folgten dem Weg, der hinterm Haus in den Wald der Afflas führte. Anders als im lichten blauen Wald, an dessen Boden allerlei kleine Sträucher, Gräser und Farne wuchsen, standen die Bäume hier so dicht, dass die Kronen sich in der Höhe zu einem Dach schlossen, das jegliches Licht vom Einfallen abhielt. Nur hier und da mogelte sich ein feiner Strahl durch einen Spalt des Blätterhimmels.

Saskia versuchte dem schnellen Schritt der großen Schwester zu folgen, um sie im dunstigen Dunkel nur nicht zwischen den schmalen, glatten Stämmen zu verlieren, denn es tauchte eine Erinnerung in ihr auf, eine Erinnerung, die ihr die Kehle zuschnürten.

Sie war schon ein Mal hier gewesen, als sie vor ein paar Wochen weggelaufen war, um einen Weg zurück zu ihrer Mutter zu finden. Nachdem sie einige hundert Meter in den Wald hinein gelaufen war, hatten sich aber alle hellen, warmen Gedanken an ihre Mutter restlos im Dunkel und der bedrohlichen Stille verloren und hatten alle Zuversicht und ihren Mut mitgenommen. Noch furchteinflößender als die unheimlichen Geräusche aus

dem dichten Kronenhimmel, war der Schrecken der vermeintlichen Gefahren gewesen, die zwischen diesen Bäumen lauern mochten. Obwohl in jede Richtung nur die kahlen Stämme sichtbar gewesen waren, hatte sie geglaubt, das Trippeln kleiner Füße am Boden und leises Kratzen an der Rinde zu hören. Die Monster im Kopf konnten bei weitem furchterregender und schrecklicher auswachsen, als es die Wirklichkeit je zustande gebracht hätte. Vor einer unsichtbaren Gefahr konnte man jedoch nicht fliehen, egal wie aufmerksam und flink man sein mochte und das machte sie noch schrecklicher. Ihre Angst hatte sich schon bald bei jedem Schritt gesteigert und ihr eine eisige Gänsehaut über den Körper gejagt. Sie hatte versucht sich zu beruhigen, einfach weiterzugehen, irgendwann musste dieser scheußliche Wald doch enden. Aber die Furcht hatte all ihre zittrig geflüsterten Beruhigungen schnell erstickt. Übergroß geworden, hatte sich die Angst bald ihres Geistes und auch Körpers bemächtigt. Schließlich war sie herumgewirbelt, 'Umdrehen! Du musst zurück!', hatte es in ihrem Schädel gehalten. Doch der Weg hatte sich zwischen den Stämmen längst verloren. Trotzdem war sie losgelaufen und war gerannt, gerannt, gerannt.

Nach Stunden -es hätten auch Tage gewesen sein können, denn die Angst pflegt Minuten in die Ewigkeit zu dehnen- des ziellosen Umherhetzens hatte sie völlig erschöpft aufgegeben. Ihre Beine hatten wacklig gezittert, die Luft hatte nicht mehr in ihre Lungen strömen wollen. Schließlich hatte sie sich nicht mehr länger aufrecht halten können. Kraftlos hatte sie sich an einen Baumstamm geklammert, aber es war vergebens gewesen, sie war an ihm hinab auf den Boden gerutscht und hatte sich keuchend mit dem Rücken an die harte, glatte Rinde gelehnt. Tränen der Erschöpfung waren aus ihren Augen gelaufen. Erst hatte sie

die störenden Schleier noch fortgewischt, um nur nicht blind für die Gefahr zu werden, doch dann hatte ihre Kraftlosigkeit gesiegt, ihren bisschen noch wachen Verstand übermannt, und sie war eingeschlafen.

Ein tiefes, unheilverkündendes Knurren hatte sie wieder geweckt. Ihre Lider hatten sich nur langsam und schwer heben lassen, als sie jedoch erkannt hatte, was dort vor ihr gestanden war, hatte der entsetzte Schreck sie augenblicklich weit gehoben.

Ohne zu Atmen hatte sie in die gelb leuchtenden Augen eines Biestes geblickt, seinen faulen Atem gerochen, sein erneutes, drohendes Knurren gehört. Ein Schrei hatte sich aus ihrer Kehle gelöst, schneller als sie hatte begreifen können, dass es ihr eigener war. Hoch und schrill, wie Mädchen in größter Gefahr schrien, mochte er sicherlich kilometerweit durch die Stämme des Waldes gefahren sein. Das große, schwarze Tier hatte sein zottiges Fell geschüttelt, war einige Schritte zurückgewichen, als würden die schrillen Töne es schmerzen.

Doch ihr Schrei war bald abgerissen, weil ihr die Luft ausgegangen war und mit einem Mal war es ganz still gewesen.

Das Biest hatte nochmals widerwillig seinen breiten Kopf geschüttelt und sie hatte hören können, wie das Fell sich hin und herbewegte. Es hatte das Maul geöffnet und zwischen den spitzen, gelblichen Zähnen war Sabber herausgelaufen, den Saskia hatte auf den Boden tropfen hören. Die runden Ohren, die wie Löffel von seinem Kopf standen, hatte es nach hinten geklappt, als wollte es sie in Sicherheit bringen vor einer weiteren Attacke.

Doch kurz darauf hatte es sich wieder langsam genähert und seine Nüstern hatten gierig Saskias Angst gewittert. Sie hatte gehört, wie es die Luft in seine Nase gesogen hatte und selbst das Kräuseln seiner Nasenhaut.

'Schrei doch!', hatte ihr Geist befohlen, aber ihre Kräfte waren zu ermattet gewesen, um das anstrengende Kreischen noch ein Mal anzustimmen. Gerade als das Biest wieder ganz dicht herangekommen war, und sie seine nasse Zunge hatte hören können, die an seinen scharfen Zähnen entlang strich, hatte es ein letztes Mal kurz und kehlig geknurr, sich dann abrupt umgedreht und war davon gelaufen.

Saskia hatte einige Momente benötigt, um zu begreifen und aufzuatmen. Dann war plötzlich Tara an ihrer Seite gestanden: „Na, alles noch dran?“, hatte sie gefragt, Saskia sorgfältig von Kopf bis Fuß begutachtet, sie aufgehoben und nach Hause getragen und sie hatte sich nicht gewährt.

Bei der Erinnerung an dieses furchteinflößende Erlebnis beeilte sich Saskia schleunigst auf gleiche Höhe mit ihrer Schwester zu kommen und griff nach ihrer Hand. Tara schaute erstaunt zu ihr hinunter. „Wir sind bald raus aus dem Wald.“

Es dauerte tatsächlich nicht mehr lange und sie verließen die Dunkelheit unter den Bäumen und betraten im goldenen Nachmittagslicht eine baumlose Wiesenlandschaft. Eine freundliche, grüne Ebene lag vor ihnen. Eingehüllt in die sanfte Wärme der schräg fallenden Sonne, schritt die große Schwester voran, während Saskia sich jetzt traute etwas zurückzubleiben. Immer wieder verharrte sie kurz und blickte in die Ferne, betrachtete Vögel am Himmel, ein kleines Felltier zwischen einigen niedrigen Sträuchern, Insekten in allen Formen und Farben, die sich auf den nicht minder bunten Blättern und Blüten der flachen Pflänzchen vergnügten.

Tara drehte sich schließlich zu ihr um und zeigte auf einen Gürtel aus Sträuchern und hohen Gräsern, der sich vor ihnen wie ein Band über die Wiesen zog. „Dort finden wir Rakdos. Die Ak-

tokokis leben am Fluss.“

Die Schwestern liefen weiter über die saftig grüne Wiese, deren Gräser und Pflanzen so reich blühten und samteten, wie Saskia es noch nie gesehen hatte. Erleichtert, dass sie den dunklen, bedrohlichen Wald hinter sich gelassen hatten, plapperte sie nun fröhlich drauf los: sie würde einige dieser Blumen pflücken, auf dem Rückweg, für Tississi. Die Boga würde sich sicherlich freuen über einen Strauß. Ihre Mutter hatte sich immer sehr gefreut, wenn sie ihr Blumen gepflückt hatte. Sie hatte die Blüten in eine ihrer vielen Vasen gesteckt und lange geordnet, bis sie endlich zufrieden gewesen war. Dann hatte sie den Strauß und ihre Tochter noch ein Mal kurz mit einem glücklichen Lächeln betrachtet. Fast nie hatte sie vergessen, die Sträuße beim Vorübergehen mit einem liebevollen Blick zu bedenken, als wären die Blumen lebendige, freundliche Hausgenossen.

Die Schwester hörte mit unbewegter Miene zu, bis sie am hoch bewachsenen Uferstreifen der Jakaaf angekommen waren. Dort blieb sie stehen, legte einen Finger auf den Mund und flüsterte: „Psst. Aktokokis sind scheue Vögel. Wir müssen jetzt leise sein wie der Wind, der durch die Gräser streift.“

Aufmerksam und still durch das hohe Gras spähend, folgte das Kind der Schwester. Noch nie hatte sie Tara geduckt und sich so vorsichtig bewegend gesehen. Aufrecht, mit erhobenem Haupt, so kannte sie sie, wie ein Soldat schreitend, voller Kraft und Stolz, und wenn sie wütend war, schien selbst die Luft sich zu teilen, um für sie Platz zu machen.

Doch jetzt schlich sie wie eine Katze, die sich der Beute nähert, am Ufer entlang, geschickt jeden Strauch und Grashorst als Deckung nutzend. Saskia bemühte sich, es der Schwester gleich zu tun. So schlichen sie parallel zur Jakaaf, bis größere Lücken

im Schilf und den hohen Gräsern den Blick auf das im Abendlicht glitzernde Wasser ermöglichten. Dort änderten sie den Kurs und bahnten sich langsam den Weg zwischen den hohen, schlanken Röhren und Halmen hindurch zur Wasserkante. Tara setzte umsichtig Fuß vor Fuß, um auf dem rutschigen, steilen Ufer sicher bis an den Fluss zu gelangen. Saskia folgte ihr dicht auf und kam sie ins Rutschen, hielt sie sich an der Schwester fest, um nicht zu fallen.

Schließlich erreichten sie die Jakaaf und nur einen Schritt vom grünlich grauen Wasser entfernt, verharrte Tara, hockte sich hin und deutete der kleinen Schwester, es ihr gleich zu tun. Wie zwei Jägerinnen verbargen sie sich zwischen einigen hohen Gräsern, deren Horste hier so licht wuchsen, dass sie durch die Halme hindurch einige Meter des Flusses und das gegenüberliegende Ufer sehen konnten.

Saskia erspähte etwas im Wasser. Sie stupste ihre Schwester an und zeigte auf das grünlich glänzende, schmale Ding, welches nur noch wenige Meter entfernt war und Kurs auf das Ufer genommen hatte, an dem sie hockten. Zu Saskias Erstaunen nickte die Schwester nur unbeeindruckt und suchte dann weiter mit den Augen das Ufer ab.

Doch Saskia konnte ihre Aufmerksamkeit für das glitzernde Tier mit nichts teilen. Fasziniert beobachtete sie die schlingernen Schwimmbewegungen des sonderbaren Wesens, das direkt auf sie zuschwamm. Es hatte den Körper einer Eidechse, war aber fast so lang wie Saskia. Die Beine nach vorne und hinten gestreckt glitt es durch das Wasser. Sein Kopf war ebenfalls lang und schmal, wie der restliche Körper und erst als es nur noch einen halben Meter von dem Mädchen entfernt war, konnte sie mehrere dünne, sehr spitze Stacheln ausmachen, die von seinem

Hinterkopf abstanden wie Zahnstocher. Der Rücken schimmerte jetzt im Abendlicht in vielen Grün- und Blautönen wie Perlmutter und doch schienen es keine Schuppen zu sein, die ihn bedeckten.

Lautlos glitt es heran, bis seine Vorderfüße den Sand erreichten. Dort verharrte es bewegungslos, halb am Ufer und halb im Fluss. Zu gerne hätte Saskia über den schimmernden, grünen Rücken des Tieres gestrichen. Vorsichtig machte sie einen Schritt darauf zu, um es mit ausgestrecktem Arm berühren zu können.

Sie spürte noch Taras Hand auf ihrer Schulter, als ihr Fuß auf dem glitschigen Untergrund wegrutschte. Mit Hilfe der Schwester wurde ihr Oberkörper noch zurückgezogen, und sie fiel nicht kopfüber, aber ihre Füße glitten unaufhaltsam ins Wasser und zogen den Körper hinterher. Sie rutschte zu langsam, um das blitzartig davon schwimmende Tier treffen zu können, aber doch schnell genug, dass die Schwester sie nicht mehr halten konnte. Oder wollte? Schließlich lag Saskia im flachen Wasser und nur ihr Kopf schaute noch heraus. Als sie sich etwas weinerlich vom Schreck und der plötzlichen Nässe umblickte, bemerkte sie in Taras finsterer Miene ausschließlich Tadel. Wortlos zog die große Schwester sie dann an den Achseln heraus und ließ sie zwischen zwei Schilfsträuchern liegen.

Saskia war schon empört, dass ihr Unfall auf so wenig Interesse stieß. Auch hatte sie den Verdacht, dass Tara sich nicht wirklich bemüht hatte sie festzuhalten. Ihre Mama hätte sie jetzt bestimmt in den Arm genommen und getröstet. Gerade als sie sich aufgerappelt und den Mund schon geöffnet hatte, um sich über ihre Nässe zu beklagen, bemerkte sie, wie die Schwester sich vorsichtig weiter durch einige Schilflücken schlängelte. Saskia schloss ihren Mund wieder, folgte der Schwester und spähte durch das Schilf. Und dann sah sie ihn. Ein dicker, grauer Vogel

saß zwischen den Gräsern am Ufer und putzte sich mit seinem breiten, flachen Schnabel das Gefieder. Die anschleichende Oberhexe schien er nicht zu bemerken, so vertieft war er in die Körperpflege.

Tara sprang so plötzlich hinter einem Schilfbüschel hervor, dass auch Saskia sich erschreckte. Mit einem Hechtsprung und ausgestreckten Armen landete sie dicht vor dem Vogel, der sofort hektisch mit den Flügeln schlug, um dem Überfall zu entkommen. Es konnte ihm jedoch nichts nützen, denn die Oberhexe hielt ihre Hände schon fest um seine Fußgelenke geschlossen. Laute, tiefe Rufe schickte er über den Fluss, während er weiterhin panisch mit den Flügeln schlug.

Mit aufgerissenem Mund beobachtete Saskia das Spektakel. Taras Haare wehten im Wind der Flügelschläge und sie hatte die Augen eng zusammengekniffen, um sie vor den heftigen Schlägen zu schützen. Langsam zog die große Schwester nun ihre Beine unter den Körper bis sie kniete. Sie umklammerte die beiden dünnen Fußgelenke mit einer Hand und legte dann den freien Arm um den Körper des Vogels, um seine Flügel zu fixieren. Dem Rest seiner Bewegungsfreiheit endgültig beraubt, begann der Vogel Tara mit seinem Schnabel zu attackieren. Die Schwester war wenig beeindruckt von dem Angriff mit dem breiten, runden Schnabel und sie schien sich aufs Wasser zu konzentrieren, als wüsste sie, dass dort gleich etwas geschehen würde.

Tatsächlich dauerte es nur einige Sekunden, bis dort ein Vogel landete. Er glich dem Gefangenen, wie ein Ei dem anderen, abgesehen von den strahlend weißen Flügelspitzen.

Tara nickte wie zur Begrüßung: „Rakdos.“

Der Vogel, der mit einem kleinen Sicherheitsabstand auf dem Fluss trieb, stellte die Kopffedern auf.

In Avessanisch redete die Oberhexe weiter: „Ich bin hier, um deine Schuld einzutreiben. Du musst mir einen Gefallen tun. Ich brauche einen Boten, der eine Nachricht zur Prinzessin der Avessanas bringt.“

Rakdos plusterte sich.

Tara fuhr mit mahnender Stimme fort: „Ich habe dich aus der Gefangenschaft der Avessanas befreit. Du stehst in meiner Schuld.“

Der Vogel plusterte sich erneut.

„Außerdem habe ich deine Gefährtin und keine Hemmung, sie mir heute Abend als Braten zuzubereiten, solltest du dich weigern.“

Rakdos schwamm aufgeregt hin und her.

„Na komm schon, sei nicht so ein Feigling. Du fliegst zum Schloss, überbringst den Brief, wartest auf Antwort und kommst wieder her. Das ist doch ganz einfach.“

Der Vogel richtete sich flügelschlagend auf, dass es aussah, als wollte er fortfliegen, aber etwas würde seine Füße im Wasser festhalten.

„Wenn sie dich wirklich erwischen sollten, hole ich dich wieder raus. Versprochen.“

Rakdos ließ sich wieder ins Wasser fallen und kam ans Ufer geschwommen. Mit seinen Schwimmpfüßen watschelte er unbeholfen auf die Oberhexe zu, die noch immer sein Weibchen umklammert hielt. Tara nahm den Arm von der Vogeldame, hielt jedoch nach wie vor mit der anderen Hand die Fußgelenke fest. Sie zog den vorbereiteten Zettel aus ihrem Umhang und Rakdos öffnete den Schnabel.

„Flieg durch das oberste, letzte Fenster des Haupthauses ganz links am schmalen Turm.“ Sie legte den Brief in seinen Schnabel

und fuhr mit der Hand über seinen linken Flügel. „Dort ist links. Merk dir, wo ich dich berührt habe.“

Der Vogel klappte den Schnabel wieder zu und blickte seine Gefährtin an.

„Sollten sie dich erwischen, schluck den Brief runter. Nun hau schon ab, es wird bereits dunkel.“

Kräftig schlugen die Flügel und er erhob sich fast senkrecht in die Luft, um kurz darauf am dämmrigen Himmel zu verschwinden.

Saskia blickte ihm nach, als sie ihre Schwester leise rufen hörte: „Saskia, komm her! Setzt dich zu uns. Das kann eine Weile dauern, bis er zurückkommt.“

Die junge Hexe war begeistert von dem alten Fachwerkhaus in Bad Grund und verzückt über Christines gemütliche Dachwohnung. So schwer sie sich mit der Zirkelleiterin tat, so leicht fiel es ihr, sich in ihrer Wohnung geborgen zu fühlen. Die Wände waren in Eierschale gestrichen, die Möbel ausschließlich im dunklen Holzton der Balken, die schwer und massiv die schrägen Decken hielten und die Außenwände durchzogen. Geschmackvoll ausgesuchte Kissen, Lampen und Accessoires, vorwiegend in Rot- und Gelbtönen, sorgten für zusätzliche Wärme und Gemütlichkeit.

Sie hatten sich nach einer kurzen Besichtigung der Zweizimmerwohnung in die Küche begeben und Christine schlug gerade ein paar Eier in die Pfanne. Frederike hatte sich an den Holztisch gesetzt und erkundigte sich halbherzig: „Soll ich dir was helfen?“

„Nein lass nur. Unser Mahl wird eh nicht sehr üppig ausfallen, schließlich konnte ich nicht damit rechnen, eine Untermieterin zu bekommen. Der Kühlschrank ist fast leer.“

Während Christine Teller und Gläser auf den Tisch stellte, bemühte sich Frederike, eine Unterhaltung in Gang zu bringen: „Du hast wirklich eine tolle Wohnung. In Berlin gibt es so was ja nicht. Also, alte Häuser haben wir auch, aber nicht Fachwerk.“ Christine deckte ungerührt weiter den Tisch. „Dafür haben unsere Altbauten aber teilweise noch Stuck an den Decken und super hohe Zimmer. Also, da kann man sich sogar Kronleuchter hingehen, wenn es einem gefällt. Leider ist saniertes Altbau irre teuer, hätte ich mir nie leisten können.“

Christine seufzte, bevor sie antwortete und es klang, als könnte sie sich nur mit größter Anstrengung dazu herablassen mit dem aufgezwungenen Gast zu sprechen. „Du könntest dir gar keine Wohnung leisten...“ Sie biss sich auf die Zunge und fügte dann etwas gesprächsbereiter hinzu: „Meine Wohnung ist auch nicht gerade preisgünstig, aber ich verdiene gut.“

Frederike beschloss den unfreundlichen Tonfall zu überhören. „Was machst du denn so?“

„Was ich so mache?“ Christine schüttelte entrüstet den Kopf. „Ich bin von Beruf Kieferorthopädin. Und du? Hast du irgendwas gelernt?“

Frederike klopfte nervös mit den Fingern auf den Tisch. „Eigentlich wollte ich Tierpflegerin werden. Im Zoo. Ich habe sogar einen Ausbildungsplatz bekommen, aber nach ein paar Tagen habe ich es nicht mehr ausgehalten.“

Christine schob geschickt die gebratenen Eier auf die Teller und stellte einen Brotkorb auf den Tisch. „Warum nicht? Weil es plötzlich jemanden gab, der dir gesagt hat, was du tun sollst?“

„Nein. Weil sie mir sagen wollten, was ich tun soll und selber keine Ahnung hatten. Die Leute da verstehen die Tiere nicht. Sie bemühen sich bestimmt, aber sie können es nicht wirklich. Im-

mer wenn ich versucht habe, es ihnen zu erklären, wurden sie sauer. Schließlich wollte keiner mehr was mit mir zu tun haben und dann bin ich nicht mehr hingegangen.“

Christine setzte sich und wünschte: „Guten Appetit. Du kannst also mit Tieren kommunizieren?“

Frederike nickte.

„Dann lern halt etwas anderes. Du könntest studieren. Hast du Abitur?“

Wieder nickte die junge Hexe.

„Wie wäre es denn mit Veterinärmedizin? Da könnte dir deine Fähigkeit sehr nützlich sein.“

Frederike biss gerade vom Brot ab und antwortete mit vollem Mund: „Nee. Ständig die Angst und den Schmerz der Tiere zu ertragen, das könnte ich nicht.“

Christine griff ebenfalls zum Brot: „Ich könnte dir zeigen, wie man seinen Geist vor ungewolltem Empfang schützen kann. Jedenfalls gegenüber Menschen. Das müsste aber bei Tieren auch funktionieren.“

„Das wäre cool. Tara hat mir schon gesagt, dass du das kannst.“

Christine horchte auf. „Ach ja? Um was klarzustellen: ich helfe dir nur, weil sie mich darum gebeten hat. Danach verschwindest du wieder.“

„Gebeten hat sie dich?“ Frederike konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. „Also für mich klang das eher nach einer Ansa-ge.“

Christine verengte die Augen und zischte: „Denk bloß nicht, weil sie mit dir im Bett war, bist du was Besonderes. Du bist nur eine kleine, dumme Hexe. Wahrscheinlich hatte sie Mitleid mit dir.“

Frederike schwieg.

Mittlerweile waren nur Sterne und die "schwache Sonne" am schwarzen Himmel zu sehen, deren Spiegelung auf der Jakaaf sich hin und wieder brach, wenn durch die Schwimmbewegung eines Tieres sanfte Wellen über den Fluss glitten, begleitet von glucksenden oder blubbernden Geräuschen.

Die Vogeldame hatte den Kopf ins Gefieder gesteckt und auch Saskia schlief. Sie hatte den Kopf auf Taras Schoß gelegt und sich auf dem weichen Boden zusammengekauert. Das Lob der großen Schwester über ihr stilles, bedachtes Verhalten, während der Absprache mit Rakdos hatte sie ruhig und ein wenig stolz einschlafen lassen.

Tara saß still am Ufer und blickte aufmerksam in den Himmel. Die Zeit war um, Rakdos hätte längst zurückkehren müssen. Eine Weile würde sie noch warten, dann wäre es sicher, dass die Avessanas den gefiederten Boten erwischte hätten. Bei dem Gedanken, den Vogel aus dem Schloss befreien zu müssen, hoffte sie insgeheim darauf, Rakdos hätte seinen Auftrag nicht ausgeführt. Vielleicht hatte er sich irgendwo am Ufer des Flusses niedergelassen und ging davon aus, dass die Oberhexen nicht ewig auf ihn warten würden.

Doch Tara schob die Hoffnung beiseite. Rakdos hatte sich große Sorgen um seine Gefährtin gemacht, das hatte sie gespürt. Seine Angst, die Oberhexe könnte seinem Weibchen etwas antun, wäre stärker als die Angst vor den Netzen der Avessanas.

Wieder suchte sie den Himmel ab, lauschte auf Flügelschläge, doch die Schwärze blieb still und unbewegt.

Als die halbe Nacht herum war, weckte Tara das Mädchen und sie machten sich auf den Weg nach Hause. Schlaftrunken

stolperte Saskia hinter ihrer Schwester her: „Wieso hat Rakdos dich eigentlich verstanden? Können hier alle Tiere verstehen, was wir sagen?“

„Nein, nur wenige können unsere Sprache lernen. Rakdos sieht nicht so aus, aber er ist ein schlauer Vogel. Doch ich denke, er hat wohl weniger meine Worte verstanden, als deren Bedeutung, weil ich ihm die entsprechenden Bilder in seinen Kopf geschickt habe.“

Der Weg um den Wald herum war nicht nur länger, sondern auch beschwerlicher. Steine und Gestrüpp machten den schmalen Pfad über die Steilhänge in der Dunkelheit gefährlich.

Trotzdem hatte Tara diesen Weg gewählt. Zwischen den Bäumen des Waldes wäre die Nacht noch schwärzer. Ohne ihre Kräfte hätte sie sich von Baum zu Baum vortasten müssen, wobei sie die Schwester weder hätte tragen, noch dicht bei sich halten können.

Als die Bäume des Waldes fast bis zur Felsenkante heranwachsen und den Weg auf einen knappen Meter verengten, nahm Tara das Mädchen auf die Arme. Sie trug Saskia vor ihrer Brust, wie sie es schon in der Menschenwelt getan hatte. Es benötigte nun jedoch keiner Magie mehr, das Kind in Schlaf fallen zu lassen. Saskia war nach wenigen Sekunden in ihre Träume zurückgekehrt und erwachte auch nicht mehr, bis sie zu Hause ankamen.

Vorsichtig legte Tara die kleine Schwester auf ihrem Bett ab und deckte sie zu. Dann ging sie zurück in den Wohnraum und setzte sich an den Tisch.

Lange dachte sie darüber nach, wie sie in das Schloss gelangen, Bavonta treffen und Rakdos befreien könnte. Als der Morgen graute, hatte sie einen Plan. Er war unsicher, möglicherweise

Ärger verheißend, barg viele spontane Reaktionen und war nur mit Hilfe Saskias ausführbar, aber trotzdem der, wie sie fand, einzig mögliche.

Sie würde sich bei den Avessanas unbeliebt machen, genau soviel, dass Gritta einen Wutanfall bekäme und so wenig, um keine größeren politischen Streitigkeiten zu provozieren. Die Möglichkeit ungestört mit der Prinzessin zu sprechen, musste sie mehr oder weniger dem Zufall überlassen und Rakdos' Freiheit würde wohl in Saskias Händen liegen.

Frederike hatte am Abend die Doppelbetthälfte am Fenster zugewiesen bekommen.

Nun blickte sie blinzelnd durch die Scheibe, die in viele kleine Quadrate zerteilt war, in den Schleierwolken verhängten Himmel. Nach einem unruhigen Schlaf schmerzte ihr Nacken ein wenig.

Sie war allein im Zimmer und machte sich auf die Suche nach Christine. Im Flur rief sie leise ihren Namen, aber erhielt keine Antwort. Erst wollte sie noch ein Mal etwas lauter rufen, doch Christine und ihre Wohnung waren ihr noch zu fremd, um die Stimme zu erheben. Also schaute sie ins Wohnzimmer, ins Bad und schließlich in die Küche, wo ein Zettel auf dem Tisch sie begrüßte, auf dem ein Schlüssel mit einem rosa Kristallanhänger lag. „Guten Morgen! Der letzte Kaffee ist in der Kanne. Frühstück kann ich dir nicht bieten, im Kühlschrank weinen die Mäuse. Du musst erst einkaufen gehen. Bin gegen 16,30 Uhr wieder da. Bis dann Christine“ Frederike legte die Mitteilung wieder zurück neben einen Fünfeuroschein. Das mit den Mäusen war doch sicherlich nur im übertragenen Sinne gemein? Sie riskierte trotzdem einen Blick in den wirklich fast leeren Kühlschrank, kicherte laut über sich selbst und ging ins Bad.

Nachdem sie sich fertig gemacht und eine Tasse lauwarmen Kaffee getrunken hatte, steckte sie Geld und Schlüssel ein und verließ die Wohnung. Von der kleinen Gasse, in der das alte Fachwerkhaus stand, kam sie bald auf eine Hauptstraße. Bad Grund war ein hübsches, altes Städtchen, aber trotz der überschaubaren Größe, wusste Frederike nicht, wie sie den nächsten Supermarkt hätte finden sollen. Sie fragte ein Pärchen, dass ihr

entgegen kam. Doch stellten sie sich als Touristen heraus, die den Ort nicht besser kannten als sie selbst. Die Chance, dass es sich bei den wenigen Menschen auf der Straße um Touristen handelte, schien groß und Frederike schaute sich um. Auf der anderen Straßenseite entdeckte sie zwei ältere Frauen mit leeren Einkaufstaschen und beschloss, ihnen zu folgen. Nach wenigen Minuten kam sie tatsächlich bei einem Supermarkt an.

Noch nie hatte sie eine eigene Wohnung besessen. Nachdem ihre Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren, als sie und ihr Bruder Sebastian noch Kinder gewesen waren, hatten sie ihre Jugend bei der Oma verbracht, die sie umsorgt hatte, als wäre es die einzige Aufgabe ihres Lebens. Aus dieser Überbehütung war bei Sebastian vielleicht auch der unbändige Wunsch nach Freiheit entstanden. Schon als Jugendlicher war es der größte Wunsch ihres Bruders, weit fortzugehen und sein Leben fern ab von seiner immer besorgten Großmutter und der durchgeknallten, kleinen Schwester zu verbringen.

Nach dem Tod ihrer Oma, der ein Stromschlag aus einem schlecht isolierten Toasterkabel das Leben gekostet hatte, hatten die Geschwister das Haus verkauft. Es war Sebastians Idee gewesen. Ihr Bruder hatte schon bald auf den Verkauf gedrängt und gehofft mit dem Geld seine Auswanderungspläne verwirklichen zu können. Jamaika hatte er sich als Traumziel gesetzt, doch alleine der Flug sollte ein kleines Vermögen kosten. Da der Gewinn von dem alten Häuschen abzüglich der Hypotheken aber bei weitem nicht so hoch ausgefallen war, wie Sebastian es erwartet hatte, war er über Nacht mit dem gesamten Erlös des Hausverkaufs verschwunden und das Einzige, was Frederike jemals wieder von ihm gehört hatte, waren einige belanglose Zeilen auf einer Postkarte vier Wochen später. Sie hatte zwei Män-

ner mit Rastalocken gezeigt, die unter einem gleißend blauen Himmel und einer quietschgrünen Palme kleine Trommeln schlugen.

Die tief enttäuschte Frederike hatte Schutz gesucht bei dem einzig verbliebenen Menschen, der ihr Sicherheit und ein Zuhause schenken konnte, ihr damaliger Freund, Wolf. Doch wie schon bei seinen Vorgängern war auch bei ihm ein immer größeres Unverständnis für Frederikes eigenartige Fähigkeiten und deren Folgen gewachsen. Wie gerne hätte sie über ihre Erlebnisse gesprochen, über den jungen Mann auf der Parkbank, der so viel Hass in sich trug, dass sie Angst bekam, er könnte etwas ganz Schreckliches tun, von der jungen Frau die so verzweifelt schien, dass sie womöglich sich oder ihrem Ungeborenen etwas antun könnte. Wie hätte sie reagieren sollen? Sie hatte versucht zu beruhigen, zu sprechen, aber der Mann hatte ein Messer gezogen und sie angebrüllt, die junge Frau war in Tränen ausgebrochen und gegangen. Sie musste ihre Ängste und Hilflosigkeit irgendjemanden mitteilen. Wolfs anfängliches Interesse hatte sich jedoch nicht in wahres Verständnis, sondern in Ablehnung verwandelt. Letztlich war sie gegangen, um nicht von ihm der Wohnung verwiesen zu werden.

Sie hatte erst bei Freunden gelebt, dann bei Bekannten und flüchtigen Bekanntschaften bis ihr selbst die ausgegangen waren und war schließlich auf der Straße gelandet. Hin und wieder hatte sich noch jemand gefunden, bei dem sie für ein paar Nächte hatte unterschlüpfen dürfen, bei Frauen aus Mitleid, bei Männern, weil sie auf eine körperliche Gegenleistung spekuliert hatten.

Nun sollte sie das erste Mal in ihrem Leben richtig einkaufen, ohne jemanden an ihrer Seite oder wenigstens einen Einkaufszettel in der Tasche zu haben. Hochkonzentriert wanderte sie durch

das Regallabyrinth, betrachtete die bunten Schachteln, Dosen und Tüten. Sie griff danach, wenn es ihr gut erschien, stellte es wieder zurück oder legte es in den Wagen, um es dann doch wieder herauszunehmen und wegzustellen. Es schien eine Ewigkeit vergangen zu sein, bis Nudeln, Reis, Käse, ein Brot, Gemüse, Obst, Ketchup, Müsli, Süßkram und ein Paket Kaffee in dem Wagen lagen. Sie näherte sich der Kasse, blieb aber kurz am Getränke-regal stehen und starrte auf all die Wein- und Schnapsflaschen. Sollte sie auch Getränke besorgen? Säfte, Wasser oder Limonade? Aber würde das Geld von Christine überhaupt reichen?

Ein Schmerz durchfuhr sie, der ihr den Atem raubte. Irritiert blickte sie an sich herunter, doch es ließ sich weder eine äußerliche Ursache erkennen, noch konnte ihr Gehirn den anhaltenden Schmerz lokalisieren. Panik stieg in ihr auf. Verzweifelt bemühte sie sich die unbegründete Angstattacke abzuschütteln. Einen Moment lang glaubte sie ohnmächtig zu werden, doch sie zwang sich, gegen die mächtigen Gefühle anzukämpfen. „Bleib ruhig Rike. Es sind fremde Gefühle. Es hat nichts mit dir zu tun. Gar nichts mit dir zu tun.“

Ein Mann in einem hellblauen Kittel, auf dem das Logo des Supermarktes prangte, tauchte aus dem Nichts auf, stützte sie ungefragt am Arm und machte ein besorgtes Gesicht, als er sie ansprach. „Ist Ihnen nicht gut? Kann ich Ihnen helfen?“

Frederike versuchte ein tapferes Lächeln. „Danke. Schon gut. Mir war nur etwas schwindelig.“

Der Mann trug einen dieser längst nicht mehr modernen Bartstreifen vom spitzen Kinn bis zu den Ohren. „Vielleicht sollten sie sich lieber einen Moment hinsetzen. Sie könnten sich hinten im Aufenthaltsraum...“

Frederike unterbrach ihn: „Danke, aber es geht schon wieder.“

Etwas an seiner Berührung war ihr unangenehm und sie entzog ihren Arm seinem Griff. „Es ist wirklich schon wieder viel besser.“

Mit skeptischer Miene zog der Angestellte sich ein paar Meter zurück, blieb dann am Weinregal stehen und ließ sie nicht aus den Augen, als rechnete er damit, dass die kleine, zarte Frau vielleicht doch noch umfallen könnte.

Frederike lächelte ihm höflich dankbar zu und schob ihren Wagen dann um das Regal herum. Die Panikattacke war tatsächlich verflogen, aber der Schmerz blieb und vermischte sich mit einer resignierenden Furcht. Auch diese Regalseite wurde vollständig mit Getränken gefüllt, allerdings standen hier neben Bier, nur nicht alkoholische Getränke. Dosen, Tetrapacks, und Plastikflaschen in vielen Formen und Farben, die zum größten Teil noch zu zwölft in ihren Getränkeboxen steckten.

Ein älterer Mann stand in der Mitte des Ganges, neben einem gelben Hubwagen und hob gerade die letzten zwei Mineralwasserboxen vor das Regal, auf den dafür vorgesehenen Turm. Frederike spürte ein Auf und Ab der Furcht, blieb nicht weit vom Angestellten des Supermarktes stehen und inspizierte aufmerksam einige Orangenbräusen. Der Mann schien sich nicht über die unentschlossene Kundin zu wundern, die so sorgfältig die Etiketten inspizierte, und räumte die letzten leeren Getränkeboxen auf den Hubwagen, um dann mitsamt der Maschine den Gang zu verlassen und hinter dem nächsten Regal zu verschwinden.

Frederike wollte die Chance nutzen, sich allein und unbeobachtet in dem Gang zu befinden und begann hektisch zwischen den Boxen und Kästen zu suchen. Es dauerte auch nicht lange und sie hatte die Ursache für ihre Schmerz- und Angstattacken entdeckt. Eine Maus steckte zwischen den Getränkeboxen fest;

ihr Schwanz war unter einer Wasserflaschenkiste eingeklemmt und all ihre Befreiungsversuche waren zum Scheitern verurteilt.

Lang ausgestreckt in dem engen Spalt zum nächsten Kistenstapel lag die Maus und musterte Frederike. „Hab keine Angst mehr, ich hole dich da raus“, beruhigte die Hexe und machte sich daran, die oberste der zwei Kisten herunter zu heben, die noch auf dem Kasten gestapelt waren, der der Maus den Schwanz ein-klemmte. Zum Glück war die oberste Kiste halb leer.

Ein junger Mann in Jeans und T-Shirt betrat den Gang. Der Kunde näherte sich und die Hexe war bemüht, die Maus mit ihrem Körper zu verdecken. Wieder griff sie eine Flasche, um das Etikett zu studieren. Inständig hoffte sie, dass der Typ nicht ausgerechnet dieses Wasser kaufen wollte und auch nicht auf die Idee käme, der zierlichen, jungen Frau beim Heben der Kiste helfen zu wollen.

Alle Befürchtungen stellten sich als völlig unrealistisch heraus. Er ging vorbei, nicht ohne einen abschätzenden Blick auf ihren Hintern zu werfen, aber auch ohne die geringsten Anstalten, ihr Hilfe anbieten zu wollen. Er blieb ein Stück weiter bei den Colaflaschen stehen, nahm eine aus dem Regal und setzte seinen Weg unbeirrt fort.

Frederike stellte den relativ leichten Kasten auf dem Boden ab und hob die nächste, volle und somit doppelt so schwere, mit einem leisen Stöhnen herunter. Schließlich brauchte sie die Letzte nur noch anzukippen und die Maus war befreit.

Das Gefühl von Erleichterung und Dankbarkeit erfüllte die junge Hexe und sie musste lächeln, als sie die Maus zwischen einigen Bierkästen davon huschen sah.

Sie hatte sich so auf die Befreiung der Maus konzentriert, dass ihr der bärtige Supermarktangestellte entgangen war. Verdeckt

von einem Stapel Waschmittel-Sonderangeboten hatte er sie beobachtet.

Saskia rieb sich verschlafene Augen, als sie in den Wohnraum kam. Tara und Tississi saßen bereits am Tisch. Sie aßen einen süßlichen Brei, gemischt aus den Samenkörnern des Bulitstrauches und Zievitmilch.

Saskia hatte bei einem ihrer Fluchtversuche schon Zievits gesehen. Sie war stehen geblieben und hatte sie eine Weile beobachtet, als könnten sie der Schlüssel nach Hause sein. Es hatte sie beruhigt, Tiere zu betrachten, die sie aus ihrer alten Welt kannte. Sie sahen genauso aus wie die Ziegen der Menschenwelt, fand die Kleine. Als die große Schwester sie dort erwischt und anschließend zurück zur Hütte geschleppt hatte, war geschehen, was oft geschehen war, Tara hatte unaufgefordert auf Saskias Erstaunen reagiert. Sie hatte ihr erklärt, dass es verschiedene Tier- und Pflanzenarten gäbe, die sich in unterschiedlichen Welten gleich entwickelt hätten. Einige seien auch mit den Boga durch die Tore gekommen, in der einen und anderen Richtung. Wie immer hatte Saskia Desinteresse demonstriert, aber insgeheim genau zugehört. Auch wenn die Neugierde in den ersten Wochen manches Mal übergroß zu werden schien und hunderte Fragen in ihrem Kopf kreisten, hatte sie es nicht fertig gebracht sie auszusprechen.

Aber jetzt war es noch zu früh am Tag für das Mädchen, um über die Tierwelt der neuen Heimat nachzudenken. Eigentlich war es noch zu früh, um irgendetwas zu denken. Sie quetschte ein „Morgen“ hervor und lümmelte sich mit untergeschlagenem Bein auf die Bank. Tara hob die Hand, ihre Augen glänzten ein wenig und ein volles Schüsselchen Brei schwebte vom Küchen-

bord auf den Tisch, direkt vor das Mädchen. Die Kleine ergriff stumm den Holzlöffel, der darin steckte und schaufelte sich das Frühstück in den Mund.

Tississi zog die Mundwinkel herunter. „Ich wollte holen. Schüsselchen holen.“

Tara nickte. „Ich weiß. Aber ich bin sehr froh darüber, dass du es wenigstens zu den Mahlzeiten aushältst, mal zehn Minuten am Stück am Tisch zu sitzen und nicht herum zu wuseln, wie ein aufgescheuchter Falji.“

Die Boga war ein wenig beleidigt, aber sie schwieg. Tara hatte ihr vom fehlgeschlagenen Versuch erzählt, die Prinzessin zu kontaktieren und auch von dem neuen, wagemutigen Plan. Die Freundin hatte es wohl gerade nicht leicht und Tississi wollte sich jetzt nicht mit ihr streiten.

Nach dem Essen schien Saskia langsam wach zu werden. „Was war denn nun gestern mit Rakdos? Hat er eine Antwort von der Prinzessin gebracht?“

Die Schwester schüttelte den Kopf. „Nein. Er ist nicht wieder zurückgekehrt. Ich nehme an, die Avessanas haben ihn gefangen.“

„Wie können die denn einen Vogel fangen? Der fliegt doch einfach durch ein Fenster davon.“

Tara hob die Schultern. „So genau weiß ich das auch nicht, aber sie haben Fallen aus Netzen, Körben, Gittern. Die ganze Zeit, Tag und Nacht, stellen sie Wachen auf, überall am und im Schloss. Eine der Wachen wird ihn entdeckt haben und dann haben sie ihn wohl mit einer ihrer ausgetüftelten Fangvorrichtungen erwischt. Allerdings könnte es auch sein, dass der dusselige Vogel durch das falsche Fenster geflogen ist. Wer weiß das schon...“

„Das ist gemein“, schimpfte Saskia. „Warum bauen die Fallen und sperren die armen Vögel ein?“

Die Schwester antwortete leise: „Manchmal möchte man das, was man bewundert und liebt, immer bei sich haben. Manch einer Vögel, ein anderer Blumen und wieder andere... eben irgendwas.“ Saskia wollte gerade den Mund aufmachen, um etwas zu erwidern, als Tara schnell fortfuhr: „Jedenfalls muss ich ihn da wieder rausholen. Ich habe Wort gegeben.“ Sie blickte das Mädchen an, als wollte sie abschätzen, ob sie die nächsten Worte wirklich aussprechen soll. Dann meinte sie: "Um ins Schloss zu gelangen, brauche ich Hilfe. Am besten von dir!“

Saskia richtete sich auf und machte ein gespanntes Gesicht. „Au ja, ich bin dabei. Wie machen wir das denn? Was muss ich machen?“

Mit Verschwörerermiene lauschte sie dem Plan der großen Schwester.

Frederike hatte ihre Einkäufe in dem kleinen Fachwerkhaus abgeliefert und sich mit dem Restgeld von sieben Euro und siebenzig Cent wieder auf den Weg gemacht. Nachdem sie eine Dame auf der Straße gefragt hatte, wo man hier frühstücken könnte, war sie deren Wegbeschreibung gefolgt und in eine Fußgängerzone gekommen.

Nun saß sie auf einem Plastikstuhl in dem sonniger werdenden Tag vor einem Pott Kaffee und einem Eier belegten Brötchen. Sie schaute den Spatzen zu, die unter den Tischen nach Essbarem suchten und dachte über ihre neuen Bekanntschaften nach.

Endlich hatte sie jemanden gefunden, dem sie sich anvertrauen konnte. Das unaufgeregte Verständnis der Oberhexe hatte ihr

gut getan. Sie bemerkte, dass sie mit dem Ohrring spielte, den Tara ihr gegeben hatte und lächelte. Wie schön die Nacht gewesen war, ihre erst zärtlichen, dann begehrenden Blicke und Hände. Plötzlich verstand sie nicht mehr, warum sie sich jemals mit Männern hatte abgeben können. Ihr hätte doch klar sein müssen, dass sie das ersehnte Feingefühl und Vertrauen bei ihnen nie hätte finden können. Auch wenn Tara behauptete, ob Mann oder Frau, das wäre egal. Sie hatte mit Männern nur reine Wollust empfunden und sie waren diesbezüglich beliebig austauschbar gewesen. Es war eben Sex gewesen. Wie viel mehr Berührungen sein konnten, hatte sie erst jetzt erfahren.

Aber wie war Tara nur auf die Idee gekommen, sie mit dieser Christine zusammen zu tun? Längst hätte sie diese Stadt verlassen, wäre wohl nie mit der kühlen Zirkelleiterin hierher gekommen, wenn Tara es nicht verlangt hätte. Sicherlich hätte Christine sie auch niemals freiwillig bei sich aufgenommen, wo sie ihr doch mit jedem Blick und Wort zeigte, wie wenig sie von ihr hielt.

Was soll's, dachte Frederike, wenn die Oberhexe das wünschte, würde sie sich eben von Christine unterweisen lassen. Hauptsache, sie würde weiter zu dem Hexenzirkel gehören und wenn Tara dann das nächste Mal bei einem Treffen teilnehmen würde... Wieder schweiften ihre Gedanken ab zu der Nacht, in der die große Frau mit den leuchtend grünen Augen all ihre Wünsche und Bedürfnisse hatte erraten können.

Doch ihre Gedanken wurden unterbrochen, als sie einen intensiven Blick auf ihren Rücken spürte und sich umdrehte. Wie einem Zwang folgend wendete sie den Hals und blickte in die fast schwarzen Augen eines Hundes. Das Tier sah elend aus, das war das Erste, was Frederike auffiel, als sie so abrupt aus ihrer Erin-

nerung gerissen wurde. Klapprig und mit dreckigem, verfilztem Fell saß der große, kamelfarbene Hund neben dem Eingang zum Café. Ein Zittern lief durch seinen ausgemergelten Körper und sein linkes Auge tränkte.

Einen Moment wunderte sich Frederike, dass sie nicht das Leid dieser armen Kreatur wahrnehmen konnte, doch Mitleid hatte sie längst erfüllt und sie sprach den Hund mit zärtlicher Stimme an: „Na, du Armer. Kümmert sich keiner um dich?“

Die ungewohnt freundliche Ansprache ließ seinen Schwanz leicht gegen den Boden klopfen.

Durch seine Reaktion ermutigt, schlug Frederike lockend gegen ihr Bein. „Na komm doch mal her. Komm!“

Der Hund spielte mit den Ohren, erhob sich unschlüssig, um sich dann aber gleich wieder zu setzen. Erst als die Hexe ihn erneut lockte, stand er schließlich auf und trabte langsam auf sie zu. Frederike stellte fest, dass er ein wenig hinkte, nahm es aber als gutes Zeichen, dass das lange Fell seines Schwanzes, während des Weges zu ihr rhythmisch den Boden sauber fegte.

Der Hund schnupperte an der dargebotenen Hand, setzte sich und genoss offenbar die ungewohnt sanfte Aufmerksamkeit, als Frederike ihm am Ohr kraulte. Zärtlich flüsterte sie: „Weißt du was? Ich nehme dich mit. Das wäre doch gelacht, wenn ich dich nicht aufpäppeln könnte.“

Sie zahlte, ignorierte dabei den missfälligen Blick, mit dem die Bedienung ihren neuen Freund bedachte, und ging dann zusammen mit dem Hund zurück zu Christines Wohnung. Ihr Begleiter wedelte stetig mit dem Schwanz und hielt sich den ganzen Weg über dicht an ihrer Seite, als hätte er Sorge, das neue Frauchen könnte es sich plötzlich anders überlegen. Eifrig folgte er ihr in das Haus und lief, durch die schmerzende Pfote etwas un-

beholfen, hinter ihr die Treppe hinauf.

Frederike schloss die Wohnungstür auf und mit einem Mal war die emsige Aufregung des Hundes verflogen. Er schnüffelte durch den Türrahmen, winselte ein bisschen und setzte sich dann hin.

„Was hast du denn? Riecht es in der Wohnung nicht gut?“ Angestrengt sog Frederike die Luft durch die Nase. „Hm. Also ich rieche nichts Besonderes.“ Sie schaute sich im Flur um: ein Regenschirm, Jacken und Mützen an der Wandgarderobe. Sie entdeckte nichts, was sonderbar oder gar unangenehm duften könnte. Auf dem kleinen Flurschränkchen lagen ein paar Briefe, die Visitenkarte eines Elektrikers und ein paar getrocknete Blumen steckten in einer kleinen, braunen Vase. Sollte das Trockensträußchen so einen sonderbaren Duft verströmen, dass der Hund die Wohnung nicht betreten wollte? Sie griff die Vase mit den drei Zweigen. An den dörren Stielen hingen einige blassrosa Blüten wie Schöpfkellen in Miniaturausgabe, die wie mit zierlichen Schleifen an die runden Stängel gebunden waren. Als sie das Sträußchen an die Nase hob, stieg ihr ein leicht bitterer Geruch hinein. „Also ich glaube, ich habe den Übeltäter gefunden. Ich stelle ihn ins Schlafzimmer. Christine wird hoffentlich nichts dagegen haben.“

Als sie zurückkam, war der Hund nicht mehr zu sehen. Sie warf einen Blick ins Treppenhaus, bevor sie die Wohnungstür schloss, dann schaute sie in die Küche und ins Wohnzimmer. Dort hatte der Hund es sich auf dem Sofa bequem gemacht und leckte sich den schmerzenden Hinterlauf.

„Ach herrje!“ rief Frederike und beeilte sich, ihn vom Sofa zu ziehen. „Das geht doch nicht. Du machst ja alles dreckig. Christine schmeißt uns beide raus.“

Erschrocken und mit eingekniffenem Schwanz ließ der Hund sich von seinem Platz ziehen.

„Komm mal mit! Also jetzt werden wir dich erst einmal waschen. Du riechst ja wie eine Müllhalde. Erstaunlich, dass dich da der Geruch von ein paar Blumen stören kann.“

Mit erhobenem Haupt ritt Tara in die Stadt. Lagta lief mit ruhigem Schritt zwischen den ersten Häusern hindurch. Wie die Oberhexe es vermutet hatte, waren die Avessanas am hellen Tag mutig genug, den ungebetenen Gast aufgeregt tuschelnd zu geleiten. Wie eine Sicherheitseskorte, die allerdings weniger ihre als eher die Sicherheit der Avessanas im Sinn hatte, liefen sie an den Straßenrändern mit und ließen sie nicht aus den Augen. Tara hörte, wie sie sich aufgeregt zuraunten: „Was macht die Oberhexe hier? Die Königin hat sie nicht geladen.“ „Wir müssen Acht geben! Beobachtet ihre Augen.“ „Vielleicht will sie uns verhexen oder unsere Kinder und Häuser.“

Schließlich erreichte Tara den Vogelplatz. Sie ignorierte das ängstliche Gezischel und stieg mitten auf der großzügigen Freifläche zwischen den Häusern ab. Über das Dach des großen, prächtigen Stadthauses hinweg konnte sie die Türme des Schlosses sehen und drückte sich und ihrem Plan die Daumen.

Lagta stand direkt auf einem der zwei Vögel, die als schwarzes Mosaik in das hellgraue Steinpflaster des Platzes gesetzt worden waren. Der langbeinige Vogel hielt den ebenso langen Hals und Kopf gestreckt, als wollte er sein Futter hinunterschlingen, und mit dem langen Schnabel wies er zum Schloss. Der Zweite war spiegelverkehrt neben ihm platziert, so dass die beiden Federtiere sich hätten anblicken können, wenn sie nicht so angestrengt den Sitz ihrer Königin hätten im Auge behalten müssen.

Die Oberhexe machte zwei kurze Schritte, um dann genau auf einem der Vogelköpfe stehen zu bleiben. Entrüstete Aufschreie der Umstehenden quittierten die freche Tat. Keine der Avessanas hätte es gewagt, die Köpfe der Vögel mit Füßen zu treten. Sie wagten jedoch genauso wenig, das unkultivierte Hexenweib hinter zu scheuchen.

Tara verkniff sich ein befriedigtes Grinsen, tat als bemerkte sie die Schändung nicht und blickte sich stattdessen mit ernstem Gesicht um: „Wer von euch hat hier was zu sagen?“

Die Avessanas blickten empört zu der großen Frau auf, aber auch jetzt traute keine sich ihr zu antworten. Die Oberhexe drehte sich langsam um die eigene Achse, doch keine der Umstehenden trat hervor oder gab sonst wie zu erkennen, dass sie den Mut fände, das Wort an sie zu richten. Tara wurde ärgerlich: „Irgendeine von euch, wird doch wohl was zu sagen haben und hat den Mut mit mir zu reden.“

Ein Geschubse und Gedrängel ging durch die Gruppe Avessanas, die vorm Stadthaus standen. Schließlich trat eine von ihnen vor und blieb mit einem Sicherheitsabstand vor der Oberhexe und ihrem Campon stehen. Eine beige Kappe bedeckte das dunkelblonde Haar, von dem nur eine lockige Strähne an jeder ihrer Wangen hervorschaute. Wie die Kappe waren auch ihr rundes Gesicht und die breiten Hüften, die sich unter dem mantelartigen Kleid zu einem voluminösen Hinterteil vereinten, typische Merkmale ihrer Art.

Obwohl sie einen guten Kopf kleiner war als die Oberhexe, stemmte sie die Hände in die Taille und blickte Tara fest in die Augen. „Ich bin Loswida, die Stadtbere. Was willst du hier? Ihr Oberhexen habt hier nichts zu suchen. Geh, woher du gekommen bist, sonst melden wir dich der Königin.“

Das ungewohnt couragierte Auftreten der Avessana nötigte Tara Respekt ab. „Oh doch, ich habe hier sehr wohl etwas zu suchen. Meine kleine Schwester ist weggelaufen. Hier in eure Stadt. Ich sollte sie finden und wieder nach Hause bringen, meinst du nicht?“

Loswida überlegte. Offensichtlich war sie mit der Frage überfordert, ob sie der Oberhexe überhaupt einen Bescheid geben dürfte. Und wenn, hatte sie die Berechtigung dieser Kriegerin zu gestatten, nach ihrer Hexenbrut zu suchen? In ihrer Stadt, die von den gefährlichen Oberhexen keinesfalls ohne Grittas Erlaubnis betreten werden durfte? Womöglich würde sie sogar die Häuser betreten wollen? Andererseits, was würde eine wütende Kriegerin der Oberhexen tun, wenn sie ihr die Suche verweigerte? Würde sie ihr, vielleicht allen Avessanas ernsthaft schaden, möglicherweise Häuser anzünden, Kinder rauben, morden...?

Ihr trat Schweiß auf die Stirn. Nein, trotzdem durfte sie das nicht ohne Grittas Erlaubnis entscheiden.

Sie drehte sich um und zeigte auf eine junge Avessana, die wie die anderen schweigend dem kurzen Dialog gefolgt waren und nun gespannt ihre Stadtbere anschauten. „Priska, lauf zum Schloss und gib der Königin Bericht. Sie soll entscheiden, ob die Oberhexe das Kind in unserer Stadt suchen darf.“

Die Angesprochene lief los. Avessanas waren nicht sehr sportlich gebaut und Tara ahnte, dass einige Zeit verstreichen würde, bis Gritta die Nachricht empfangen und sich auf den Weg machen würde. Zeit, die sie nutzen musste, ihr Vorhaben voranzutreiben, denn schließlich wollte sie nicht, dass die Königin in die Stadt kam, sondern dass sie zur Königin auf das Schloss gelangen würde.

Ungeduldig schimpfte sie mit Loswida: „Du bildest dir doch

nicht ein, dass ich hier rumstehe, bis Gritta irgendwann erscheint?“

Die Avessana erwiderte tapfer: „Du bildest dir doch nicht ein, dass ich dich in unsere Häuser lasse? Wer sagt mir denn, dass du nicht herumhext?“

Tara schien einen Moment das Argument der Stadtoberen zu überdenken. „Entweder *ich* suche jetzt und nötigenfalls auch mit Magie oder *ihr* sucht das Mädchen.“

Loswidas Stimme überschlug sich: „Du wirst keine Magie anwenden! Hörst du? Das ist Gesetz. Und deine Schwester auch nicht. Du trägst die Verantwortung für sie.“

Die Oberhexe hob gelassen die Schultern. „Na, dann sucht ihr sie. Aber ich rate euch, sie schnell zu finden; ich bin die Oberhexe, die in unserer Sippe als die Ungeduldigste gilt.“

Mit panischem Blick schaute die Avessana sich um. „Schön! Sucht das Mädchen! Aber passt auf, dass sie sich nicht von euch bedroht fühlt und euch verhext.“

Als wären die Worte der Stadtoberen das Halali zur Jagd auf ein besonders gefährliches Tier, setzten sich die meisten der Avessanas nur zögerlich in Bewegung. Sie verschwanden allmählich in den Straßen und Häusern und nur wenige blieben auf dem Platz stehen und bildeten tuschelnde Grüppchen um die Oberhexe und ihr Campon.

Tara spielte derweil die Ungeduldige. Mit entnervter Miene hoffte sie auf Saskias Geschick und tigerte auf und ab, wobei sich Loswidas Gesicht jedes Mal erleichtert aufhellte, wenn sie ihre Schritte knapp an den Vogelköpfen vorbei lenkte, um sich dann schlagartig zu verdunkeln, wenn sie erneut Kurs darauf nahm. Schließlich blieb Tara bei Lagta stehen und klopfte die breite Brust des Campons, als wollte sie sich selbst damit beruhigen.

gen.

Während die Oberhexe den Avessanas ihre Ungeduld demonstrierte, fragte sie sich, ob es Saskia wohl geschafft hatte, hinter ihr und den abgelenkten Avessanas in die Stadt zu schleichen und sich in der Nähe des Platzes zu verstecken. Je nach der Reaktion der Avessanas sollte sie sich von denen oder der Schwester aufspüren lassen und dann zum Schloss fliehen. Doch jetzt lief ihnen die Zeit davon, Priska würde vermutlich schon bald im Schloss ankommen und wäre Gritta erst mal auf dem Weg in die Stadt, könnte der Plan scheitern.

Tara nahm wieder ihre unruhigen Bahnen auf und blieb dann auf einem der Vogelköpfe stehen. „Ich werde sie wohl doch besser selber...“

Weiter kam sie nicht, denn ein schriller Schrei von einem der nahen Häuser unterbrach sie: „Hier ist sie! Das Mädchen ist hier!“

Alle Versammelten blickten in Richtung der Rufe. Saskia verpasste der Avessana, die sie am Arm festhielt, gerade einen Tritt gegen das Schienbein, worauf diese sie mit einem Schmerzensschrei los ließ. Das Mädchen flitzte an einer anderen Avessana vorbei, rannte ein Stück auf den Platz und blickte sich orientierungslos um.

Tara nutzte die Gelegenheit, dass niemand auf sie achtete, um der Schwester zu helfen. Die beiden Hände unauffällig in Hüfthöhe haltend, zeigte sie möglichst eindeutig in die Richtung des Schlosses. Saskia verstand den Fingerzeig, drehte sich um und raste die Straße in angegebener Richtung davon.

Die Oberhexe lächelte zufrieden, um noch rechtzeitig, bevor die Aufmerksamkeit sich wieder auf sie richten würde, ein verärgertes Gesicht aufzusetzen. Jetzt galt es, Saskia einen kleinen

Vorsprung zu ermöglichen. „Na, das habt ihr ja toll hinbekommen. Ich hätte wissen müssen, dass ihr nicht mal in der Lage seid, ein kleines Kind einzufangen.“

Loswida überhörte die Vorwürfe. „Nun beeil dich! Fang sie ein, bevor sie das Schloss erreicht.“

„Warum regst du dich plötzlich auf? Am Schloss gibt es wohl genügend Wachen, um ein kleines Kind zu stoppen. Und ich weiß jetzt, wo sie ist. Ich muss sie sozusagen nur noch einsammeln.“

Loswida dachte natürlich daran, dass ihre Königin von dem Oberhexenkind behelligt, belästigt oder gar bedroht werden könnte und streckte ihren Arm so ruckartig zum Schloss, als wollte sie einen überraschenden, tödlichen Stoß mit einer Klinge führen. „Reit hinterher, los, los! Sie zu, dass du das Kind vorm Fluss erwischst.“

Tara ging umständlich um Lagta herum und erklärte, als sie den ungeduldig fragenden Blick der Stadtoberen bemerkte. „Ihr Avessanas seid halt keine Reiter. Auf ein Campon steigt man stets von Rechts auf.“ Dann kletterte sie behutsam auf das Campon, setzte sich zurecht und klatschte Lagta sanft auf den Nacken, damit sie sich gemächlich in Bewegung setzen würde.

Verhalten trabend nahm die Oberhexe die Straße zum Schloss. Der Weg verlief fast schnurgerade und sie konnte sofort ihre rennende Schwester kurz vor der Brücke ausmachen. Sie hatte die Geschwindigkeit ihrer kleinen Schwester unterschätzt und trieb Lagta an. Als sie den ersten Brückenpfosten erreichte, hatte Saskia den Fluss gerade überquert und lief über den Kiesweg zwischen den langen Beetstreifen hindurch.

Tara trieb Lagta weiter an und brüllte, so laut sie konnte, damit auch die Schlosswache endlich mitbekäme, was los ist:

„Bleib stehen du dummes Gör! Du sollst stehen bleiben!“

Gerade wollten Gritta und Bavonta mit ihrem Gefolge das Schloss verlassen und traten vor das große Holztor, als sie die Rufe der Oberhexe hörten und erstaunt stehen blieben. Sie sahen Saskia auf sich zurennen, die Haare wehend wie lodernde Flammen, gefolgt von Tara auf ihrem Campon. Als das Mädchen den sandigen Vorplatz erreicht hatte, änderte sie abrupt die Richtung und bog nach links ab in Richtung des Seitenflügels.

Die beiden Avessanas, die vor dem Schloss Wache schoben, hatten sich von dem Schreck unerwartet schnell erholt und lieferten sich nun mit dem Kind eine Verfolgungsjagd. Sie schnitten dabei nicht gut ab, was ihnen im Hinblick darauf, dass ihre Königin sie beobachtete, besonders unangenehm war. Redlich bemühten sie sich, das Mädchen in die Enge zu treiben, ihr den Weg abzuschneiden oder ihr hinterher zu jagen, doch es war, als versuchten Campons ein Falji zu fangen.

Tara hatte den Vorplatz erreicht, stieg von Lagta und obwohl beim Anblick der wilden Hetzjagd ein Grinsen fast übermächtig an ihren Mundwinkeln zog, herrschte sie die Schwester wütend an: „Saskia, es reicht! Komm sofort zu mir!“

Die Wachen, wohl zum ersten Mal erleichtert eine Oberhexe zu sehen, blieben erschöpft und japsend stehend, froh, die Verantwortung für das wilde Kind abgenommen zu wissen.

Saskia verharrte schwer atmend an einer Tür des Seitengebäudes. Nachdrücklich wiederholte die Oberhexe: „Du sollst zu mir kommen!“ Ohne darauf zu achten, ob die kleine Schwester ihr Folge leistete, machte sie einige Schritte auf die Gruppe um die Königin zu und ließ sich zur Begrüßung auf ein Knie fallen.

„Entschuldigt bitte mein unerlaubtes Erscheinen, aber ihr seht ja...“ Sie streckte den Arm in die Richtung der kleinen Schwes-

ter. „Was soll ich machen? Ohne Magie...“

Grittas Körper ragte vor ihr auf, wie eine Felswand. „Taraya, Ihr schon wieder. Fangt das Kind ein und verschwindet!“ Die Königin machte eine wilde Armbewegung, als wollte sie die Oberhexe weg wedeln.

Tara erhob sich und wendete sich Saskia zu. „Also los, komm endlich! Du weißt doch was geschieht, wenn du nicht gehorchst.“

Erschrocken drehte sich das Mädchen um und versuchte die Tür zum Seitenflügel zu öffnen. Tatsächlich schwang sie nach Außen auf und Saskia verschwand im Inneren.

Gritta schnaubte die Oberhexe böse an: „Das war wohl nicht das gewünschte Ziel.“

Tara blickte zerknirscht drein. „Ich werde sie gleich haben“, versicherte sie, drehte sich um und rannte über den Platz, um der Schwester zu folgen.

Die Königin herrschte ihre Leibwache an: „Ültja, folge ihnen und lass Taraya nicht aus den Augen!“

Wie ein Jagdhund, der nur auf seinen Befehl gewartet hatte, lief Ültja los. Sicherlich war sie nicht in der Lage, so schnell zu sein wie eine Oberhexe, doch von den Avessanas wurde sie für ihre ungewöhnliche Geschwindigkeit bewundert. Und wie immer, gab sie ihr Bestes.

Saskia hatte hinter der Tür zum Seitenflügel eine Küche und eine erstaunte Avessana vorgefunden, die an einer Gemüsestange herum schnippelte. Die überraschte Köchin ignorierend, stürmte Saskia an ihr vorbei, hielt sich rechts, wie Tara es ihr aufgetragen hatte und verschwand durch den Vorhang, der die Öffnung zum Nachbarraum verbarg. In dem angrenzenden Raum standen viele flache Tische. Sie waren mit Tüchern bedeckt, die bis auf den Boden reichten, und bunte Sitzkissen füllten den großen Raum.

Ohne zu zögern, warf sich das Mädchen vor einen der Tische auf die Steine und robbte darunter. Das Tuch zog sie so gut es ging wieder zurecht und blieb dann ruhig liegen.

Die Köchin überlegte noch, ob da wohl eben wirklich ein kleines, rothaariges Mädchen durch die Küche gefegt war, als die Außentür erneut aufgestoßen wurde und Tara hereingestürmt kam. Die Oberhexe flitzte ebenfalls wortlos an der völlig verdutzten Avessana vorbei in den Essenssaal.

Sie lief ein paar Schritte in den Raum hinein und rief leise nach der Schwester.

„Hier“, antwortete der gedämpfte Ruf, der unter einem der Tische hervordrang.

Die Oberhexe hob das Tischtuch an und erblickte eine stolz grinsende Saskia, die wie ein Hering in der Dose, bäuchlings eingeklemmt unter dem Tisch lag. Tara flüsterte hastig: „Eine Wache folgt mir. Ich werde sie hier erwarten und sie dann hinter das Schloss locken. Wenn wir weg sind, zählst du bis fünfzig und folgst uns dann.“ Sie stockte einen Moment. „Du kannst doch bis fünfzig zählen?“

„Klar“, kam die prompte Antwort ein wenig beleidigt.

„Gut! Den Rest haben wir ja besprochen. Ich muss in den Turm. Aber vorher...“ sie unterbrach ihre Rede, denn Ültjas schwere Schritte erklangen aus der Küche und dann die hastige Frage an die Köchin: „Wo sind sie lang?“

Tara ließ das Tuch wieder auf den Boden fallen und schaute sich suchend um, als die Avessana hereinkam: „Hier ist sie nicht! Schließt sich noch ein Raum an, oder kommt man dort gleich ins Hauptgebäude?“ Sie zeigte auf die eine der zwei Holztüren.

Natürlich kannte sie die Antwort. Obwohl die Oberhexe nur wenige Male im Schloss gewesen war, und nicht ein einziges

Mal in den Seitenflügeln, kannte sie die räumliche Anordnung, als hätte sie einen Plan davon gesehen. Jeder Blick aus einem der Fenster des Schlosses hatte ihr mit Hilfe ihrer Orientierungs- und Beobachtungsgabe ein genaueres Bild der gesamten Schlossanlage geliefert und mittlerweile hätte sie sich blind zurechtfinden können.

Ültja war etwas außer Atem, antwortete aber trotzdem mit fester Stimme: „Dort kann sie nicht durch sein. Hinter dieser Tür steht eine Wache.“

Tara grinste höhnisch. „Na, dann. Wir waren ja Zeugen, wie großartig eure Wachen sich gegen ein siebenjähriges Mädchen durchsetzen können.“

Wütend durchschritt Ültja den Raum und öffnete die Tür. Eine überraschte Avessana blickte sie fragend an.

„Hast du ein Mädchen gesehen?“

Die Wache verneinte und Ültja schloss die Tür wieder, ohne die erstaunte Wache einer Erklärung zu würdigen. Sie wendete sich Tara zu und zeigte auf die Seitentür: „Sie muss dort hinaus sein. Die Tür ist nicht bewacht.“

Sie liefen durch die Tür auf den gepflasterten Hof und blieben stehen, um sich suchend umzuschauen. In ihrem Rücken erstreckte sich das Seitengebäude, ungefähr vierzig Meter vor ihnen lagen die ersten Felsen, hinter denen das kahle Gebirge in den Himmel wuchs.

Auf der linken Seite, zum Ende des Westflügels bildete saftig grüner Rasen einen großen, fast quadratischen Teppich, der das grobe Steinpflaster unterbrach und den Campons als Weide diente. Zur Zeit standen dort zwei Tiere und blickten zu den Frauen herüber. Die Avessanas hatten mehrheitlich zu große Angst, um auf den mächtigen Tieren zu reiten. Nur wenige Mutige nutzten

das bequeme Fortbewegungsmittel, lieber legten sie auch weitere Strecken zu Fuß zurück oder bedienten sich im Notfall einer Kutsche. Eine von diesen schmalen Droschken war rechterhand nicht weit von ihnen in der Ecke zwischen Haupt- und Nebengebäude abgestellt. Ein Rad war gebrochen und lehnte lädiert schräg auf der Achse.

Das Hauptgebäude des Schlosses war tief, fast bis an die Felsen heran gebaut worden. Und etwa auf halber Strecke ragte der schmale, helle Turm in den Himmel bis über die Dächer des Schlosses. Mit seinen drei gleichmäßig verteilten Fensterreihen und den drei roten Steinbändern, die unter den Fenstern leicht herausstanden und so einen Sims bildeten, passte er sich dem symmetrischen Grundlagen der anderen Gebäude an. Aber nicht zum ersten Mal fragte sich Tara, warum er so weit vom wehrlosen Seitenflügel und mit nicht einmal sieben Metern, so nah am Hauptgebäude errichtet worden war. Fast wirkte es, als hätte ein Kind mit Bauklötzen gespielt und von Regeln der Symmetrie oder Verteidigungsstrategien unbehelligt, die Steine nur zufällig an diesem Ort aufgestapelt.

Vor dem Turm, an der Mauer des Schlosses entlang befanden sich schließlich die großen Volieren, in denen die vielen Vögel lebten, die die Avessanas gefangen hatten. Die dünnen Gitter waren aus den Zweigen eines Baumes geflochten, den kein Vogelschnabel zerbeißen konnte. Tara hörte die Rufe und den Gesang der Vögel, die sich wohl längst mit ihrer Gefangenschaft abgefunden hatten oder in ihr geboren worden waren.

Sie wendete sich Ültja zu: „Du solltest die Wachen befragen.“

Ültja hatte den Hohn der Oberhexe nicht vergessen und schnaubte: „Du musst mir nicht meine Aufgaben erklären. Ich weiß, was ich zu tun habe.“

Tara verdrehte die Augen, ob der Empfindlichkeit der Avessana. „Ich werde die Wache am Turm befragen.“

Die beiden trennten sich. Ültja lief zu der Avessana, die an den Volieren Wache hielt, während sich die Oberhexe bei der grimmig drein blickenden Avessana am Turm nach ihrer kleinen Schwester erkundigte. Dabei ließ sie die Tür zum Seitenflügel nicht aus den Augen. Tatsächlich öffnete sie sich bald einen Spalt breit und Saskia lugte vorsichtig hervor. Tara gab ihr ein unauffälliges Zeichen zu warten. Die Avessana antwortete gerade unbeherrscht auf die wiederholt gestellte Frage der Oberhexe: „Ich sage doch, dass ich kein Mädchen gesehen habe, weder mit roten, noch grünen oder blauen Haaren.“

Diese Wache war aggressiver und mutiger, als die meisten anderen ihres Volkes und Tara plante, diesen Umstand für sich zu nutzen. „Vielleicht hast du ja nicht richtig aufgepasst. Vielleicht hast du gerade einen kleinen Plausch mit einer deiner Kolleginnen gehalten und sie ist an dir vorbei gehuscht.“

Sie bemerkte befriedigt, wie der Avessana vor Wut über die ungerechte Unterstellung das Blut in den Kopf schoss und setzte noch einen drauf: „Sie ist schnell wie der Wind.“ Sie machte ein fast mitleidiges Gesicht. „Na ja, ihr seid recht langsam in euren Bewegungen und Wahrnehmungen. Vielleicht ist sie an dir vorbei in den Turm gelangt, ohne dass du es bemerkt hast.“

Die Wache schnaubte aufgebracht und Tara hatte einen Moment Sorge, sie könnte vor Zorn kollabieren. Stattdessen ging der Plan auf und die Wache machte ihrem Unmut lautstark Luft. „Was bildest du dir ein? Ich habe noch nie meine Pflichten vernachlässigt. Ich bin doch nicht blind. Ich würde eine Maus sehen, wenn sie sich dem Turm nähert.“

Wie gewünscht, zog ihre laute, aufgebrachte Stimme die Bli-

cke Ültjas und der Vogelwache auf sich. Tara grinste: „Ich denke, ein Iwtu könnte sich unbemerkt an dir vorbeischleichen. Da willst du eine Maus bemerken?“

Die Avessana schnappte nach Luft. „Du willst mich beleidigen. Aber das kannst du nicht. Jeder weiß, dass ich eine gute Wache bin.“

Taras Grinsen wurde noch breiter: „Du meinst mit *jeder* vermutlich den Rest deiner verschlafenen Sippschaft? Ich glaube nicht, dass ihr die Geschwindigkeit einer Oberhexe richtig einschätzen könnt. Im Vergleich zu meiner kleinen Schwester bist du so beweglich wie ein Stein.“

Ültja war über den Hof gekommen und hatte den letzten verbalen Angriff der Oberhexe mitgehört. Sie zischte Tara an, noch ehe die Turmwache ihrer Wut erneut Luft machen konnte: „Du vergisst wohl, wo du bist? Du bist hier Gast und ein ungewollter dazu. Zügel deine Zunge, bevor die Königin dir zeigt, wo der Ausgang ist.“

„Der Mut deiner Königin reicht nicht weiter, als ihre Sicherheit, dass ich keine Magie anwende. Wo ist sie denn jetzt? Es scheint sie kaum zu interessieren, dass eine Oberhexe sich in ihrem Schloss befindet. Oder hat sie Angst?“

Ültjas Augen blitzten fast wie die einer Oberhexe. Ruckartig drehte sie sich herum zur Vogelwache, die den Streit von den Volieren aus aufmerksam verfolgt hatte, und rief: „Lauf! Hol die Königin!“

Die Avessana nickte und trabte an den Käfigen vorbei in Richtung der Felsen zu einer Tür am Ende des Schlosses, die auch der einzige Eingang vom Hof zum Hauptgebäude war.

Tara zog die Aufmerksamkeit der beiden verbliebenen Wachen wieder auf sich und unterstrich ihre nächsten Worte mit ei-

ner wedelnden Geste, die als Startzeichen für ihre Schwester gedacht war. „Sollte das Mädchen an euch vorbeigekommen sein, werdet *ihr* wohl diejenigen sein, mit denen Gritta ein ernstes Wort reden wird.“

Ültjas Vertrauen in die Fähigkeit der Turmwache war beschränkt und die Furcht vor Grittas Zorn, sollte das Kind wirklich in den Turm gelangt sein, ließ sie einen Moment verstummen. Sie überlegte, ob die Oberhexe Recht haben könnte.

Saskia lief derweil an der Mauer des Seitentraktes zur Kutsche, hinter der sie sich kurz versteckte.

Geschickt hatte Tara sich so gestellt, dass sie selbst zum Nebengebäude blickte. Die beiden Wachen hatten sich ihr automatisch gegenüber gestellt, so dass sie Saskia nicht entdecken konnten. Nun drehte sich Tara ein wenig, um die Aufmerksamkeit auf den Turm und weg von den Vögeln zu lenken. Selbst mit der Blickrichtung zu den Volieren stehend, wies sie hinter sich auf die Tür des Turmes: „Es wäre wohl besser, wir würden mal nachsehen.“

Saskia nutzte die Gelegenheit und rannte die wenigen Meter an der Mauer des Schlosses entlang bis an die Käfige heran, und duckte sich dort in die Ecke.

Die Turmwache war nach wie vor empört: „Das ist nicht nötig. Ich habe bestimmt...“

Ültja schnitt ihr mit einer zackigen Bewegung das Wort ab: „Du“, sie wies auf die Oberhexe, „wirst ganz sicher nicht den Turm betreten. Ich werde nachsehen!“ Sie wandte sich an die Avessana. „Du bleibst hier und achtest auf die Oberhexe!“

Die Turmwache hob die Schultern: „Und wer achtet auf die Vögel?“

Ültja schimpfte: „Du wirst eben zwei Dinge gleichzeitig beob-

achten. Tu, was ich dir sage! Und was sollte das Mädchen wohl bei den Vögeln? Sie will sich verstecken und nicht Tiere beobachten. Entweder sie ist im Turm oder sie hat sich im Schloss versteckt.“

Ültja riss die schwere Holztür des Turmes auf und stürmte hinein. Die Oberhexe hörte ihre Schritte auf der Steintreppe, die sich immer rund herum an der Turmmauer entlang nach oben drehte. Sie wartete ein Weilchen, bis sie ihren Umhang öffnete, als wäre ihr warm und Saskia damit das verabredete Zeichen gab.

## Anders als gedacht

Nachdem Frederike den erstaunlich schweren, aber duldsamen Hund unter die Dusche gedrängt und mit Shampoo abgewaschen hatte, rubbelte sie ihn trocken und breitete zusätzlich ein Badetuch über das Sofa, bevor sie ihn schließlich zurück ins Wohnzimmer ließ. Die Vorsichtsmaßnahme erwies sich als weise, denn ohne Zögern sprang der Hund hinauf und begann sich zu lecken.

Frederike setzte sich auf die Sofalehne. „Ich glaube, Christine wird nicht besonders begeistert sein, wenn sie dich sieht. Aber irgendwie bekommen wir das schon hin.“ Sie sagte es, ohne selbst zu wissen, was sie genau hinbekommen wollte. Sie kraulte ihm den Rücken, als sie fortfuhr: „Merkwürdig, dass ich gar keine Gefühle von dir empfangen. Bist du denn schon so abgestumpft, dass du nichts mehr empfindest? Es ist natürlich möglich, dass Christine ihre Wohnung mit einem Schutzzauber versehen hat. Immerhin ist sie Telepathin. Wer hat schon Lust, ständig die Empfindungen seiner Gäste wahrnehmen zu müssen.“ Sie tätschelte ihm den Kopf. „Jedenfalls kannst du dich jetzt erst einmal ausruhen, und ich schaue, was ich für dich in der Küche finde.“

Der Kühlschrank war zwar nach ihrem Einkauf gut gefüllt, aber da sie als Vegetarierin weder Fleisch noch Wurst gekauft hatte, ließ sie die Tür geschlossen und durchforstete stattdessen die Küchenschränke. Tatsächlich fand sie hinter einer Tüte Mikrowellenreis eine Dose Rindfleisch. Perfekt, dachte sie. Sie suchte eine Weile nach einem Dosenöffner, fand ihn schließlich und richtete den halben Inhalt der Dose auf einem tiefen Teller an. Dann ging sie zurück ins Wohnzimmer.

Der Hund lag nach wie vor auf dem Sofa, hatte die Augen geschlossen und atmete entspannt. Frederike bemerkte erstaunt,

dass ein Stift und ein Briefumschlag vom Schreibtisch heruntergefallen sein mussten und jetzt davor auf dem Boden lagen. Der Hund musste sie heruntergeholt haben. Vielleicht mit dem Schwanz... Sie hob beides auf und legte es zurück. Als sie sich umwandte, blickte der Hund sie an. Einen winzigen Moment lang glaubte sie, etwas Böses in seinen Augen zu sehen, aber als sie genauer hinsah, bemerkte sie, dass er den Teller mit dem Fleisch in ihrer Hand fixierte, wie eine Katze die Maus, und sie konnte nichts anderes mehr erkennen als seine Gier.

Der Hund sog den Duft des Fleisches ein und wedelte müde mit dem Schwanz. Frederike grinste: „Du kannst es wohl gar nicht erwarten. Wer weiß, wann du das letzte Mal etwas Anständiges zu essen bekommen hast.“

Gierig schlang er es hinunter, schleckte den Teller mit seiner langen Zunge ab und blickte dann erwartungsvoll sein neues Frauchen an. Frederike aber nahm den Teller und stellte ihn auf dem Couchtisch ab. „Tut mir Leid, aber wenn du so ausgehungert bist, solltest du nicht gleich so viel auf ein Mal essen. Das verträgt dein Magen vielleicht nicht.“

Als hätte er verstanden, dass der Teller nicht aufgefüllt werden würde, legte er den Kopf zwischen den Vorderpfoten ab und schloss die Augen.

Saskia war mittlerweile mit spähem Blick an den ersten drei Käfigen vorbeigelaufen und hatte sich nun in dem engen Spalt zwischen den beiden größten Volieren versteckt. Gerade diese beiden befanden sich aber schon fast gegenüber des Turmes und sie wollte besonders vorsichtig sein, nicht frühzeitig entdeckt zu werden. Sie suchte durch die Holzstangen hindurch nach Rakdos. Schnell hatte sie den großen Vogel entdeckt, der einige Male

heftig mit den Flügeln schlug, als wüsste er über die Rettungsaktion Bescheid und wollte auf sich aufmerksam machen.

Tara hatte ihr eingeschärft, als erstes den Käfig mit Rakdos zu öffnen und dann noch mindestens einen weiteren, damit niemand eine Verbindung zwischen ihnen und dem jüngst gefangenen Vogel herstellen konnte. Obwohl, wie sie etwas abfällig hinzugefügt hatte, diese Gefahr dank der eingeschränkten Kombinationsgabe der Avessanas kaum zu befürchten sei. Ganz genau hatte sie der kleinen Schwester erklärt, wo sich die Holzverriegelungen der Gittertüren befänden und wie sie öffnen müsste. Emsig hatte Saskia sich bemüht kein Detail zu überhören und insgeheim hatte sie gehofft, einmal die gleiche unglaubliche Beobachtungsgabe erlangen zu können wie Tara, die nach eigenen Angaben noch nie in unmittelbarer Nähe der Käfige gewesen war.

Sie atmete noch ein Mal tief durch und flitzte dann zur ersten Käfigtür. Problemlos ließ der Holzstift sich herausschieben. Sofort drehte sie sich zur nächsten Voliere um. Sie mühte sich bereits an dem nächsten Türriegel, als die ersten Vögel hinter ihr kreischend in die Freiheit flogen. Die Ängstlicheren oder Langsameren ließen sich von dem Glückslärm der Mutigeren anstecken und drängelten sich schon bald auch durch das Türchen ins Freie.

Saskia nahm sich nicht die Zeit den bunten Sturm in die Freiheit zu beobachten und hantierte angestrengt an dem Holzstift, der sich weigerte die beiden Holzringe zu verlassen. Die Vögel dieses zweiten Käfigs stieben vor Aufregung durcheinander, als könnten sie es nicht erwarten, dass auch ihr Weg in den Himmel sich endlich öffnen würde.

Erst als Saskia es geschafft hatte und auch die zweite Tür aufgestoßen hatte, drehte die Avessana am Turm sich verwundert um und öffnete den Mund. Die kleine Befreierin hatte zunehmen-

des Vergnügens an ihrer Rettungsaktion und dem fröhlich bunten Geflatter gefunden und rannte bereits wieder in Richtung des Seitenflügels zur nächsten Voliere. Endlich begriff die Wache die Ursache für die lauten Rufe der Vögel und das hundertfache Flügelschlagen, fassungslos hob sie einen Arm in Richtung der Volieren.

Tara ließ sich Zeit, dem Fingerzeig zu folgen. „Ach herrje!“, sagte sie nur und setzte sich dann nicht allzu schnell in Bewegung über den Hof, um der Schwester demonstrativ Einhalt zu gebieten.

Saskia stand noch immer an der Tür der dritten Voliere. Die Verriegelung ließ sich einfach nicht öffnen. Immer wieder zog, drückte und rüttelte sie an dem Holz, aber es rührte sich kaum. Panik befiel sie. Hektisch drehte sie sich um, weiter an dem Holz rüttelnd. Sie sah ihre Schwester schreiend und seltsam langsam über den Hof hetzen: „Saskia, lass das!“ Gleichzeitig blickte sie in Taras aufmunternd grinsendes Gesicht. Die große Schwester hatte sie darauf vorbereitet, dass sie mit ihr schimpfen und sie anschreien würde. Doch auch wenn Saskia wusste, dass Taras Ärger nur gespielt war, erschrak sie über das wütende Gebrüll.

Sie wandte sich wieder der Verriegelung zu, aber ihre Hände hatten zu zittern begonnen, was ihr Unterfangen noch erschwerte. Das Holz wollte sich nach wie vor nicht bewegen. Schließlich erreichte Tara sie, stieß mit einer schnellen, kräftigen Handbewegung den Riegel auf, bevor sie die Schultern des Mädchens packte und sie gleichzeitig anschrie: „Bist du denn völlig verrückt geworden?“, dann flüsterte sie: „Lauf weg!“ und laut: „Ich prügele dich windelweich, wenn wir nach Hause kommen!“ und leise: „Versteck dich hinter der Kutsche und warte auf mich.“ Sie ließ Saskia los, scheinbar um die Käfigtür zu schließen.

Die kleine Schwester rannte los an der verzweifelten Avessana vorbei, die sich aus ihrer Schockstarre befreit hatte. Jetzt stolperte die Wache gebückt zwischen ein paar Vögeln hindurch und machte verzweifelte Anstalten den einen oder anderen mit den bloßen Händen einzufangen. Erfolglos erhob sie sich wieder. Die Flucht des Mädchens an ihr vorbei hatte sie nicht einmal bemerkt. Sie war gelähmt vom Entsetzen über die frevelhafte Tat, gebannt von den zahllosen Vögeln, die wie kleine und größere Splitter nach einer Explosion durch die Luft schwirrten oder plusternd auf dem Pflaster des Hofes, auf Fenstersimsen und der Kutsche saßen. Perplex stand sie da und versuchte zu begreifen.

Tara schickte sich mittlerweile an, der Schwester zu folgen, wobei sie scheinbar linkisch das Türgitter des dritten Käfigs aufstieß. Kurz darauf ergoss sich ein weiterer bunter Vogelschwarm kreischend in den Hof. Tara war dem flüchtenden Mädchen bereits hinterhergelaufen, blieb aber auf Höhe der Avessana stehen und blickte sich mit möglichst irritierter Miene nach den Käfigen um. Ihre schauspielerischen Bemühungen waren jedoch überflüssig, die Wache hob gerade entsetzt die Arme über den Kopf und hatte keinerlei Augen für die Oberhexe.

Saskia hatte sich der Anordnung der Schwester widersetzt, und statt hinter der Kutsche in Deckung zu gehen, war sie hinter den Turm gelaufen und hielt sich dort verborgen. Sie lugte um die runde Mauer und ihre große Schwester schüttelte leicht den Kopf über so viel Dreistigkeit. Hinter der Kutsche hätte die Kleine das Geschehen besser beobachten können, ohne selber gesehen zu werden. Tara hoffte, dass die Wachen durch die entflohenen Vögel zu sehr abgelenkt waren, um Saskia zu bemerken. Mit glaubhaft gespielter Empörung versicherte sie der Avessana, die mit erstarrt geöffneten Mund einigermaßen dummlich wirkte:

„Was ist nur in dieses Kind gefahren? Das tut mir Leid. Ehrlich. Ich kann mir gar nicht erklären, warum sie das getan hat.“

Die Avessana löste sich aus ihrer Starre und drehte sich langsam zu der Oberhexe um. Als litte sie unter Asthma, keuchte sie: „Die Königin wird dich bestrafen. Furchtbar bestrafen.“

Tara schaute betroffen auf den Boden und sagte nachdenklich: „Ja, das kann gut sein.“ Dann hob sie den Kopf. „Allerdings befürchte ich, du und Ültja werden auch nicht ohne Strafe davorkommen. Gritta wird mehr als enttäuscht sein, dass ihre Wachen das nicht verhindert haben.“

Wie aufs Stichwort kam Ültja auf den Hof gestolpert, als hätte der Turm sie ausgespuckt. Schweiß glänzte in ihrem Gesicht, sie schien am Ende ihrer Kräfte und schnaufte: „Was ist passiert?“ Sie torkelte ein wenig, als sie auf die beiden zukam: „Ich habe die Vögel gehört und aus den Fenstern...“ Sie bemerkte die geöffneten, leeren Volieren und vereinzelte Vögel, die, sich ihrer Freiheit noch nicht bewusst, immer noch auf dem Hof herum tippelten. Sie starrte kaum weniger entgeistert auf die leeren Käfige, als ihre Kollegin zuvor. „Sie bringt uns um“, japste sie.

Es war für Tara nicht schwer zu erraten, von wem sie sprach und einen Moment hatte sie Mitleid mit den beiden Avessanas. Dann bemerkte sie Saskia, die hinter dem Turm hervorlugte. Als die Kleine erkannte, dass beide Avessanas mit ihrer Schwester im Hof standen und sich auf ganz andere Probleme konzentrierten als auf die entwischte Vogelretterin, schlich sie zum Turmeingang.

„Saskia!“, rief Tara laut, als keine Chance mehr bestand, die Schwester zu stoppen, aber rechtzeitig um wenigstens Ültja noch auf den wehenden Mantelzipfel aufmerksam zu machen, der im Turm verschwand.

Die Oberhexe setzte ihr wütendstes Gesicht auf. „So Mädchen, jetzt bist du fällig.“ Ohne sich noch Mal zu den Avessanas umzudrehen, sprintete sie los. Die Avessanas würden ihr nicht folgen. Sie waren zu sehr mit ihrer Verzweiflung beschäftigt. Vielleicht wäre Ültja ihr nachgelaufen, aber sie hatte schließlich bereits einen Teil des Turmes erklommen, sie war viel zu atemlos, um ihnen zu folgen. Und wo hätten die beiden verbrecherischen Oberhexen schon hin flüchten können. Der Eingang würde auch der Ausgang sein. Besser war es für die Avessanas sich zu wappnen gegen die Wut der Königin.

Saskia war mittlerweile erschöpft. Die vielen Fluchtversuche der ersten Tage hatten sie mit einer guten Kondition belohnt, aber die Aufregung forderte ihren Tribut. Immer langsamer kletterte sie die Stufen hinauf. Sie war noch nicht an der ersten Fensterreihe vorbei, als sie Taras schnelle Schritte unter sich hörte. Sie blickte nach treppab und sah ihre große Schwester, die sie schon fast eingeholt hatte. Tara rief gerade so laut, dass Saskia sie hören konnte: „Los, schnell! Du musst noch an den ersten Fenstern vorbei. Weiter oben können sie von außen nicht mehr hereinschauen.“

Saskia nahm ihre letzten Kräfte zusammen und rannte die Stufen hinauf bis hinter das letzte der untersten Fensterreihe. Dort lehnte sie sich an die Mauer und verschnaufte. Tara hetzte ebenfalls an den Fenstern vorbei und stellte sich dann neben die Schwester, außer Sicht der beiden Wachen im Hof. Sie strich dem Mädchen über das Haar und lächelte anerkennend. „Du bist müde, nicht?“ Die Kleine schüttelte den Kopf. Unvermittelt griff Tara nach Saskia, hob sie hoch und sie in den Armen tragend, stieg sie weiter zügig die Stufen hinauf. „Wir müssen zu den höchsten Fenstern. Von dort kann ich in Bavontas Gemächer

schauen. Hoffentlich hat sie mitgedacht und wartet dort.“

Beim Vorbeirennen an den nächsten Fenstern konnte sie Ültja und die andere Wache im Hof stehen sehen und auch die gerufene Königin, die mit weiteren Bediensteten aus der letzten Tür des Schlosses kurz vor den Felsen trat. Die Prinzessin war nirgends zu sehen. Tara nahm an, dass sie von dem Fenster ihrer Räume die Geschehnisse verfolgt hatte, spätestens den Ausbruch der Vögel musste sie gehört haben. Die Oberhexe hoffte nun, dass Bavonta auch beobachtet hatte, wie Saskia und sie hier hinein gestürmt waren. Die Prinzessin war nicht dumm und hätte sicherlich kombiniert, dass die Oberhexen nicht planlos in den Turm gelaufen waren. Bavonta ahnte doch bestimmt, dass sie die kleine Schwester längst erreicht und wieder in den Hof gebracht hätte. Tara konnte nur hoffen, dass die Prinzessin die Lage richtig einschätzte oder ihr zumindest ihre Intuition helfen würde. Eines war sicher, es würde vorläufig keine weitere Möglichkeit geben, unbeobachtet mit Bavonta sprechen zu können.

Während sie weiter hinauf lief, betrachtete sie das sonderbare Geflecht aus Tauen und Seilen, das an Holzgestellen befestigt war. Über jeder Fensterreihe wuchsen schwere, starke Balken aus den Steinmauern. Trotz ihrer bemerkenswerten Beobachtungsgabe konnte Tara die genaue Funktion des Gewirrs aus Seilen, Netzen, Kurbeln und hölzerner Zahnräder nicht durchschauen, aber der Zweck war klar. Die Vorrichtungen mussten Vogelfallen sein, die die Avessanas bei Bedarf aus den Fenstern des Turmes hinausfahren konnten. Sicherlich hatten sie auch Rakdos damit gefangen.

Endlich gelangten sie bei den höchst gelegenen Fenstern an. Tara setzte Saskia auf einer Stufe ab und blickte aus dem Fenster an der Schlossseite. Das Turmfenster lag ein wenig tiefer als das

Schlossfenster und sie hätte die Prinzessin nur sehen können, wenn diese nah an der Fensteröffnung gestanden hätte. Sie achtete darauf, sich nicht über den Sims zu beugen, um vom Hof aus nicht gesehen zu werden und rief dann mit gedämpfter Stimme nach Bavonta.

Die Prinzessin hatte tatsächlich auf Tara gewartet und trat nun ans Fenster, dicht genug, dass die Oberhexe die Wut in ihrem eröteten Gesicht erkennen konnte. „Ihr seid wohl vom Afflas gebissen. Was habt Ihr Euch denn dabei gedacht, die Vögel frei zu lassen. Ihr müsst ja völlig verrückt geworden sein.“

„Na, das nenne ich doch mal eine freundliche Begrüßung und Anerkennung unserer Mühen.“

„Ich habe euch nicht um die Mühe gebeten, die Volieren zu öffnen. Euer rebellischer Eigensinn steht Euch bei Weilen gut, aber jetzt seid Ihr einen großen Schritt zu weit gegangen.“

Tara kränkte die Unterstellung der Prinzessin, sie hätte die Vögel aus Eigensinn befreit. „Ihr solltet mich gut genug kennen, um zu wissen, dass ich einen triftigen Grund hatte. Und der hängt nicht unwesentlich mit Eurem Wunsch zusammen mich zu sehen.“

„Dann erklärt es mir. Sagt mir, warum Ihr das Liebste meiner Mutter und meines Volkes zerstört habt.“

Tara hörte Schritte unter sich vom Grund des Turmes. „Ich habe jetzt keine Zeit für Erklärungen. Sagt mir, wann und wo wir uns unbemerkt treffen können, dann reden wir.“

Bavonta schwieg. Tara befürchtete schon, sie würde ihr aus Ärger eine Antwort verweigern, aber dann sagte sie: „Morgen früh im Badegarten. Ich komme mit nur einer Wache, gleich wenn die Sonne aufgeht.“

„Gut.“

Ohne ein weiteres Wort wendete sich die Oberhexe ihrer Schwester zu. „Komm, wir müssen wieder runter. Bist du wieder bei Kräften oder muss ich dich tragen?“

Saskia stand auf: „Geht schon.“

Die beiden liefen die Stufen hinunter den Schritten entgegen, die von unten herauf hallten.

Sie hatten fast die untersten Fenster erreicht, als zwei Avessanas sich vor ihnen aufbauten. Beide richteten Speiße auf die Oberhexen, deren hölzerne Stangen in scharfen Steinspitzen endeten. Tara schob die Lanzenspitze, die auf ihre Brust zeigte, mit zwei Fingern zur Seite. „Ihr sollt uns doch sicherlich zur Königin bringen. Könnte schwierig werden, wenn wir an euren Waffen hängen, wie Sallsies am Stock.“

Die beiden tauschten fragende Blicke und schulterten dann ihre Speiße. Die Oberhexe wedelte mit den Händen. „Na los, wir folgen euch.“

Die Avessanas waren offensichtlich erleichtert auf keinerlei Widerstand zu stoßen und gingen voran, die Stufen wieder hinunter. Tara und Saskia folgten ihnen ihrem Schritt angepasst in ungewohnter Langsamkeit.

Endlich traten sie auf den Hof, in dem sich mittlerweile nicht nur die Königin sondern neben Ültja und den Wachen auch zahlreiche andere Avessanas eingefunden hatten. Ihr ängstlicher Respekt vor Gritta ließ ihre Untergebenen jedoch Abstand halten. Die Oberhexe vermutete, dass sie sich nicht grundlos vor der wütenden Königin fürchteten, die sich vor dem Turmeingang aufgebaut hatte.

Nur Ültja und die Turmwache standen direkt an ihrer Seite. Tara konnte in den Gesichtern der beiden Avessanas deutliche Wunden erkennen. Sie hatte schon erlebt, wie Gritta ihre Unter-

gebenen zu bestrafen gewohnt war. Als eine junge Avessana ihrer Königin bei einer Versammlung mit den Boga und Oberhexen versehentlich etwas rote Soße über ihr Gewand geschüttet hatte, war ihr aufbrausendes und durch die zähen Verhandlungen schon angespanntes Gemüt übergekocht, und sie hatte der Avessana heftig mit dem Handrücken ins Gesicht geschlagen. Der steinerne Ring, den die Königin am Mittelfinger trug, hatte eine böse Wunde auf der Wange hinterlassen. Die zwei roten Striemen in Ültjas Gesicht und an ihrem Hals und die aufgeplatzte Lippe der Turmwache legten die Vermutung nahe, dass sie auf ähnliche Weise gestraft worden waren.

Tara hatte die Königin zwar bereits vorm Schloss mit dem üblichen Kniefall begrüßt, hielt es aber für klug, die Demutsgeste zu wiederholen, um Gritta nicht unnötig zu provozieren. Sie ließ sich aufs Knie fallen und zog Saskia mit sich.

Grittas Gesicht leuchtete rot vor Wut. „Das war das letzte Mal, dass eine von euch dürren, verrückten Weibern uns so etwas antut. ...“ Es folgte ein Feuerwerk von Beschimpfungen, Vorwürfen und Beleidigungen.

Tara ließ die feurig bunten Blitze in der Luft verpuffen, bemühte sich aber um eine betroffene Miene, um Gritta nicht zusätzlich zu reizen.

„Jetzt werden Euch auch die Boga nicht mehr beistehen. Das war ein Angriff zu viel“, endete Gritta schnaubend.

Saskia zitterte und hätte sie nicht die Schwester an ihrer Seite gehabt, hätte sie zu weinen begonnen. Die Oberhexe hingegen war völlig unbeeindruckt, sie hatte mit dem Gebrüll der Königin gerechnet. Allerdings hatte sie nicht gehnt, dass ihre kleine Schwester sich so getroffen zeigen würde. In den letzten Minuten hatte sie soviel Respekt und Stolz für das Mädchen empfunden,

dass sie ganz vergessen hatte, dass sie nur ein kleines Kind in einer fremden Welt war. Sie griff nach Saskias Hand, bevor sie zu sprechen begann: „Verzeiht Gritta, aber das Kind konnte wohl einfach nicht verstehen, warum ihr Vögel in Käfige sperrt, die ihnen kaum Raum lassen zu fliegen, so wie es ihnen ihre Natur eigentlich bestimmt. Und ehrlich gesagt, bezweifle ich, dass die Boga Euch besser verstehen können.“ Tara bemerkte die Prinzessin, die hinter Gritta den Hof betrat. „Wenn Ihr Euch bei ihnen beschweren wollt, dann tut dies, aber macht Euch besser nicht allzu viele Hoffnungen, dass sie Euch beistehen werden.“

Die Königin schnaubte. „Ihr seid in mein Schloss eingedrungen und dafür werdet ihr euch verantworten. Beide! Auch vor den Boga. Und auch das Mädchen wird bestraft werden, ob den Kinder närrischen Boga das gefällt oder nicht. Ich lasse mir das nicht länger gefallen.“

Bavonta war über den Hof gekommen und stellte sich an die Seite ihrer Mutter.

Tara gab gelassen zu bedenken: „Ihr vergesst, dass wir uns bereits vor dem Schloss trafen und Ihr mir den Eintritt in Euer Schloss nicht verweigert habt. Und das Kind versteht Eure Regeln nicht. Sie flüchtete vor den Avessanas in der Stadt, die sie gejagt haben wie ein Tier. Da ist es kein Wunder, dass das Mädchen kopflos davonrannte. Sie hatte sicherlich nicht die Absicht, sich ausgerechnet bei Euch in Sicherheit zu bringen.“

„Sie hat unsere kostbarsten Vögel frei gelassen, dafür wird sie sich verantworten.“

„Was mit Eurer eigenartigen Sammlung geschehen ist, tut mir Leid, aber trotzdem werdet ihr das Kind nicht anfassen“, antwortete die Oberhexe jetzt in drohendem Ton.

Die Königin wandte sich an Ültja: „Das werden wir ja sehen.“

Ergreift das Mädchen.“

Saskia sprang auf und drängte sich an ihre große Schwester. Tara legte einen Arm um sie, blieb weiter ruhig knien, als wolle sie demonstrieren, dass es keinen Anlass zur Aufregung gab und sagte mit leiser, aber scharfer Stimme: „Ich werde sehr wütend, wenn jemand meine Schwester bedroht und glaubt mir, wenn Ihr oder eine von Euren Wachen das Mädchen auch nur berührt, interessiert es mich nicht, ob ich Gesetze breche.“ Die Missachtung des Gesetzes, das den Oberhexen das Hexen außerhalb ihrer vier Wände verbot, war eine Drohung, die Ültja unsicher zu ihrer Königin blicken ließ. „Wenn Ihr das Mädchen anfasst, wird es Euch Leid tun, mehr als die Flucht eurer Vögel.“

Eigentlich könnte es Gritta nur recht sein, wenn die Oberhexe das wichtigste Gesetz der Boga brach. Dann endlich hätte sie die Möglichkeit, die Oberhexen anzuklagen und Recht zu bekommen. Andererseits konnte sie sich nicht darauf verlassen, dass das Hexenweib sich nur gegen Ültja zur Wehr setzen würde und was nützte ihr das gesetzwidrige Verhalten, wenn sie selbst vielleicht verhext oder gar tot wäre und es nicht mehr anklagen konnte. Diese Oberhexen waren doch schließlich alle verrückt und schwer einzuschätzen. Vor allen Dingen diese Taraya. Wer weiß, was dieses Weib tun würde, wenn sie das Kind bestrafen ließe.

Bavonta mischte sich ein, bevor ihre Mutter zu einem Schluss kommen konnte: „Die Oberhexe hat nicht Unrecht. Das Mädchen ist nicht schuld. Hätte Taraya nicht darauf achten müssen, dass das Kind gar nicht hierher kommt? Und dass sie nicht so etwas Furchtbares tut? Bestraf die Oberhexe, Mutter, nicht das Kind.“

„Du hast Recht.“ Erleichtert, dass die Tochter ihr eine Brücke gebaut hatte, um ihre Rache vielleicht doch noch zu bekommen, und vielleicht ohne die Gefahr, von diesem Hexenweib angegrif-

fen zu werden, zeigte sie auf Tara. „Ich werde *Euch* bestrafen. Mit Euch werden die Boga kein Mitleid haben.“

Die Oberhexe erhob sich langsam. So aufrecht wie immer stand sie nun vor der Königin. Hatte sie auch nur ein Drittel ihrer Masse, war sie doch noch ein paar Zentimeter größer als Gritta. Das spielte sie aus, um noch bedrohlicher zu wirken und sie lächelte ironisch. „Warum denkt ihr, dass ich mich von Euch bestrafen lasse?“

Bavonta trat einen Schritt vor und stand nun dicht vor Tara. „Weil ihr behauptet habt, was geschehen ist, täte euch Leid. Wie ehrenwert seid ihr Oberhexen wirklich? War das nur dahergeredet oder meintet Ihr es ernst. Wenn Ihr die Wahrheit gesagt habt, müsstet Ihr das Bedürfnis haben, dass Furchtbare, was geschehen ist und was Ihr zu verantworten habt, wieder gutzumachen. Da Ihr das schwerlich könnt, solltet Ihr dann nicht wenigstens die Strafe hinnehmen?“

Tara war irritiert. Sie hatte damit gerechnet, dass Gritta antworten und ihr wieder mit den Boga drohen würde. Dieses Argument hätte sie ohne weiteres abschmettern können. Warum drängte sich die Prinzessin vor? Und warum verlangte sie so vehement ihre Bestrafung? War auch die Prinzessin wütend, wegen der freigelassenen Vögel? Hing sie mehr an dem kleinen Zoo der Mutter, als sie gedacht hatte? Aber die verstörendste Frage war: zweifelte Bavonta ernsthaft an ihrer Ehrenhaftigkeit? Der Gedanke kränkte sie tief. So tief, dass sie sich nicht wehren wollte: „Nun gut, wenn *Ihr* es fordert, werde ich die Strafe annehmen.“

Gritta war überrascht und erfreut über den erfolgreichen Einsatz ihrer Tochter, denn war sie ehrlich zu sich selbst, hätte sie jetzt ein Problem bekommen, wenn dieses Hexenweib sich ernsthaft verweigert hätte. Nun war es doch hilfreich, dass diese Tara-

ya eine Schwäche für ihre Tochter hatte und, wie sie ja schon immer gewusst hatte, Bavonta diese Vorliebe keineswegs erwiderte.

Als Tara den Triumph in den Augen der Königin bemerkte, fügte sie sicherheitshalber hinzu: „Aber es bleibt dabei: wenn Ihr das Mädchen anfasst, werdet Ihr das bereuen.“

Die Prinzessin trat zur Seite und Gritta baute sich vor Tara auf. Die legte ihre Hände auf den Rücken, als Zeichen ihrer wehrlosen Hinnahmehbereitschaft und richtete ihren Blick auf Bavonta. Zu ihrem Ärger konnte sie in ihren großen, blauen Augen nicht das geringste Zeichen von Mitleid oder Reue erkennen.

Der erste Schlag traf hart auf den Nasenrücken und brach den Knochen. Weitere Schläge mit dem steinernen Ring rissen Wunden in Wangen, Stirn und Hals. Ein kräftiger Boxhieb in den Bauch und Tara stöhnte auf und krümmte sich, ein zweiter harter Schlag traf kurz über dem ersten. Dieser ließ die Oberhexe auf beide Knie fallen und ein weiterer Schmerzenslaut drang aus den geschwollenen, blutigen Lippen hervor, wobei jetzt auch Blut aus ihrem Mund floss. Schließlich sorgte ein letzter Streich ins Gesicht dafür, dass sie zur Seite kippte und liegen blieb, wie sie gefallen war.

Anders als bei den Menschen, konnten die Schmerzen ihre Wahrnehmung nicht betäuben und die Qual war mit jedem Schlag deutlicher und grausamer geworden. Tara bereute, nicht zum ersten Mal, dass eine Oberhexe nicht bewusstlos werden konnte. Ihr linkes Auge konnte sie nicht mehr öffnen, die Wimpern des anderen waren voll Blut und erschwerten ihr den Blick, aber trotzdem konnte sie verschwommen die Befriedigung und Genugtuung in Grittas Gesicht erkennen. Ültja und die Turmwache, trotz eigener Wunden, grinsten spöttisch und auch die anderen Avessanas waren sicherlich mehr als erfreut, miterlebt haben

zu dürfen, wie ihre Königin es einer von diesen Oberhexen mal so richtig gezeigt hatte. Das alles war demütigend genug, aber wirklich wichtig erschien Tara im Moment einzig die Reaktion ihrer Prinzessin. Ihr noch halbwegs funktionstüchtiges Auge suchte sie, konnte sie aber nicht finden. Sie versuchte sich aufzusetzen, aber etwas in ihrem Leib musste gerissen sein, sie schaffte es nicht, den Oberkörper aufzurichten.

Sie spürte eine Hand an ihrer Schulter. In der Annahme es sei Bavonta bemühte sie sich um ein tapferes Lächeln. Es war Saskias Hand. Sie hatte sich neben ihre Schwester gehockt und weinte. „Heil dich doch“, flüsterte sie, „Tara, das kannst du doch.“

Tara versuchte ihre Hand auf Saskias zu legen, ohne Hals oder Oberkörper zu drehen und wisperte: „Ich darf nicht, erst zu Hause.“

Dann hörte sie Grittas Befehle. „Ültja und du, ihr werft sie auf ihr Campon und bringt sie nach Hause. Und nehmt Rücksicht auf ihren Zustand, lasst euch Zeit.“ Sie lachte.

Natürlich wusste die Oberhexe, dass das keine schützende Eskorte sein würde, um sie sicher nach Hause zu bringen. Zweck der Begleitung war sicherzustellen, dass sie es nicht wagen würde, schon auf dem Weg ihren Körper zu heilen. Die Avessanas würden ihre Augen nicht eine Sekunde unbeobachtet lassen und das kleinste Glimmen registrieren. Es lag nicht in Grittas Macht, zu verhindern, dass die Oberhexe jede Wunde heilen würde, sobald sie wieder daheim wäre, aber sie würde wenigstens sicherstellen, dass ihr die Schmerzen für den gesamten Weg erhalten blieben und die ohnehin langsamen Avessanas würden sich gerne noch ein bisschen mehr Zeit lassen.

Frederike hatte sich mit einem Roman aus Christines Bücher-

schränk in die Küche gesetzt. Sie wollte sich ablenken. Immer wieder hatte sie überlegt, wie sie Christine den Hund erklären sollte. Sie war mit ihm noch einmal kurz spazieren gegangen, dann hatte er es sich wieder auf dem Sofa bequem gemacht.

Jetzt war sie zur Ruhe gekommen, hatte sich schon ganz in die Geschichte vertieft, die sie gerade las, als sie unverhofft der Gedanke aus ihrer Konzentration riss, dass sie den Hund noch immer nicht gespürt hatte. Auch nicht auf dem Spaziergang. Etwas stimmte hier nicht. Hatte Christine womöglich dafür gesorgt, dass ihr Empfang abgeschirmt war? Das wäre eine Frechheit, ohne mit ihr vorher darüber gesprochen zu haben. Aber war das überhaupt möglich? Und waren Christines Fähigkeiten dafür ausreichend? Tara hatte gesagt, Christine würde sie lehren, selbst ihre Kräfte kontrollieren zu können, dass Christine sie beeinflusste, davon war nie die Rede gewesen. Sie glaubte eigentlich auch nicht, dass Christine solche Hexenkräfte besaß oder sie benutzen würde. Und wenn Tara es nun gewesen war? Sollte die Oberhexe ihre Fähigkeiten eingeschränkt haben? Nein, das hätte sie nie getan. Das wäre ein Vertrauensbruch.

Ihr fiel die Sache mit der Maus ein. Sie hatte Angst und Schmerz der Maus gefühlt. Scharf und deutlich, wie immer zuvor. Danach hatte sie keinen Kontakt mehr mit Christine gehabt und schon gar nicht mit Tara. Es musste einen anderen Grund haben, dass sie die Emotionen des Hundes nicht wahrnahm. Zu wenig kannte sie sich mit den Hexenkräften aus, um die Ursache finden zu können. Sie würde Christine fragen, sobald sie käme. Natürlich erst, nachdem sie ihr schonend mitgeteilt hatte, dass sie jetzt einen weiteren Mitbewohner bekommen hatte.

Sie versuchte wieder in den Roman zurückzufinden, als sie den Schlüssel in der Wohnungstür schließen hörte. Sie erhob

sich, unschlüssig ob sie Christine entgegen gehen sollte. Die nahm ihr die Entscheidung ab und blickte durch die offene Küchentür. „Hallo. Ich habe etwas früher Schluss gemacht. War eh nicht viel los.“

Frederike legte den Roman auf den Küchentisch. „Hallo.“ Aber Christine war schon wieder aus der Türöffnung verschwunden. Die junge Frau folgte ihr in den Flur, wo die Hexe gerade ihren Schlüssel auf das Schränkchen legte und sich verwundert umsah.

Ihre Stimme klang ärgerlich, als sie fragte: „Wo ist das Galandersträußchen?“

„Ach, das Sträußchen. Das habe ich ins Schlafzimmer gestellt. Es hat so komisch gerochen.“

Christine stemmte die Hände an die Hüften. „Das ist ja auch der Sinn der Sache. Der Geruch des Galanders soll das Böse abhalten. Deswegen gehört er auch an den Eingang einer Wohnung und nicht ins Schlafzimmer.“

Frederike hasste diesen Tonfall. Sie kam sich vor wie ein Kind, dass etwas Dummes angestellt hatte. „Na und, was regst du dich auf? Dann stellst du´s eben wieder hin. Aber dem Hund wird das nicht gefallen. Der hat eine feinere Nase als wir und findet das komische Kraut schrecklich.“

Christines Augenbrauen hoben sich. „Hund?“

Der Ärger über Christines Reaktion hatte Frederike zu schnell antworten lassen. Jetzt ahnte sie, dass es unklug gewesen war, den Hund bei der ersten Erwähnung gleich in den Zusammenhang mit dem entfernten Sträußchen zu bringen. Sie versuchte zurückzurudern und ein um Mitleid bittendes Gesicht zu machen. „Ja, ich habe ihn auf der Straße aufgelesen. Also, es ging ihm echt furchtbar schlecht. Wenn du ihn gesehen hättest, hättest

auch du es nicht übers Herz gebracht, ihn einfach stehen zu lassen.“

„Sag mal, du spinnst wohl? Ich mag Hunde sowieso nicht besonders und dann schleppst du mir so einen verlausten Köter in meine Wohnung...“

„Nein, nein, der ist nicht verlaust. Außerdem habe ich ihn gleich gewaschen.“

Christine blickte sich um, als hätte das Tier sich unbemerkt in einer Ecke des Flurs verstecken können. „Wo ist der jetzt?“

„Im Wohnzimmer.“ Die Hexe öffnete bereits die Zimmertür und stürmte hinein, als Frederike noch kleinlaut anfügte: „Ich habe ihm extra ein Handtuch auf das Sofa gelegt, damit er nichts dreckig macht.“

Der Hund hob den Kopf und schaute Christine an, die einen halben Meter vorm Sofa abgebremst hatte. „Der ist ja riesig!“ entfuhr es ihr und sie schüttelte sich, als hätte sie eine enorme Spinne vor sich.

Frederike fand die Reaktion komplett überzogen, drängte sich an Christine vorbei, stellte sich neben die Sofalehne und begann demonstrativ den Kopf des Hundes zu kraulen. „Schau nur! Er ist ganz lieb. Du musst keine Angst vor ihm haben.“

Aber die Hexe war nicht vor Angst erstarrt, sondern wegen des deutlichen Eindrucks, dass hier etwas nicht stimmte. Sie überlegte fieberhaft, was zu tun sei. Sie hatte nur einen Moment gebraucht, um zu erkennen, dass das Tier, das angespannt auf dem Sofa verharrte und sie forschend musterte, kein gewöhnlicher Hund war. Das waren keine Hundeaugen, da war sie sich sicher, außerdem spürte sie eine böse Aura, und dann noch die Geschichte mit dem Galander. Eine Waffe wäre nützlich, aber die lagen allesamt im Flurschränkchen. Zweifelsohne erahnte das

Tier ihr Misstrauen, sie musste sich beeilen. „Er sieht mager aus. Ich werde ihm etwas zu fressen holen.“ Sie hatte ein leichtes Zittern in der Stimme nicht verhindern können. Sie musste es nur in den Flur schaffen...

Doch die Tür schlug zu, in dem Moment als sie sich nach ihr umdrehte. Mit verzweifelter Hoffnung ging sie die zwei Schritte und versuchte sie zu öffnen, aber die Klinke ließ sich nicht bewegen. Frederike schrie erschrocken auf, Christine drehte sich zurück.

Der hagere, nackte Mann, der jetzt statt des Hundes auf ihrem Sofa hockte, blickte sie aus schwarzen Augen an. Eine Hand hatte er um Frederikes Arm gepresst. Seine Stimme war tief und rauchig, als hätte er längere Zeit nicht gesprochen, drang sie kratzig aus dem schmalen Mund, der von einem ordentlich gestutzten Bart umgeben war, der bis zu den Ohren reichte. „Gib mir die Liste!“

Christines Gedanken überschlugen sich. Natürlich wusste sie, welche Liste er meinte. Genauso wie sie wusste, dass er sie nicht bekommen durfte. Hätte sie doch nur auf Tara gehört, dann gäbe es keine Liste mehr. Eigentlich gab es sie ja auch nicht. Jedenfalls nicht, wie er sich das vermutlich dachte. Nicht auf Papier. Aber im Rechner.

Er sprang vom Sofa, ohne Frederikes Arm loszulassen, ignorierte ihren Schmerzenslaut, als sie unerwartet nach vorne gerissen wurde und wiederholte seine Forderung: „Die Hexennamen!“

„Es gibt keine Liste. Ich kenne die Namen selber nicht. Wir sprechen uns nur mit den Vornamen an.“

„Lüg mich nicht an! Im Schreibtisch lag ein Brief an dich. Du bist die Zirkelleiterin. Das steht da drinnen. Du hast die Namen und Adressen.“

Christine war voller Scham. Jedes Mal wenn sie Tara getroffen hatte, hatte die Oberhexe ihr eingeschärft, alles Geschriebene, das in irgendeinem Zusammenhang mit dem Hexenzirkel stand, sofort zu vernichten. Sie hatte es nicht getan, hatte sich in ihrer Wohnung sicher geglaubt. Nur die Zirkelhexen wussten doch von ihrer Identität. „Ich habe sie im Kopf und nirgendwo notiert. Und in meinen Kopf kommst du nicht.“

Er legte den Kopf schräg. „Natürlich hast du eine Liste. Die Menschen haben immer alle Listen, Briefe, Tagebücher... Das ist bei euch wie ein Zwang. Die größten Geheimnisse müsst ihr aufschreiben. Menschen sind dumm.“

Er zog Frederike mit einem Ruck vor sich, presste sie an sich und legte eine Hand auf ihre Stirn. „Die Liste oder die kleine Hexe stirbt!“

Sie musste in den Flur gelangen, um eine Chance zu haben. „Sie ist im Computer, im Schlafzimmer.“

Er nickte zur Tür. „Geh voran!“

Sie gehorchte. Die Tür ließ sich wieder öffnen. Sie betrat den Flur und es waren nur ein paar Schritte bis zum Schränkchen, in dessen Schubladen sich alles befand, was sie zur Abwehr gegen das Böse benötigte: Amulette, Steine, Essenzen. Das Alles war nur Schutz, außer der Dolch des Mönchs. Mit seiner Hilfe könnte sie diesen Kerl vernichten oder wenigstens schwer angeschlagen zurückschicken in die finstere Welt, aus der er gekommen war. Sie musste nur schnell sein.

Sie hatte den Flur gerade betreten und das Böse war noch mit Frederike im Zimmer, da sprintete sie los zum Eingang, zum Schränkchen. Fast erstaunte es sie, dass sie tatsächlich am Schränkchen ankam und sich die Schublade öffnen ließ. Doch als sie schon die Hand nach dem Dolch ausstreckte, verlor sie mit ei-

nem Mal die Kontrolle über ihre Muskeln. Ihre Beine knickten ein, ihre Arme fielen schlaff herunter, ihr Kopf fiel nach vorne. Es war nur ein Moment und sie schlug unsanft auf den Boden auf. Dort blieb sie liegen, unfähig ein Glied zu bewegen.

Frederike blickte entsetzt auf die zusammengebrochene Hexe. Je klarer ihr die eigene Hilflosigkeit wurde, desto dringender wurde ihre Angst. Sie dachte an die unendlich scheinende Kraft der Oberhexe, und es erstaunte sie jetzt, dass ihr nicht schon früher der Ohrring eingefallen war. Sie brauchte ihn doch nur zu berühren und um Hilfe zu rufen. Hektisch nutzte Frederike die Gelegenheit, als der falsche Supermarktangestellte sich noch auf Christine konzentrierte. Sie griff mit der freien Hand nach ihrem Ohr und schrie innerlich voller Panik nach Hilfe. Sie konnte nur hoffen, dass Tara ihren Ruf hörte und der richtigen Dringlichkeit zuordnete.

Das sonderbare Grüppchen war nach einem langen Marsch am Hang unter Taras Hütte angekommen. Zwei Avessanas hatte die Königin mitgeschickt. Die Erste lief an Lagtas Kopf und hielt ein Seil, das sie um den starken Hals des Tieres gebunden hatten, um es lenken zu können. Sie hatte den Auftrag erhalten, die Augen der Oberhexe ständig zu beobachten, damit ihr auch nicht das kleinste Glimmen entgehen konnte.

Die Zweite lief hinter dem Trupp und hielt ebenfalls einen Strick, der um Lagtas Schwanz gebunden war. Wohl wissend, dass es sich um das empfindlichste Körperteil eines Campons handelte, war es für die Avessanas ein probates Mittel um die schweren, starken Tiere kontrollieren zu können.

Die verprügelte Oberhexe war nicht in der Lage sich aufrecht zu halten und lag auf Lagta wie ein Sack. Zwar hingen ihre Beine

wie die eines Reiters rechts und links über dem breitem Rücken herab, aber ihr Oberkörper ruhte bewegungslos auf Rücken und Nacken des Tieres, wo ihr Blut die Mähne befleckt hatte. Die Avessanas hatten sie unsanft auf das Reittier gehievt und seitdem hatte sie jede Bewegung vermieden, hielt die Augen geschlossen und hoffte nunmehr seit einer unendlich lange scheinenden Zeit, dass Lagta vor ihrer Hütte halten würde, sie hinein kriechen und sich heilen könnte. War sie Schmerzen auch gewohnt, so hieß das nicht, dass sie sie weniger stark empfand, sondern nur dass sie disziplinierter mit ihnen umgehen konnte. Doch grausamer als jeden Schmerz spürte sie die Schmach, von der Königin öffentlich verprügelt worden zu sein und die Demütigung dieses Transports.

Ihre kleine Schwester lief zwischen den Avessanas an Lagtas Seite und griff hin und wieder nach Taras Bein, als wollte sie der Schwester mit dieser Berührung versichern, dass sie an ihrer Seite war. Auch Saskia wünschte sich nichts sehnlicher, als endlich anzukommen. Die Wehrlosigkeit ihrer Schwester beunruhigte sie ebenso wie das erbärmliche Bild, das sie jetzt bot. Aufrecht, mit geradem Rücken und erhobenem Kopf, so hätte sie auf Lagta sitzen sollen. Dieser imposante Anblick hatte Saskia stets verdeutlicht, dass Tara die stärkste und stolzeste Schwester war, die man sich nur vorstellen konnte. Da konnte es nichts geben, dass ihrer Schwester Angst machen oder sie gar besiegen würde. Und letztendlich war es auch dieses Bild, dem sie nacheiferte. Genauso wollte sie auch sein: voller Mut, Kraft und unbezwingbar. Nur dass der Anblick, den Tara gerade bot, alles andere als beeindruckend war, und das machte ihr Angst. Außerdem konnte Saskia beim besten Willen nicht verstehen, warum die große Schwester sich das hatte gefallen lassen, von einer dicken, langsamen Aves-

sana, die sich Königin nannte und nicht einmal eine Krone trug. Nicht einmal ein besonders prächtiges Gewand hatte sie getragen. Saskia hatte längst beschlossen, dass die Avessanas, dumm, gemein und grausam waren und dass die Königin nur deshalb die Königin dieser Weiber war, weil sie von allen die Dümme, Gemeinste und Grausamste war.

Die Oberhexe bemerkte, dass sich ihre Lage auf Lagta veränderte und sie ihr Gewicht verlagern musste, um nicht nach hinten zu rutschen. Erleichtert folgerte sie, dass sie den Hügel zur Hütte hinauf nahmen.

Plötzlich drang eine Stimme durch den Schmerz, ein Hilferuf. Sie fühlte Frederikes Angst. Ausgerechnet jetzt. Wie sollte sie helfen, wenn sie sich doch nicht zu ihr hinlösen durfte, nicht unter den Augen der Avessanas. Und in ihrem jetzigen Zustand könnte sie der kleinen Hexe eh nicht nutzen. Es half nichts, Frederike musste warten, bis sie an der Hütte angekommen waren und sie wenigstens die Verletzungen in ihrem Inneren geheilt hätte.

Doch dann hörte sie auch Christines schwache Rufe. Die Situation schien dringlich. Sie wusste, wie sie den Ritt vielleicht beschleunigen könnte, aber es war nicht ungefährlich. Fiele sie in ihrem jetzigen Zustand auch noch von Lagtas Rücken, würde sie den Weg zur Hütte noch verlängern statt verkürzen.

Sie hoffte, dass Lagta sie nicht abwerfen würde, streckte die Hand auf der Seite, die nicht von der Avessana beobachtet wurde, unter die Mähne des Campons und kniff kräftig in den empfindlichen Nacken des Tieres.

Lagta machte einen erschrockenen Satz vorwärts und einen zur Seite. Die vordere Avessana am Hals des Tieres war so überrascht, dass ihr das Seil aus der Hand rutschte. Das wenig behän-

de Campon verlor durch den Sprung am Hang das Gleichgewicht und suchte mit wilden Schritten nach Ausgleich, um nicht zu stürzen. Tara hoffte inständig, dass Lagta ihren Halt wiederfände und versuchte, ihre blutverkrusteten und geschwollenen Augenlider so weit wie möglich zu öffnen. Während Saskia und die vordere Wache sich zur Seite retten konnten, um von dem Tier nicht umgerempelt zu werden, bemühte sich die Hintere tapfer darum, ihr Seil nicht auch noch zu verlieren. Da die Avessanas in ihren Bewegungen jedoch kaum mehr Geschick aufwiesen als die Campons, riss die Wache dabei unbeabsichtigt, aber kräftig am Strick. Erst der Kniff in den Nacken, jetzt die grobe Behandlung ihres noch sensibleren Körperteils: die sonst gutmütige Lagta wurde langsam wütend. Jedes schmerzhaftes Reißen an ihrem Schwanz quittierte sie mit einem Sprung nach vorn und diesem wiederum folgte ein erneuter Schmerz. Tara hatte die Arme um den Hals des Campons gelegt und mühte sich, nicht den Halt zu verlieren. Schließlich hörte sie die Stimme der vorderen Avessana, die ihrer Kollegin zurief: "Lass doch los! Wegen des kurzen Stücks müssen wir uns doch nicht mehr umwerfen lassen."

Einen weiteren Sprung des aufgebrachten Tieres hielt die Wache noch am Seil fest, dann ließ sie es los und Lagta trabte frei und erleichtert hinauf zur Hütte. Saskia lief hinterher, so schnell sie noch konnte und als das Campon auf dem Sand vor der Hütte hielt und Tara versuchte, sich vorsichtig heruntergleiten zu lassen, war sie zur Stelle, um der Schwester zu helfen. Natürlich war es dem Mädchen unmöglich den großen Körper der Schwester zu stützen und Tara rutschte hinunter vom Campon und in der selben fließenden Bewegung zur Erde. Ihre Verletzungen verhinderten, dass sie sich aufrichten konnte. So blieb sie einen Moment liegen und versuchte blinzeln etwas zu sehen, als zwei

Arme sich unter ihre Achseln schoben und sie zur Hütte schleiften.

Tississi zog die Freundin noch ein Stück in den Raum hinein und kniete sich neben sie: "Du bist drinnen, drinnen. Heil dich. Schnell, heil dich!"

Tara hörte erneut einen verzweifelten Hilferuf Frederikes. Unverzüglich begannen ihre Augen unter der Blutkruste zu leuchten. Saskia atmete auf und Tississi holte einen Krug Wasser und ein Tuch. Während die Kräfte der Oberhexe auf ihr Innerstes gerichtet waren, tupfte die Boga der Freundin das Blut vom Gesicht.

Schließlich verlosch das grüne Licht und Tara richtete sich auf. "Ich muss fort. Saskia, wasch Lagta das Blut ab und führe sie auf die Weide." Sie erhob sich. "Eine Hexe braucht mich." Wieder erstrahlten ihre Augen und sie war fort.

## Rettungen und Verluste

Der Kerl schien etwas von Frederikes Hilferuf bemerkt zu haben. Glanzlos richteten seine dunklen Augen sich auf die junge Hexe. „Ich warne dich, versuch ja keine Tricks.“

Es waren keine exakter bestimmten Drohungen nötig. Frederikes Körper begann zu zittern, als wäre die Raumtemperatur schlagartig auf den Gefrierpunkt gefallen. Sogar etliche Unschuldsbeteuerungen, die sich wie automatisch in ihrem Mund versammelt hatten, drangen nicht durch die zugefrorenen Lippen.

Offenbar mit der Wirkung seiner Worte zufrieden, drängte der Mann: „Du weißt doch auch, wo der Computer steht. Los, führ mich.“

Die junge Hexe ging zur Schlafzimmertür, öffnete sie und trat ein. Der nackte Kerl folgte ihr dicht auf. Seine Hand umschloss noch immer ihren Arm, angekoppelt wie ein Wagon an die Lok. Doch nach einem Schritt in den Raum, stoppte er und als die junge Hexe ihn fragend ansah, bemerkte sie seinen verärgerten Blick, der dem Galandersträußchen galt.

Frederike hatte die Blumen auf die Fensterbank hinter dem Computer platziert und trotz des Zittern ihres Körpers, hoffte sie auf eine Chance. Vielleicht würde er sie jetzt loslassen, damit sie das Sträußchen entfernte. Das könnte eine Chance sein, sie rief sich selbst zur Ruhe und Aufmerksamkeit, um eine mögliche Gelegenheit zur Flucht oder wenigsten einem neuerlichen Ruf nach Hilfe nicht zu verpassen.

Doch sie konnte nur zusehen, wie das Fenster sich öffnete, die kleine Vase wie von einem Faden gezogen darauf zu glitt, gegen den Rahmen kippte und gleich darauf hinunter stürzte.

Der Kerl gab ihr einen Schubs. „Los, setz dich und mach das

Ding an!“

Frederike setzte sich auf den kleinen Holzhocker vor dem Computertisch und suchte an dem Rechner nach dem richtigen Knopf. Sie verstand nicht viel von Computern. Wolf hatte einen gehabt, den sie hin und wieder hatte benutzen dürfen, aber der hatte ganz anders ausgesehen. Sie hörte ein ungeduldiges Brummen des Mannes, der in ihrem Rücken stand, nach wie vor eine Hand in ihren Arm gekrallt. Kurz entschlossen drückte sie auf die größte der Schaltflächen und tatsächlich ertönte augenblicklich ein Rauschen und Knistern, das üblicherweise der Beleg dafür war, dass das Gerät seine Funktion aufgenommen hatte.

Doch der Monitor blieb schwarz. Der Kerl gab ihr einen Schubs in den Rücken, dass sie unvorbereitet nach vorn fiel und ihre Stirn gegen den Monitor schlug, der umgekippt wäre, hätte der Mann ihn nicht gehalten. „Dummes Weib, mach den Bildschirm an!“

Verwirrt suchte die Hexe den schwarzen Rahmen ab. „Da... da ist kein Knopf“, stotterte sie.

„Schau richtig nach, das muss ja irgendwie angehen!“

Frederike beugte sich etwas vor und entdeckte schließlich einige kleine Schalter an der Seite des Monitors. Erleichtert erkannte sie das Symbol des oben geöffneten Kreises, in dem ein kurzer Strich steckte und drückte den zugehörigen Knopf.

Tatsächlich verschwand das Schwarz des Schirmes zugunsten einiger Schriften und Bilder, bis das große farbige Foto eines Herbstwaldes schließlich die Fläche ausfüllte und ein paar Programmsymbole am linken Rand ihren Platz gefunden hatten. Der Kerl gab einen zufriedenen Grunzlaut von sich, als sich ein Fenster öffnete und nach dem richtigen Passwort fragte.

Ein neuer fester Schlag in Frederikes Rücken ließ sie seinen

Unmut spüren. „Kennst du das richtige Wort?“

Frederike schüttelte den Kopf und der Mann schien ihr zu glauben. Er sprach zu sich selbst. „Dann wird es mir das andere dumme Hexenweib sagen müssen.“

Die junge Hexe staunte einen Moment, als der Kerl seinen Griff löste und das Zimmer verließ. Dann begriff sie: jetzt oder nie! Konzentriere dich, greif an den Ohrstecker und ruf noch Mal nach Tara!

Aber ihre Hand tat nicht, was sie ihr auftrag, sie war nicht einmal fähig, den Kopf zu drehen. Mit der Erkenntnis sich nicht bewegen zu können, kroch Hoffnungslosigkeit in ihr hoch.

Sie musste beim ersten Mal etwas falsch gemacht haben, sonst wäre die Oberhexe doch längst hier. Vielleicht war sie zu aufgeregt gewesen, vielleicht hatte sie den Ohrring falsch benutzt. Egal, sie wollte es versuchen, es war eine Chance auch ohne den Schmuck. Es war womöglich die letzte Chance Hilfe zu holen. Sie versuchte nicht daran zu denken, was der Mann mit ihr, mit Christine, mit allen Zirkelhexen tun würde, hielt er erst diese vermaledeite Liste in Händen.

Sie konzentrierte sich, glaubte tatsächlich für einen Moment die Oberhexe zu spüren und nutzte den winzigen Augenblick, um innerlich nach ihr zu schreien mit aller Angst und Verzweiflung, die sich in ihr ausgebreitet hatten.

Die Verbindung riss ab und Frederike konnte nur noch hoffen, dass die Oberhexe sie dieses Mal gehört hatte. Die junge Hexe fühlte eine schwere Erschöpfung, fast hätte sie die Augen schließen und in einen leichten Schlaf fallen können, so nebelig wurde es plötzlich in ihrem Kopf.

Der barsche Ton hinter ihr riss die Nebelschwaden jedoch auseinander: „Plombe!“

Sie bemerkte dankbar, dass ihre Glieder sich wieder ihrem Willen unterwarfen, fragte sich aber ängstlich, was dieses Wort bedeuten sollte. Was hatte er gesagt? Hatte sie sich verhört?

„Plombe, du dummes Hexengör!“

Ein fester Schlag traf dieselbe Stelle ihres Rückens wie der vorangegangene und sie stöhnte auf. Ungeduldig schoss seine Hand an ihrer Wange vorbei und er tippte in die Tastatur: P l o m b e.

Tatsächlich schloss sich das Fenster, das den Zugang auf die Computerdateien verweigert hatte. „Los, such die Liste!“

Frederike überlegte, so gut es die letzten Nebelschwaden im Kopf und die Angst es zuließen. Wo würde sie eine Liste verstecken? Sie würde sie auf keinen Fall als Textdatei abspeichern, denn da würde jeder zu erst nachschauen. Sie öffnete das Verzeichnis des gesamten Computerinhaltes. Vielleicht würde sie die Liste als Tabellendatei speichern, aber am besten wäre sie vielleicht als Bilddatei abgelegt, in einem unauffälligen Ordner, unter einem unauffälligen Titel. Also müsste sie, um Zeit zu schinden, als erstes unter den unwahrscheinlichsten Dateien nachsehen.

Sie wollte den Mauszeiger bereits auf „Dokumente“ lenken, als ihre Hand grob von der Computermaus gerissen wurde. Die haarige Hand des Mannes bemächtigte sich des hilfreichen Nagers und öffnete den Ordner „Bilder“.

Frederike fuhr zusammen. Hatte er ihre Gedanken gelesen oder hatte er nur durch Zufall dieselbe Vermutung. Wenn sie es doch nur schon gelernt hätte, ihre Gedanken abzuschirmen. Jetzt würde sie vielleicht nie mehr dazu kommen, denn er würde sicherlich jeden Moment die Liste finden und Tara kam einfach nicht.

Der nackte Mann öffnete und schloss systematisch alle Foto- und Bilddateien, die er finden konnte, derweil Frederike auch ihre letzten Hoffnungen aufgab. Tatsächlich wurde ihm schließlich der Zugang erneut durch eine Kennwortabfrage versperrt und sein triumphierendes Schnaufen gab zu erkennen, dass er sich nun sicher war, die begehrte Liste gefunden zu haben. Frederike starrte auf den blinkenden Cursor und hoffte, dass es nicht so wäre.

Er grinste die junge Hexe an: „Was denkst du, soll ich die Hexenschlampe, die immer noch faul im Flur rumliegt noch ein Mal befragen. Aber die ist furchtbar eigensinnig. Dauert bestimmt 'ne Weile bis ich die so weit habe, dass sie das Passwort rausrückt. Vielleicht versuche ich es erst mit dem alten.“ Langsam tippte er wieder P l o m b e ein. Als nichts geschah, richtete er sich auf.

„Versuch 's doch mal mit: Trottel.“ Der Dolch versank zwischen seinen Schulterblättern. Einen Moment hielt er sich noch senkrecht, dann knickten die Knie ein, der Oberkörper kippte nach vorn auf den Computertisch, glitt ein kurzes Stück nach hinten und blieb dann liegen.

Frederike blickte in Taras lädiertes Gesicht. Am liebsten wäre sie aufgesprungen, hätte sich an sie geklammert, aber sie schaffte es noch nicht aufzustehen.

Die Oberhexe zog ihre Waffe wieder aus dem Fleisch heraus und ein Schwall Blut quoll aus der Wunde. Sie beugte sich über den Mann, fasste in seine Haare und drückte seinen Kopf zur Seite. Frederike blickte in die offenen, toten Augen und schüttelte sich, sie waren jetzt haselnussbraun und obwohl sie einem Toten gehörten, sahen sie erstaunlicherweise lebendiger aus als zuvor.

Tara ließ den Kopf wieder auf die Tischplatte sinken, blickte

Frederike an und erkundigte sich mit sanfter Stimme: „Na Rike, alles in Ordnung? Bist du irgendwie verletzt?“

Die Hexe schüttelte den Kopf und spürte, wie sich Wasser in ihren Augen sammelte. Plötzlich war sie wieder Herr ihrer Kräfte, schnellte vom Hocker und stürzte sich laut schluchzend in die Arme der Oberhexe.

Tara ließ ihr einen Moment, schwieg und streichelte über ihr wirres Haar. Dann drückte sie die junge Hexe etwas von sich, um sie ansehen zu können. „Wo ist Christine? Geht es ihr gut?“

Frederike wurde schlagartig klar, dass sie die Hexe ganz vergessen hatte und schämte sich. Sie beeilte sich mit der Antwort, um den Fehler wiedergutzumachen: „Im Flur. Der Kerl hat sie..., ich weiß nicht. Also, sie war gelähmt oder so. Sie ist zusammengesackt.“ Ihre letzten Worte begleiteten Tara bereits aus dem Raum.

Die Oberhexe hockte sich neben Christine auf den Boden. Die Hexe hielt die Augen geschlossen und stöhnte leise. Erst als die Freundin die Hand auf ihre Stirn legte, registrierte sie, nicht mehr allein zu sein und schlug die Augen auf. Darin sah man die blanke Angst. Doch dann erkannten sie, wem die Finger gehörten, die quer über ihre Stirn strichen. Christine beruhigte sich, lächelte sogar ein wenig, bevor sie die Lider wieder schloss.

Tara wusste nicht genau, was der Kerl ihrer Zirkelhexe angetan hatte, aber sie spürte Schmerz und Furcht, die Christines Gemüt ganz und gar auszufüllen schienen und keine körperliche Ursache hatten. Doch war sie zuversichtlich, dass in einigen Minuten beides nur noch in ihrem Gedächtnis zu finden wäre. Einen Moment überlegte sie, ob sie ein wenig der leidvollen Gefühle in dem Bewusstsein der Hexe verbleiben lassen sollte, aber sie entschied sich dann, dass die Hexe genug gelitten hatte und ver-

bannte alles in das Reich ihrer Erinnerung. Hier blieb es, war ab-rufbereit, aber lastete nicht mehr auf Christines Seele.

Als Tara fertig war und ihre Hand von Christines Stirn löste, schlug diese die Augen wieder auf. „Du hast dir wirklich Zeit ge-lassen. Da ist meine Oma ja schneller.“

Die Oberhexe konterte: „Soll ich deine Faulheit noch unter-stützen? Liegst hier den halben Tag im Flur rum... Los, hoch mit dir!“ Sie reichte der Hexe die Hand und half ihr beim Aufstehen.

Wenig später saßen die drei Frauen um den Küchentisch, jede eine beruhigende, heiße Tasse Schokolade vor sich. Christine hatte sie zubereitet, Frederike den sauberen Tisch abgewischt und die Tassen aus dem Schrank genommen und dabei hatte sie im-mer wieder die Oberhexe angestarrt. Denn während die beiden Frauen sich haushälterisch beschäftigt hatten, war Tara am Tisch gesessen und hatte endlich die Zeit gefunden, ihre gebrochene Nase und ihre diversen Hautrisse, Blutergüsse und Schwellungen zu heilen.

Nun blickte sie abwartend von einer zur anderen und fragte sich, warum keine der beiden den Mund aufmachte. Frederike starrte auf den Tisch und hob nur ab und an kurz die Augen, um sie schuldbewusst gleich wieder zu senken, während Christine ihren Kakao mit einer Konzentration hypnotisierte, als wollte sie das heiße Getränk durch Telekinese in ihren Mund führen.

Die Oberhexe war irritiert und durch den harten Tag und die Selbstheilung angestrengt und zunehmend kraftlos. Sie hatte we-nig Lust auf die Befindlichkeiten der Hexen einzugehen, noch abzuwarten, bis sie selbst erzählen würden, was geschehen war. „Also meine Damen nun mal los! Wer war der Kerl, wie ist er hier reingekommen und was wollte er?“

Frederike blickte hilfesuchend zu Christine, die aber stur weiter ihre Tasse fixierte. Dann, nachdem die junge Hexe enttäuscht festgestellt hatte, dass aus dieser Richtung wohl fürs Erste keine Unterstützung zu erwarten wäre, begann sie mit Tränen in den Augen zu reden: „Es tut mir so Leid. Es war meine Schuld. Also wegen mir ist der Hund hier reingekommen. Ich habe ihn mitgenommen und das Sträußchen habe ich auch weggenommen. Ich habe ihn sogar gewaschen...“ Sie schüttelte sich angewidert.

Wider Erwarten hob jetzt auch Christine den Blick. „Na ja, eigentlich ist es meine Schuld, ich habe nicht auf dich gehört. Diese blöde Liste und der Brief... Ich habe mich einfach zu sicher gefühlt. Tut mir Leid!“

Entnervt erhob die Oberhexe die Stimme: „Schön, dass die Schuldfrage geklärt ist, aber das interessiert mich gerade nicht. Ich habe einen ziemlich miesen Tag hinter mir. Ich habe überhaupt keine Lust, jetzt noch euer Kauderwelsch zu sortieren.“ Und in scharfen Befehlston setzte sie hinzu: „Von Vorne und in verständlicher Reihenfolge!“

Die Beiden erzählten und Tara hörte schweigend zu. Als die Hexen mit nochmaligen Eingeständnissen ihrer Fehler und offenbar sehr schlechtem Gewissen endeten, atmete sie tief ein. Sie ließ sich mit einer Reaktion Zeit. Die Frauen hatten Furchtbares durchgemacht und sie ahnten noch nicht, was die Folgen ihres Leichtsinns sein würden. Obwohl es sie reizte, den Beiden gehörig die Leviten zu lesen, reagierte sie deshalb untypisch gelassen. „Gut, es ist geschehen und nicht mehr zu ändern. Eure Gedankenlosigkeit und Unvorsichtigkeit bestraft sich von alleine. Ihr werdet aus dieser Wohnung verschwinden müssen. Noch heute.“

Christine war geschockt: „Was? Aber warum denn?“

„Weil wir nicht wissen, ob der Kerl sich nicht schon längst

vor seinen Kumpanen damit gebrüstet hat, eine Hexe aufgespürt zu haben und gar eine Zirkelleiterin.“

Christine verlor ihre Beherrschung: „Das kommt gar nicht in Frage. Ich habe so lange nach dieser Wohnung gesucht. Wann sollte er denn irgendeinem seiner Kumpel Bescheid gesagt haben? Er hat ja erst erfahren, dass ich eine Zirkelleiterin bin, als er hier war.“

Tara blieb ruhig, obwohl sie Christines Lautstärke in Anbetracht ihres Ungehorsams für unangemessen hielt. Sie erinnerte sich an jedes Mal, wenn sie die Hexe ermahnt hatte, nichts Schriftliches aufzubewahren, was auf ihr Hexendasein hätte hinweisen können, aber sie sah auch ihre Verzweiflung und hatte Mitleid mit der bodenständigen Frau, der Heimat und ein gleichmäßiger Lebensfluss so viel bedeutete. „Der Kerl wusste schon im Supermarkt, wen er da vor sich hat. Er könnte Frederike gefolgt sein, gesehen haben, wo sie wohnt. Es muss einen Grund haben, dass er sie nicht gleich getötet hat. Entweder er hat auf gut Glück die Hundegestalt angenommen, um in die Wohnung zu kommen oder er hat aus ihren Gedanken etwas gelesen, was ihn neugierig gemacht hat. Jedenfalls hatte er Zeit jemanden einzuweihen, bis er Frederikes Naivität ausgenutzt hat.“ Die Oberhexe wendete sich an die junge Hexe, die schuldbewusst auf ihrem Stuhl zusammengesunken war. „Ich hoffe, du wirst in Zukunft vorsichtiger sein und deinem Misstrauen besser trauen. Außerdem wirst du schnellst möglich lernen, deine Gedanken abzuschirmen.“

Frederike nickte artig.

Christine war noch immer erschüttert. „Wo soll ich denn jetzt eine neue Wohnung herbekommen? Außerdem muss ich diese ja erst kündigen. Und der Umzug?“

„Ihr packt beide eure Sachen. Das Nötigste. Und dann raus hier, heute noch.“ Christine erstarrte mit ungläubiger Miene. „Ihr nehmt euch erst mal ein Hotelzimmer, nicht hier im Ort, sondern ein paar Kilometer weiter. Von da aus regelst du alles mit der Wohnung, und zwar ohne dich noch ein einziges Mal hier blicken zu lassen. Die neue Wohnung nehmt ihr euch auch in einem anderen Ort. Möglichst weit weg vom Harz. Um den Kerl im Schlafzimmer kümmere ich mich.“

Christines Stimme klang kreischig: „Meine Arbeit? Was ist mit meiner Arbeit? Wenn ich so weit wegziehe, brauche ich eine neue Stelle. Und die Möbel? Die muss ich mir doch bringen lassen.“

„Nein. Kauf dir Neue. Beauftrage eine Firma, die Wohnung auszuräumen und zu renovieren. Kündige deine Arbeit, so schnell wie möglich. Eine neue Stelle kannst du dir suchen, wenn ihr eine Wohnung gefunden habt.“

Christine fing an zu schluchzen. Ihr bisheriges Leben, das sie sich so schön eingerichtet hatte, zerfiel gerade vor ihren Augen.

Tara kramte in ihrem Umhang und zog ein Bündel Geldscheine hervor, das sie vor der Hexe auf den Tisch legte. „Das wird fürs Erste reichen. Wenn du mehr brauchst, rufst du mich.“

Die Oberhexe ging ins Schlafzimmer, legte eine Hand auf die Schulter des Toten, die andere auf den PC und löste sich mit beiden fort. Sie löste sich mit dem leblosen Körper zum Grunde des nahen Bleiloch-Stausees, legte den Computer auf die Brust des Verstorbenen, sammelte einige große Steine vom Boden und beschwerte damit die Leiche, bis sie sicher war, dass sie nicht mehr nach oben treiben würde.

Die Oberhexe hatte fünf Stunden am Stück fest geschlafen.

Das war eine Seltenheit, denn in der Regel reichten ihr ein bis zwei Stunden Schlaf, oft dämmerte sie auch nur.

Erholt, hungrig und mit neuem Tatendrang erwachte sie mitten in der Nacht. Obwohl sie noch Zeit hatte, erhob sie sich und kleidete sich an.

Sie dachte an das unerklärliche Verhalten Bavontas. Wieso hatte sie ihr Bestrafung gefordert? Ihr wollte einfach kein triftiger Grund einfallen. Während sie sich etwas von Tississis Bulitbrei in ein Schälchen füllte, überlegte sie, was die Prinzessin wohl von ihr wollen könnte, aber kam auch hier zu keinem rechten Ergebnis.

Das Treffen im Bad wäre nicht ungefährlich, wenn sie entdeckt würde, wären nicht nur Schwierigkeiten mit den Avessanas sondern auch mit den Boga zu erwarten. In diesem Fall würden sich vermutlich selbst ihre eigenen Schwestern nicht mehr hinter sie stellen. Die leidenschaftslose Mago hätte sicherlich wenig Verständnis dafür, dass Tara wegen einer Liebelei den politischen Frieden in Gefahr brächte. Mago war, trotz ihres Alters von 403 Jahren, ihres Wissens nach, die Einzige der Schwestern, die wohl noch nie ihr Herz an jemanden verloren hatte und für solche Eskapaden folglich überhaupt kein Verständnis aufbringen könnte.

Andererseits, warum sollte man sie entdecken. Der Badegarten der Prinzessin war von hohen, begrünten Mauern umgeben, der einen Einblick von außen unmöglich machte. Die Wache würde den Garten erst überprüfen, bevor sie Bavonta dort allein ließe. Es sollte kein größeres Problem sein, ein sicheres Versteck zu finden, in dem sie der Wache verborgen bliebe. Natürlich wäre es am einfachsten, Tara würde die Gestalt einer Pflanze annehmen, aber auch wenn die Wache der Avessanas das nicht be-

merken würde, die große Hexenkraft, die dafür benötigt würde, könnte den Boga nicht entgehen. Sie würden auch wissen, an welchem Ort diese Kraft entstanden war und da sie Gritta versprochen hatten, zukünftig genau auf die Einhaltung des Hexenverbotes zu achten, würden sie der Königin Meldung machen.

Tara machte sich auf zum Badegarten, bei dem es sich eigentlich nur um einen kleinen Teich handelte, den Bavonta als Kind beim Spielen am Ufer der Jakaaf entdeckt und für besonders schön erklärt hatte. Die liebende Mutter hatte um den keine hundert Quadratmeter großen Teich sogleich eine hohe Steinmauer bauen lassen und ihn zum Badegarten der Prinzessin erkoren. Die Boga wurden nicht gefragt, hatten aber des lieben Friedens Willens nachträglich ihre Genehmigung erteilt. Wenigstens hatten sie dann aber doch auf schmale Spalte in der Mauer bestanden, die in Bodennähe in die Steine geschlagen wurden, um den Wasserzulauf des Flusses nicht zu unterbrechen und den Tieren, die hier lebten, weiterhin einen Zugang zu ermöglichen.

Nach fast zwanzig Jahren waren die Mauern zum größten Teil mit Pflanzen bedeckt und da größere Raubtiere nicht mehr an das Wasser gelangen konnten, war das Baden hier im allgemeinen völlig sicher, wenn man von einigen Schlangen oder Echsen ähnelnden Tieren und Insekten absah, die am Ufer zwischen den Sträuchern lebten. Ihre Bisse konnten eine Avessana nicht töten, aber sehr schmerzhaft sein. Bis an die Mauern heran waren alle Bäume und hohen Sträucher gerodet worden und nur Pflanzen stehen geblieben, die einer durchschnittlich großen Avessana nicht bis zur Hüfte reichten. Sie blühten zahlreich in vielen Farben und verströmten einen angenehmen Duft.

Für all diese Schönheit hatte Tara jedoch gerade keinen Sinn. Es war noch dunkle Nacht, als sie den Garten durch eine schmale

Holzpforte betrat. Der Himmel war wolkenlos, in wenigen Stunden würde ein sonniger, warmer Morgen anbrechen. Die flache Bepflanzung schränkte die Versteckmöglichkeiten für die hochgewachsene Oberhexe stark ein, aber sie hatte schon eine Idee. Sie hockte sich auf einen Stein und wartete auf die aufgehende Sonne.

Bavonta trug einen himmelblauen Mantel, dessen Saum und weite Ärmel mit filigranen weißen Blumen- und Vogelmotiven bestickt waren. Ihr Haar trug sie ordentlich verborgen unter einer passenden Kappe. Die Füße, die man durch das lange Kleid nur beim Ausschreiten hin und wieder unter dem Saum hervor lüken sah, steckten in Schuhen, deren durch Stroh gepolsterte Stoffsohlen, mit blauen und weißen Bändern gehalten wurden, die um die Knöchel hinauf über die Waden bis unter die Knie die Beine umwunden.

Ihre Wachen hingegen trugen schmucklose erdbraune Mäntel, die nur knapp bis über die Waden reichten. Die größere Avessana namens Sachmat war angespannt, drehte sich häufig um oder spähte in den Uferstreifen nach möglichen Gefahren. Sie trug einen Speiß, der genauso aussah, wie die der Avessanas aus dem Turm. Es war die Waffe die jede Wache zur Hand nahm, wenn sie in königlicher Mission das Schloss verließ.

Sachmat war verunsichert. Früh am Morgen, es war noch dämmerig gewesen, war die Prinzessin zu ihr gekommen und hatte ihr befohlen, sie zum Badegarten zu geleiten. Erstaunt hatte sie den Befehl der Prinzessin vernommen, einer zweiten Wache Bescheid zu geben. Sonst war sie stets alleine in der Lage gewesen, Bavonta in einem Garten, zu dem es nur einen Eingang gab, ausreichend zu schützen. Warum war die Prinzessin plötzlich so vor-

sichtig? So kannte sie sie gar nicht.

Die Avessana hatte sich der Anordnung Bavontas selbstverständlich gefügt und eine zweite Wache hinzugerufen. Doch machte sie sich schon seit den ersten Schritten aus dem Schloss hinaus große Sorgen. Wovor hatte die Prinzessin Furcht? Vor dieser Taraya? Immerhin hatte Bavonta für die harte Bestrafung der Kriegerin gesorgt. Was würde geschehen, wenn die verrückte Oberhexe auftauchen würde? Die halbe Nacht hatten die Avessanas noch wutentbrannt über den Überfall der Oberhexen auf ihre Volieren gesprochen und natürlich besonders ausführlich über die Tracht Prügel, die Gritta der Kriegerin verabreicht hatte. Sie waren voller Schadenfreude gewesen, aber trotzdem hatten sie ein Zittern in der Stimme gehabt, das von der Angst vor einer Rache zeugte. Die Oberhexen waren mächtig und stolz, wer hätte schon mit Gewissheit sagen können, dass diese hochmütige Kriegerin sich nicht für diese Demütigung revanchieren würde. Wachsam beobachtete die Wache jede Bewegung der Umgebung, einen Vogel in einem Strauch, ein kleines Tier, das durch das Gras huschte, den Wind im Rohr.

Nach einer kurzen Wanderung an einem schmalen, kurvenreichen Arm der Jakaaf entlang erreichten sie dann aber unbehelligt die Pforte des Badegartens. Erleichtert betrat Sachmat als Erste den Garten, gefolgt von der schweigsamen Prinzessin. Die zweite Wache blieb an der Pforte. Die beiden weißen Tücher, die der Prinzessin nach dem Bad zum Abtrocknen dienen sollten, legte die Wache auf einen großen, flachen Stein am Einstieg zum Teich, um dann eine Runde um das Wasser zu machen und Pflanzen und Wasser nach Gefahren abzusuchen. Eine zarte, graue Schlange, die sich am Ufer auf einem Stein in den ersten Sonnenstrahlen wärmte, scheuchte sie mit ihrem Speiß in die Bü-

sche. Schließlich erreichte sie wieder ihren Ausgangspunkt und warnte die Prinzessin, bevor sie den Garten verließ: „Da hinten“, sie zeigte auf den gegenüberliegenden Teil des Teichs, „sind die Wasserpflanzen besonders dicht gewachsen. Dort halten sich womöglich Schlangen verborgen. Ihr solltet Euch lieber hier vorn aufhalten. Wenn etwas nicht richtig ist, ruft nur, ich bleibe vor der Pforte.“

Bavonta begann demonstrativ die Bänder ihres Kleides zu lösen und die Wache beeilte sich den Garten zu verlassen und die Pforte hinter sich zu schließen. Die Prinzessin blickte sich um, rief leise Tarayas Namen, doch es war nichts zu hören oder zu sehen, nur zwei kleine orange Vögelchen, die in einen der flachen Sträucher um ein paar Beeren stritten. Die Prinzessin seufzte. Taraya hatte es ihr wohl doch allzu übel genommen, dass auch sie ihre Bestrafung verlangt hatte. Wahrscheinlich würde sie nicht mehr auftauchen. Gerade jetzt, wo sie dringend ihre Unterstützung brauchte. Ärgerlich löste sie das Band ihrer Kappe und warf sie auf die Steinplatte zu den Tüchern. Dann löste sie die restlichen Bänder ihres Mantels und warf ihn hinterher, um dann schließlich noch die Bänder der Schuhe zu lösen. Langsam stieg sie in das von der Nacht noch kalte Wasser, machte ein paar Schritte zur Mitte des Teichs, bis ihr das kalte Nass die Schultern bedeckte. Dann schloss sie die Augen und hüpfte ein wenig im Wasser auf und ab, um die Kälte zu verdrängen.

„Erschreckt nicht!“

Natürlich erschrak die Prinzessin und wirbelte herum, so schnell es der Wasserwiderstand zuließ. Tara stand zwischen all den Wasserpflanzen und grinste entschuldigend. „Guten Morgen meine hübsche Prinzessin. Ich hoffe, ich habe Euch nicht allzu sehr erschreckt.“

Bavonta hatte die Hände vor die Brüste geschlagen, obwohl sie unter der dunklen Wasseroberfläche eh kaum zu erahnen waren: „Taraya!“

Doch die Oberhexe hatte einen Finger auf den Mund gelegt, um die Prinzessin zu erinnern, dass sie zwar außer Sicht, aber nicht außer Hörweite der wachenden Avessanas waren. Bavonta drehte den Kopf zur Pforte um, aber alles blieb ruhig. Dann schimpfte sie mit gedämpfter Stimme: „Wie könnt Ihr es wagen? Ihr habt mir doch nicht etwa zugesehen, wie ich...“

Tara beruhigte sie: „Aber nein, wie hätte ich das wohl tun sollen mit dem Kopf unter Wasser und in dem grünen Gestrüpp?“ Sie hielt es für besser nicht zu erwähnen, dass sie nach den letzten Worten der Wache, dicht am Ufer, wo noch kein früher Sonnenstrahl hingelange, vorsichtig den Kopf aus dem Wasser genommen hatte. Gerade so weit hatte sie ihn unter dem großen Blatt einer Pflanze hervorgestreckt, dass sie hatte beobachten können, wie die Prinzessin die Kappe geworfen, und den Mantel hatte hinuntergleiten lassen. Auch als Bavonta schon nackt sich gebückt hatte, um die Schuhbänder zu lösen, wäre es ihr als aller Letztes in den Sinn gekommen wegzusehen.

Die Prinzessin schien ihr aber zu glauben und ließ das Thema ruhen. „Ich dachte schon, Ihr kämt nicht.“ Reuevoll senkte sie den Blick. „Wegen der Sache im Schloss, Ihr wisst schon.“

„Gut, dass Ihr es zur Sprache bringt. Was um alles in der Welt habt Ihr Euch dabei gedacht, mich von Eurer Mutter verprügeln zu lassen?“

Bavonta hatte die Wut in Tarayas leiser Stimme wohl gehört. „Es tut mir Leid. Aber Ihr könnt Euch doch heilen, nicht war?“

Die Oberhexe schüttelte verständnislos den Kopf. „Bavonta, tut nicht so unschuldig. Ihr wisst sehr wohl, wie demütigend das

war. Und Ihr wisst auch, dass ich Schmerzen empfinde, wie jeder andere.“

Die Prinzessin schwieg, aber der Blick aus ihren runden, blauen Augen war so zerknirscht und beschämt, dass Taras aufkommender Zorn schon wieder verflogen war, bevor sie zu Ende gesprochen hatte. Trotzdem erwartete sie eine Antwort. „Prinzessin, ich bin Euch nicht mehr böse, aber ich möchte eine Erklärung.“

„Ich wollte meine Mutter überzeugen, dass sie mich braucht.“

Tara war wenig überzeugt: „Und das fiel Euch ausgerechnet gestern ein und auf meine Kosten. Was erzählt Ihr mir da für einen Unsinn?“

Bavonta antwortete so leise, dass die Oberhexe einen Moment glaubte, nicht richtig verstanden zu haben. „Sie schickt mich fort. In eine andere Welt. Ich glaubte, wenn ich sie gegen Euch unterstütze, ließe sie mich vielleicht bleiben.“

Die Oberhexe war ehrlich erstaunt: „Warum sollt ihr fort? Ich habe Eure Mutter gekannt, als sie ein Kind war und deren Mutter, nie wurde eine Avessana fort geschickt.“

„Ihr wisst doch, dass unser Volk in drei Gruppen geteilt wurde, als das Böse unsere Welt zerstörte. Mutter sagt, es wäre Zeit, dass ich ein Kind bekäme, aber sie möchte, dass ich mir dafür eine Partnerin in einer anderen Welt suche, eine andere Prinzessin.“

„Dann sollt Ihr also nur für die Dauer in die andere Welt, bis ihr ein Kind erwartet? Nun meine Hübsche, das ist doch nicht so schlimm. Dann seht Ihr mal was anderes.“

Bavonta blickte traurig auf das Wasser, und schlug mit den flachen Händen darauf. „Bei einer Avessana kann es Jahre dauern, bis wir ein Kind zeugen oder empfangen können. Ihr wisst

doch, dass wir unsere,“ sie schlug die Augen schamhaft nieder, „Körper erst vereinen können, wenn unsere Seelen sich gefunden haben. Viele müssen jahrelang mit einem Partner leben, bis es so weit ist. Manche hoffen auch ganz vergebens. Wie lange kann es wohl dauern, wenn sich ein Paar noch nicht einmal allein zusammenfinden darf, vielleicht noch nicht einmal Sympathie füreinander empfindet.“

Tara grummelte: „Das klingt nicht so, als hätte eure Mutter das gut durchdacht.“ Sie ging auf die Prinzessin zu und nahm sie in den Arm. „Ach meine Hübsche“, flüsterte sie ihr ins Ohr, „das tut mir ehrlich Leid. Aber da werden alle Hexenkräfte nichts nützen. Wenn Ihr Eure Mutter nicht überzeugen könnt, werdet Ihr Euch fügen müssen.“ Sie spürte Bavontas frostigen Rücken. „Ihr seid eiskalt, geht besser aus dem Wasser.“

Die Prinzessin ignorierte den wohlgemeinten Rat. Sie spürte eine tiefe Enttäuschung darüber, dass die, der ihr Herz gehörte, offensichtlich kein Problem mit der Vorstellung hatte, dass sie sich mit einer anderen einlassen müsste. Sie schien nicht ansatzweise eifersüchtig zu sein. Aber wäre Eifersucht nicht das nötige Gefühl, wenn man sich vorstellte, dass die Liebste in den Armen einer anderen lag? „Vielleicht könnte ich ja bei Euch leben.“

Tara fand diese Idee so absurd, dass sie über die kindliche Bittte lächeln musste: „Ihr wisst, dass das nicht geht. Eure Mutter würde mich der Entführung anklagen und die Boga veranlassen, mich oder sogar alle Schwestern fort zu schicken und dafür zu sorgen, dass wir nie wieder einen Fuß in diese Welt setzen dürfen.“

„Aber ich würde zu Euch halten, würde ihr sagen, dass es mein freier Wille war.“

„Eure Mutter würde behaupten, ich hätte Euch verhext. Seht

es ein, ich kann Euch nicht helfen.“

„Aber die Boga würden uns glauben, nicht meiner Mutter.“

„Es würde keine Rolle spielen. Die Boga wären sicherlich froh, wenn wir ihre Welt endlich verließen und sie ihre Ruhe wieder hätten.“

Bavonta machte einen Schritt rückwärts und zeigte im flacheren Wasser unbeabsichtigt ihre Brüste. „Aber Ihr und Eure Schwestern wollen doch schon lange in die Menschenwelt, das habt ihr mir selber erzählt. Warum tut Ihr so, als wäre es unmöglich, als wäre es etwas Furchtbares.“

„Bavonta, ich würde sofort in die Menschenwelt gehen, aber ich habe zwölf Schwestern. Und wenigstens fünf davon, wollen das auf keinen Fall, außer ein Zeichen Cratagayas zwänge sie. Außerdem: meine kleine Schwester Saskia ist noch keine richtige Oberhexe. Das Böse ist stark zwischen den Menschen. Sie wäre in ständiger Gefahr. Ihr seht, es ist einfach noch nicht die richtige Zeit.“

Die Prinzessin dachte nicht daran, sich einsichtig zu zeigen und sich in ihr Schicksal zu fügen. „An Eure Schwestern denkt Ihr, und ich? Was ist mit mir? Ist es Euch gleichgültig, dass ich fortgeschickt werde, dass ich meine Heimat verlassen muss, dass wir uns jahrelang nicht sehen werden? Dass ich mich mit einer anderen verbinden soll.“

„Ich würde Euch in einer anderen Welt auch besuchen können.“ Tara sprach mit hoffnungsvoller Stimme: „Ich könnte Euch dort vielleicht öfter treffen als hier. In einer anderen Welt würdet Ihr Euch vielleicht freier bewegen können, ohne die Begleitung einer Wache, sobald Ihr das Schloss verlasst.“

Bavonta glaubte nicht an die Zuversicht der Oberhexe. „Redet nicht wie mit einem Kind zu mir, das es zu besänftigen gilt. Das

sagt Ihr nur, um mich zu beruhigen. Ihr hättet mich so schnell vergessen, wie der Fluss eine Welle. Hier haben wir immer Wege gefunden uns zu treffen.“

„Das war, bevor Eure Mutter entschied, Euch wie eine Gefangene zu halten. Die Königin, scheint mir, sperrt gerne ein, was sie liebt.“

Die Prinzessin erzitterte unter einem Kälteschauer. „Dreht Euch um!“ Tara folgte ihrem Befehl und Bavonta watete zum flachen Ufer. Sie war sich sicher, dass die Oberhexe nicht heimlich schmulen würde. Täte sie es doch, könnte das aber vielleicht zu einem Umschwenken Ihrer Einstellung führen. Fast wünschte sie, ihre körperlichen Reize könnten die Geliebte so betören, dass sie alle Unannehmlichkeiten und Risiken in Kauf nähme. Aber schon als sie ans Ufer kam, erkannte sie die naive Romantik, die diesem Wunsch zu Grunde lag.

Während sie sich abtrocknete und bekleidete, überschlugen sich ihre Gedanken. Und die Idee, die sie schon seit einigen Tagen mit sich trug, wurde immer realer. Taraya hatte Recht, noch ein einziges Fehlverhalten von den Oberhexen und speziell von ihrer rebellischen Kriegerin, hätten ihre Mutter veranlasst, die Boga zu informieren und darauf zu bestehen, die bösen Hexenweiber für immer zu verbannen. Und ebenso wahrscheinlich wäre es, dass die Boga die Oberhexen oder wenigstens Taraya der Bogawelt verweisen würden, um nur endlich wieder Frieden zu schaffen. Aber warum sollte das so schrecklich sein? Taraya hatte ihr von der Menschenwelt erzählt, eine sonderbare, aber sicherlich auch schöne Welt. Sie stellten allerhand Dinge, die sie für ihr Leben benötigten, aus Metall und Kunststoff her. Bavonta hatte keine Vorstellung, was das für Materialien waren, aber es klang interessant. Alles, was die Oberhexe berichtet hatte, er-

schien ihr spannend, machte sie neugierig auf diese Wesen. Eine neue Welt, in der sie wohl viel angenehmer leben könnte, jedenfalls mit Taraya an ihrer Seite.

Als sie sich fertig bekleidet die Schuhe band, sah sie, dass Taraya noch immer mit dem Rücken zu ihr im Wasser stand. Halblaut, um die Wache nicht aufmerksam zu machen, fragte sie: „Würdet Ihr mich mitnehmen in die Menschenwelt?“

Die Oberhexe überlegte einen Moment, ohne sich umzudrehen. Wie kam die Prinzessin auf so eine Idee? Weder hatten die Schwestern vor, diese Welt in nächster Zeit zu verlassen, noch hätte Bavonta die Möglichkeit dazu. Was sollte diese Frage? Sollte sie ihr nur zusichern, zu ihr zu halten, ihr beizustehen? Vielleicht war es nur die Bitte um einen Liebesbeweis. Sie konnte nachvollziehen, dass im Gegensatz zu ihr selbst, für Bavonta einige Jahre als eine unerträglich lange Spanne erschienen. Wie lang eine Zeit sich dehnte, war auch von der Lebenszeit abhängig. Sie sollte sie beruhigen und ihr Hoffnung schenken, der Prinzessin ihrer Liebe und Treue versichern: „Natürlich würde ich das, Bavonta. Ich würde Euch nicht verlassen oder vergessen. Aber es wird noch Jahre dauern, bis die Schwestern sich eine neue Heimat in der Menschenwelt suchen. Bis dahin seid Ihr von Eurer Reise zurück, seid Mutter und Königin. Dann könntet Ihr eine andere Politik einführen, ohne unbegründete Ängste. Es könnte eine Freundschaft entstehen zwischen euch und uns. Vielleicht blieben wir dann auch einfach hier.“

## Kränkungen

Die glücklichere Zeit einer Versöhnung war der Prinzessin viel zu weit entfernt. Und in dieser kleinen Welt bis an ihr Lebensende zu verharren, war eine erschreckende Vorstellung. Sie wollte diese Reise nicht antreten, wie Taraya sie so beschwichtigend genannt hatte. Nicht einmal daran denken wollte sie. Alles wäre fremd und sie ganz allein.

Die Prinzessin, die ihre Mutter mit Hilfe der Boga ausgewählt hatte, würde ihr vielleicht überhaupt nicht gefallen. Womöglich war diese Avessana eine ängstliche Langweilerin, als was sie fast alle Avessanas empfand. Schlimm genug, dass ihre Mutter es geschafft hatte, die Boga für ihre Pläne einzuspannen, sonst wäre es zu diesem Dilemma gar nicht gekommen. Die Avessanas konnten die Tore nur in Begleitung magischer Wesen nutzen, aber selbst das trauten sie sich nicht, aus Angst verloren zu gehen. Ohne die Mithilfe der Boga wären die Pläne der Königin also zweifellos gescheitert. Die Boga waren allein in die Welten gereist, in der die zwei anderen Völker der Avessanas lebten und hatten sie der Königin dann ausführlich beschrieben. Gritta hatte sich dann für die Avessanas entschieden, die sich ihrem eigenen Volk am ähnlichsten entwickelt zu haben schienen. Mit weiterer Unterstützung ihrer Helfer hatte sie die ausgewählte Prinzessin schließlich kontaktiert. Nun war es eine beschlossene Sache und Bavonta hatte die Hoffnung aufgegeben, ihre Mutter umstimmen zu können. Denn selbst ihr demonstrativer Einsatz *gegen* Taraya, der ihrer Mutter alle Zweifel an der schwärmerischen Liebelei für diese Oberhexe hatte nehmen sollen, hatten Gritta nicht von der Idee abbringen können, ihre Tochter in einer anderen, sichereren Welt unterbringen zu müssen.

Aber, und das schwor sie sich gerade in dem Moment, als sie nun wieder vollständig bekleidet zur Pforte schlich, so einfach würde sie es ihnen nicht machen, nicht ihrer herzlosen Mutter, nicht den Boga, die ihr in den Rücken gefallen waren und nicht dieser fremden Prinzessin, die ja offensichtlich überhaupt keine Gegenwehr zeigte. Es kam jetzt nur auf Taraya an. Sie hoffte inständig, dass diese sie nicht enttäuschen würde. Sie war die Einzige, die sich wirklich ihres Glückes annehmen würde, auch wenn sie sie dazu zwingen müsste.

Die Hand schon an der Pforte begann Bavonta zu schreien und fast gleichzeitig öffnete sie das hölzerne Tor.

Weder die Oberhexe noch die Wachen rechneten mit dem schrillen Konzert der Prinzessin. Alle drehten sich erschrocken herum, starrten erst verwirrt auf die Schreiende und sich dann fassungslos gegenseitig an. Aus unterschiedlichen Gründen: Tara konnte nicht begreifen, warum Bavonta sie in diese auswegslose Lage gebracht hatte und den Wachen dämmerte langsam, dass sie jetzt ein Problem in Form einer Oberhexe hatten, bei der es sich zu allem Überfluss auch noch um diese furchtbare Kriegerin handelte, die sich ins Schloss eingeschlichen hatte.

Noch ehe die Avessanas sich über ihr weiteres Vorgehen aber auch nur einen einzigen klaren Gedanken hatten machen können, entschied die Oberhexe, dass es das Beste wäre, nun doch ihre Kräfte einzusetzen. Das mochte der einzige Weg sein, noch etwas zu retten.

Die Wachen glitten bewusstlos zu Boden. Erschrocken verstummte die Prinzessin und stotterte: „Ihr... Ihr habt gehext.“

„Lieber sollen die Boga mich an Eure Mutter verraten, als dass Eure Wachen Ihr erzählen, ich sei hier in Eurem Bad aufgetaucht.“ Wütend stapfte die Oberhexe an Land und baute sich vor

der Prinzessin auf. „Ihr seid wohl von allen guten Geistern verlassen.“

Die Prinzessin drückte sich ängstlich gegen die Mauer. So hatte sie ihre Taraya noch nicht erlebt. Die Oberhexe kochte vor Wut. Da war aber auch nicht mehr die geringste Zärtlichkeit und Sanftheit in ihren Augen zu entdecken. Noch vor ein paar Sekunden, hätte sie schwören können, dass Taraya Verständnis hätte, dass sie sich in die Menschenwelt hätte schicken lassen und sie mitgenommen hätte. Nicht völlig aber doch sehr sicher war sie sich gewesen.

Die Oberhexe packte Bavonta hart an den Schultern und schüttelte sie im Rhythmus ihrer fassungslos ausgespienen Worte: „Warum verratet Ihr mich? Was bezweckt Ihr damit? Sprecht endlich! Erklärt Euch!“

Unfähig zu antworten, stiegen Tränen in die Augen der Prinzessin. Sie fühlte, wie sich ihre Blase entleerte und gleichzeitig das Wasser aus ihren Augen hervorquoll und über ihr Gesicht rann.

Tara brüllte weiter: „Und Ihr habt es geplant, nicht? Sagtet Ihr nicht, Ihr kämt mit *einer* Wache? Wenn wir wegen Euch diese Welt verlassen müssen, wagt es nur nicht, mir noch ein einziges Mal unter die Augen zu treten. Ihr bildet Euch doch nicht ein, dass ich eine skrupellose, treulose Verräterin wie Euch mitnehme. Mein Versprechen ist aufgehoben! Könnt Ihr denn nur an Euch selbst denken?“

Das erste Mal spürte die Oberhexe kein Mitleid beim Anblick eines tränennassen Gesichtes. Mit einem unsanften Stoß gegen die Mauer ließen ihre Hände von der Prinzessin ab. Sie musste nachdenken, wie sie den Schaden begrenzen könnte. Bavonta hatte aufgeschluchzt, als ihr Rücken hart gegen den Stein traf und

ließ sich nun an der Wand hinunter rutschen bis in die Hocke. Dann verbarg sie das Gesicht in den Händen vor Schreck und Scham und weinte ohne Unterlass.

Tara suchte nach einem Ausweg. Wenn sie die Erinnerung der Wache löschen würde, könnte sie sicher sein, dass die Avessanas bei Befragung durch ihrer Königin zumindest nicht aussagen könnten, die Oberhexe in einem der intimsten Bereiche der Prinzessin erwischt zu haben. Aber würde Bavonta da mitspielen? Sollte sie ihr ebenfalls einen Teil ihrer Erinnerung stehlen, was kaum noch möglich war, ohne einen Schaden hervorzurufen. Ihr Gehirn hatte die erlebte Situation sicherlich schon mit allerhand Emotionen verknüpft und sortiert. So exakt könnte Tara die Erinnerung an die letzten Minuten nicht mehr löschen.

Selbst wenn sie es täte, hieße das nicht, dass die Königin nicht davon erführe, dass eine Oberhexe am Fluss und in der Nähe ihrer Tochter gewesen ist. Außer Gritta wüsste gar nichts von dem Badeausflug der Tochter..., aber das war unwahrscheinlich. Der Ärger war nicht mehr abzuwenden, egal was sie tat. Es gab nur eine Lösung: Sie musste Bavonta dazu bringen, eine harmlosere Geschichte zu erzählen, dann könnte sie Gritta, sofern sie der Tochter glauben würde, eventuell beschwichtigen.

Kurz entschlossen trat die Oberhexe zur am Boden liegenden Wache, legte die Hände auf ihre Stirnen und löschte den kurzen Anblick der Oberhexe im Badeteich aus ihren Gedächtnissen. Dann wendete sie sich der Prinzessin zu. Bavonta hockte noch unter unvermindertem Geheule am Boden.

Tara kniete sich vor sie und bemerkte die kleine Pfütze unter Bavontas Mantelsaum. Was sie normalerweise berührt hätte, empfand sie in diesem Moment aber nur als gerechte Strafe. Trotzdem bemühte sie sich, ihre Stimme etwas ruhiger klingen

zu lassen, was nur schwer zu erreichen war. „Nehmt die Hände von Euren Augen, wir müssen reden!“

Bei dem Gedanken, in die vor Wut glänzenden Augen Tarayas blicken zu müssen, drückte die Prinzessin die Hände nur noch stärker vor ihr Gesicht. Aber die Finger der Oberhexe krallten sich wie Haken um ihre Hände und zogen sie einfach weg. Entsetzt kniff die Prinzessin die Augen zusammen.

Beim Anblick der völlig verängstigten, zusammengesunkenen Prinzessin spürte die Oberhexe nun doch, wie das Mitgefühl ihren Zorn abschwächte. „Bavonta, seht mich an!“ Die Prinzessin reagierte nicht und noch immer, oder schon wieder, liefen Tränen unter ihren Lidern hervor. „Na schön, dann hört mir wenigstens zu! Ihr habt etwas furchtbar Dummes getan. Jetzt könnt Ihr versuchen, den Schaden, den Ihr angerichtet habt zu begrenzen. Hört Ihr?“

Dank Taras mittlerweile ruhigerem Ton, traute sich Bavonta zu blinzeln. Erleichtert stellte sie fest, dass dieser schrecklich kalte Glanz aus den Augen der Oberhexe verschwunden war und ihre Gesichtszüge sich entspannt hatten. Andererseits spürte sie, dass ihr eigenes Gesicht nass und verklebt war, ihre Nase lief, und dass von ihrem Mund Speichel über das Kinn rann. So kam zu ihrem ganzen Elend auch noch die peinliche Scham, von der Frau, die sie sonst mit Begehren und Bewunderung betrachtet hatte, in so einem jämmerlichen Zustand gesehen zu werden.

Tara reichte der Prinzessin eines der Abtrockentücher. Nachdem Bavonta ihr Gesicht abgewischt und sich die Nase geschnäuzt hatte, sprach die Oberhexe weiter. „Ihr werdet Eurer Mutter auf keinen Fall erzählen, dass ich in Eurem Badegarten war. Hört Ihr?“ Bavonta nickte schwach. „Am besten wird es sein: Ihr werdet behaupten, überhaupt nichts gesehen zu haben.“

Dann könnte ich vielleicht noch eine Geschichte erfinden, mit der ich den verbotenen Einsatz meiner Kräfte erklären kann. Keine Ahnung, ob sie mir glaubt, dass ich ganz zufällig gerade in der Nähe gehext habe, wo Ihr zum Baden ward, aber es ist wohl meine einzige Chance.“ Bavonta nickte wieder. Die Oberhexe legte ihre Hand auf Bavontas Wange. „Ich wurde schon häufig betrogen, mein Vertrauen schon häufig missbraucht, aber... Ich kann kaum sagen, wie schmerzhaft Euer Verrat mich trifft. Es bleibt jetzt nichts, als eure Wiedergutmachung zu fordern.“

Die Oberhexe erhob sich. „Beruhigt Euch und bemüht Euch, Eure Fassung wiederzuerlangen. Ihr solltet möglichst gelassen wirken, wenn Eure Wachen wieder zu sich kommen. Wegen Eurer geröteten Augen könnt ihr die Kälte im Wasser vorschieben. Sie werden von nichts wissen, aber sich wundern, warum sie am Boden liegen. Ihr solltet Euch eine gute Erklärung überlegen.“ Nach diesen Worten verließ die Oberhexe den Garten und lief am Fluss entlang in Richtung des Waldes der Afflas.

Christine hatte sich nachdem die Oberhexe verschwunden war, auf ihr geliebtes Sofa gesetzt, die Beine unter sich gezogen, sich ganz klein in eine Lehnenecke gedrückt und ungefähr eine halbe Stunde so verharret. Sie hatte geweint, die Situation und Anweisung Taras überdacht, wieder geweint und sich von ihrer Wohnung verabschiedet.

Als sie nun versuchte aufzustehen, merkte sie, dass ihre Beine eingeschlafen waren. Sie fühlte sich steif, besonders ihr Nacken. Nachdem sie die Beine vom Sofa einige Male hin und her baumeln lassen, bis das normale Gefühl zurückgekehrt war, fielen ihr die ersten Schritte schwer.

Frederike hatte ihre Sachen aus dem Schlafzimmer geholt, je-

den Blick auf den Computertisch vermeidend, über dem vor kurzem noch der tote, nackte Mann gelegen war. Es war so ganz anders abgelaufen. Nicht wie in all den Hollywood-Produktionen. Das Blut war in zwei Stößen rot aus der Wunde gequollen, er war nicht explodiert, nicht zu Staub zerfallen. Es war so grauenhaft und erschreckend gewesen, weil der Tod so schlicht und menschlich daher gekommen war.

Sie hatte die wenigen Sachen in ihren Rucksack gestopft und wartete nun in der Küche auf Christine. Am liebsten wäre sie wieder ihrer Wege gegangen, aber das hätte ihr die Oberhexe sicherlich übel genommen. Sehr gerne hätte sie diese Wohnung sofort verlassen, wäre schnellstens davon gelaufen vor diesen grässlichen Geschehnissen und ihrer Schuld. Aber sie hatte nicht den Mut, Christine anzutreiben, zu sehr plagte sie das schlechte Gewissen.

Schließlich hatte Christine zwei Koffer und eine Tasche geholt und alles eingepackt, was ihr wichtig erschien und hineinpasste. Von all den Dingen, die sie nicht mitnehmen konnte, hatte sie sich seufzend verabschiedet. Frederike würdigte sie dabei weder eines Blickes noch eines Wortes. Erst als sie fertig gepackt hatte, ihre Lieblingsjacke angezogen und sich eine weitere über den Arm gehängt hatte, kommandierte sie in Richtung der offenen Küchentür: „Na los, wir gehen!“

Die Autofahrt verlief schweigend. Frederike hätte gerne gefragt, wo die Reise wohl hinginge, aber sie schwieg, aus Angst Christine würde die Gelegenheit nutzen ihr Vorwürfe zu machen. So beobachtete sie aufmerksam das Navigationsgerät und die Hinweisschilder auf der Autobahn, auf die die Hexe bei Goslar aufgefahren war. Sie waren nördlich gefahren, dann östlich in Richtung Berlin. Frederike freute sich insgeheim. Vielleicht soll-

te ihre Reise dort enden, in ihrer alten Heimatstadt. Doch in Brandenburg noch vor der Hauptstadt, wechselte Christine auf die A10, fuhr westlich an Berlin vorbei und Richtung Rostock. Frederike überlegte: an der Ostsee würde es ihr sicherlich auch gefallen, auch wenn sie nicht schwimmen konnte, das ließe sich ja lernen.

Sie überquerten die Landesgrenze nach Mecklenburg Vorpommern und verließen die Autobahn noch weit vor Rostock bei Malchow. Nun ging es auf der 192 über Wasser und an Wasser vorbei. Die Seen und Flösschen spiegelten in der Dunkelheit den klaren Sternenhimmel inklusive Mond und schmückten die flache, nächtliche Landschaft wie glitzernde Applikationen und eingewebte Bänder ein raues, schwarzes Tuch. Es ging weiter durch die Mecklenburgische Seenplatte bis zur Abfahrt Neukloster und schließlich nach etwa 17km erreichten sie den Zielort Schlemmin. Es war bereits tiefe Nacht, als Christine den Wagen dem Schild „Parkhotel Schloss Schlemmin“ folgend auf einen Hotelparkplatz lenkte.

Immer noch wortlos holte die Hexe ihre Tasche aus dem Kofferraum und schritt dann gefolgt von Frederike zum Hoteleingang. Frederike war einen Moment überwältigt von dem weißen Schloss, mit dem dicken, runden Turm an der Seite. Hier wollte Christine übernachten? Ein Zimmer würde sicherlich ein Vermögen kosten.

Sie klingelten. Tatsächlich wurde ihnen nach ein paar Minuten geöffnet und der übermüdet wirkender Mann reichte ihnen, nachdem Christine ihre Unterschrift geleistet hatte, an der Rezeption die Schlüssel für ihre Zimmer nebst einer knappen Wegbeschreibung. Kurz darauf kamen sie vor den beiden nebeneinander liegenden Türen an. „Gute Nacht“, wünschte Frederike leise, aber

eine Erwiderung blieb aus.

Wenig später lagen die beiden Frauen in ihren Betten. Doch obwohl sie müde waren von dem langen Tag und den Geschehnissen, fanden sie schwer in den Schlaf.

Christine spürte noch immer dieselbe Verzweiflung und Wut in sich, die sich kurz nach Taras Aufbruch ihrer bemächtigt hatte. Innerlich hatte sie seitdem hundert Flüche ausgesprochen, die mehrheitlich der dummen Unvorsicht der jungen Hexe gegolten hatten. Nur kurz war ihr Zorn unterbrochen worden, von überwältigender Trauer um ihr bisheriges Leben. Während der langen Autofahrt hatte sie dann auch genügend Zeit gefunden sich zusätzlich über Taras Verhalten zu ärgern. Nicht nur das die Oberhexe das alles von ihr verlangt hatte ohne das geringste Zeichen von Mitgefühl, sie hatte sie auch noch allein gelassen mit diesem hilflosen Schmerz, der sie schier wahnsinnig machte. Allein gelassen ohne ein Wort des Zuspruchs, des Trostes. Sie fühlte soviel für diese Frau, hatte so sehr auf ihre Freundschaft gezählt. Nun hatte Tara sie einfach im Stich gelassen. Andererseits wusste sie jetzt, woran sie mit der Oberhexe war. Sie würde akzeptieren müssen, dass die Frau, die sie wie eine Schwester liebte, sie nur als eine von vielen Zirkelhexen betrachtete. In der Stille des fremden Zimmers und mit vor Müdigkeit tränenden Augen, die ins Dunkel starrten, wog diese Enttäuschung plötzlich viel mehr als die Wut über die Dummheit der jungen Hexe.

Auch Frederike konnte keinen Schlaf finden und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Sie machte sich noch immer schreckliche Vorwürfe. Immer wieder dachte sie, dass das Schreckliche nicht passiert wäre, wenn sie doch nur auf ihre Zweifel gehört hätte. Hundert Mal fragte sie sich, warum sie die Ahnung ignoriert hatte. Schon beim ersten Treffen mit dem Hund

im Café hätte sie es wissen müssen. Beschämt antwortete sie sich flüsternd selbst, dass sie wohl wirklich so ein gutgläubiges, naives Ding sei, wie es jeder behauptete. Nicht nur Tara und Christine hatten das gesagt, sondern auch Wolf und andere Freunde und Bekannte. Sie hatte es satt, dass sie ewig alle beschützen wollten und niemand sie ernst nahm.

Sie schwor sich, dass ihr so etwas nie wieder passieren würde. In Zukunft wäre sie misstrauischer und vorsichtiger. Sie mochte gar nicht daran denken, was geschehen wäre, wenn Tara nicht gekommen wäre. Sicherlich wären Christine und sie nicht mehr am Leben und all die Zirkelhexen befänden sich in großer Gefahr. Und sie trüge die Verantwortung dafür. Sie allein. Und das war das Schlimmste. Sie war wieder allein. Tara war mit Recht wütend wegen ihrer Unvorsichtigkeit und Christine gab ihr die Schuld daran, ihr ganzes Leben zerstört zu haben. Denn jemand wie Christine konnte eben nicht, so wie sie selbst, irgendwo leben, irgendwo arbeiten, irgendwo Freunde finden. Die Hexe war nicht nett zu ihr gewesen, aber sie tat ihr jetzt leid. Die Angst vor Christines Reaktion hatte sie heute schweigen lassen, aber morgen würde sie mit ihr sprechen, würde sich entschuldigen. Vielleicht könnte sie dann einen Teil der Last verlieren, die sie so schwer einschlafen ließ.

Tara hatte es nicht eilig gehabt, nach Hause zu kommen. Sie hatte verschiedene Ausreden für die unerlaubte Hexerei auf ihre Glaubhaftigkeit geprüft. Als sie schließlich bei ihrer Hütte eintraf, hatte sie mehrere Varianten im Kopf, auch wenn keine zu ihrer vollsten Zufriedenheit ausfiel, klammerte sie sich an den Gedanken, dass sie sich auch jetzt würde herausreden können.

Als sie eintrat, waren bereits zwei Boga anwesend, Ripitti und

eine ihr unbekannte mit giftgrünem Haar. Tississi raste rührend um ihren Kochtopf, dass ihre Schemen verwischten wie eine Nebelschwade. Saskia saß mit hängendem Kopf am Tisch, vor ihr eine unberührte Schale Bulitbrei.

Taras Erscheinen ließ Tississi mal wieder so hart bremsen, dass der Kochlöffel laut gegen die Topfwand schlug und Saskia schnellte von ihrem Platz hoch, stürmte zur großen Schwester und schlang ihre Arme um ihre Taille. Aufgeregt japste sie: „Musst du fort? Die Boga sagen, du hast gehext. Die sagen, du warst im Bad von dieser doofen Prinzessin. Sie wollen dich wegschicken. Du lässt dich nicht wegschicken, oder?“ Mit einer Träne und einem heiseren: „Du gehst doch nicht, nicht?“ schloss sie.

Tara streichelte ihr über das Haar. „Krempel dir nicht schon die Hosenbeine hoch, bevor der Bach in Sicht ist. Die Boga werden mich doch wohl erst anhören, bevor sie eine Entscheidung treffen.“ Sie blickte fragend die beiden Besucher an.

Ripitti antwortete: „Dwitti Gritta gemeldet. Gemeldet. Du hext. Am Fluss. Gritta wütend. Sehr wütend. Bavonta sah hexen. Hexen. Vor Bavonta.“ Ripitti schüttelte energisch und so schnell den Kopf, dass die Konturen sich auflösten, als könnte sie soviel Dummheit nicht fassen.

Tara kniff die Lippen zusammen. Bavonta hatte sie also wirklich verraten. Bis zu diesem Augenblick hatte sie nicht glauben können, dass die Prinzessin sie bewusst in größte Schwierigkeiten bringen würde. Sie hätte nur sagen müssen, dass sie nichts gesehen hätte. Es wäre ganz einfach gewesen, alles andere hätte sie dann schon irgendwie geregelt. Aber offensichtlich war Bavontas Aussage eindeutig gegen sie ausgefallen. Ihre zurechtgelegten Ausreden konnte sie folglich vergessen. Sie verkniff sich also jede Rechtfertigung und überließ weiter Ripitti das Wort.

„Du hast Versammlung. Jetzt Versammlung. Im Schloss. Gritta wütend. Sehr wütend. Dwitti auch verärgert. Sie wird strafen. Dich Strafen. Vielleicht du gehst. Fortgehen.“

Tississi kam auf Tara zugefegt und trommelte mit ihren Fäusten auf die Oberhexe ein. „Du dumm. Sehr dumm. Nicht denken an Freundin. Nicht denken an Schwester. Nicht denken!“

Tara ließ die Schläge schuld bewusst über sich ergehen, bis Ripitti die aufgebrachte Boga wegzog. „Wir gehen. Jetzt gehen. Mit Mädchen.“

Tara wandte sich bereits zur Tür, als Ripitti hinzufügte: „Fortlösen. Dwitti sagt fortlösen. Vor Schloss.“

Erstaunt schaute die Oberhexe die Boga an. „Ach, plötzlich soll ich hexen? Gritta geht es wohl sonst nicht schnell genug mich loszuwerden. Aber ich muss euch enttäuschen, Saskia kann sich noch nicht fortlösen.“

„Dann Mädchen auf Campon. Campon.“

Ripittis Anordnung war klar, aber Tara schüttelte den Kopf. „Saskia kann auch noch kein Campon reiten.“

Ripitti lief hektische Kreise: „Muss mit. Dwitti will Mädchen.“ Schließlich hielt sie an und kommandierte der Grünhaarigen: „Du reiten Campon. Mit Mädchen. Tarayas Campon. Mit Mädchen.“

Die angesprochene Boga zog Saskia von der großen Schwester weg und vor die Hütte, während Ripitti den Arm der Oberhexe ergriff und befahl: „Fortlösen. Fortlösen!“

Die Morgensonne schien warm auf den Vorplatz des Schlosses. Sechs Avessanas bildeten das unfreundliche Empfangskomitee, drei von ihnen mit Speeren bewaffnet, die sie gegen die Oberhexe richteten.

Tara lächelte resigniert: „Hört doch mit diesem Quatsch auf! Wenn ich mich wehren wollte, was glaubt ihr, könntet ihr mit den Dingen gegen mich ausrichten?“

Aber die Avessanas befolgten die Anweisung ihrer Königin. Die hatte den Befehl zur Bewaffnung natürlich nur ausgesprochen, um den Boga zu demonstrieren, für wie gefährlich sie diese Oberhexe hielt.

Getreu Grittas Anordnung begleiteten die Avessanas die Oberhexe dann auch wie eine Gefangene zum Versammlungssaal, der bereits von den Schwestern und einigen Boga gefüllt war. Am Ende des Raumes standen Gritta und Dwitti, deren Gesicht darauf hinwies, dass sie das Lamentieren der Königin jetzt schon einige Zeit über sich hatte ergehen lassen müssen und langsam die Geduld verlor. Bavonta saß auf einem Kissen neben ihrer Mutter und starrte auf den Boden.

Die Speere der Avessanas richteten sich weiter auf Tara, als sie durch den Raum gingen. Die Oberhexe blickte dabei in die sorgenvollen Gesichter ihrer Schwestern und das bestätigte ihre Annahme, dass sie nichts mehr zu einem besseren Verlauf der Versammlung beisteuern konnte. Tatsächlich sah es so aus, als sei das Urteil bereits gefällt worden. Doch eine Schwester fehlte. Mago war nicht anwesend. Während Tara noch überlegte, was das bedeuten könnte, kamen sie und ihre Wachen vor Gritta und Dwitti an. Die Angeklagte ließ sich auf eines ihrer Knie sinken.

Gritta stemmte die Hände über ihre Hüften. „Jetzt ist es endgültig vorbei!“ Ihr Blick war voller Abscheu, als sie ihre Worte ausspuckte. „Ihr habt es zu weit getrieben. Ich habe den Boga berichtet, wie Ihr mit Eurer kleinen Schwester hier eingedrungen seid. Wie Ihr die Vögel habt fliegen lassen. Und jetzt... Jetzt greift Ihr auch noch meine Tochter im Bad an. Das ist die Höhe!

Auch Dwitti sieht jetzt ein, dass Ihr unberechenbar und gefährlich seid. Dieses Mal werdet Ihr nicht mit einem blauen Auge davonkommen.“

„Blaues Auge?“ Die Augen der Oberhexe blitzten auf. „Gebrochene Nase, gerissene Milz, Schläge ins Gesicht, in den Leib, Risse und Wunden am ganzen Körper. Ich nehme an, dass Ihr auch darüber gesprochen habt?“

Dwitti blickte Gritta mit ihren farblosen Augen und hochgezogenen, haarlosen Brauen an. „Ihr habt bestraft? Taraya bestraft für Eindringen ins Schloss? Bestraft?“

Noch bevor die Königin etwas erwidern konnte, setzte Tara erneut an: „Was heißt hier eindringen? Gritta wusste, dass ich im Schloss bin. Sie hat es mir nicht untersagt. Außerdem war Ültja ständig bei mir.“

Dwitti hatte der Oberhexe zugehört und blickte nun wieder die Königin an „Ihr habt erlaubt? Taraya war nicht verboten? Durfte ins Schloss? Durfte?“

Gritta holte Luft. „Was sollte ich denn tun? Das kleine Mädchen hatte sich im Schloss versteckt. Ohne Erlaubnis. Ich musste dieser Oberhexe gestatten, die Kleine zu suchen, damit sie ihre Hexenbrut wieder mitnehmen konnte.“

In der Stille erklangen Schritte am anderen Ende des Saals. Gritta und Dwitti blickten wie auf ein stilles Kommando zur Tür. Tara musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, dass Mago erschienen war. Die Schwester schritt durch den Raum, blieb neben der Knienden stehen und verzichtete erstaunlicherweise selbst auf die angemessene Begrüßung der Königin. Ihre übliche diplomatische Ader hatte sie offensichtlich zu Hause gelassen. Tara verstand die Welt nicht mehr, als sie die ärgerliche Stimme der Ratsschwester hörte.

„Es reicht jetzt!“ Mago blickte ausgesprochen mürrisch drein. „Die Oberhexen haben keine Lust mehr, sich von einer dummen, intoleranten Avessana-Königin und ihrem Haufen alberner, ängstlicher Vögel tyrannisieren zu lassen. Unsere Geduld ist erschöpft.“

Die ungewohnt resoluten Worte der Schwester ließen die Oberhexen erstaunte Blicke austauschen. Auch die Königin und Dwitti waren überrascht. Selbst Bavonta hob zum ersten Mal den Kopf. Nach einer kurzen Pause fragte Dwitti nach: „Was soll heißen? Was will Magoya? Magoya?“

„Wir werden die Bogawelt verlassen. Alle! Unser Schutz über dieser Welt wird aufgelöst und wir gehen in unsere alte Heimat zurück. In die Menschenwelt.“

Gritta lachte ein Mal höhnisch auf. „Glaubt Ihr, weil Ihr uns droht, den Schutz gegen das Böse von dieser Welt zu nehmen, gebe ich klein bei? Da irrt Ihr Euch. Auch die Boga können uns schützen. Außerdem hat es seit vielen Jahren keine Bedrohung durch das Böse mehr gegeben.“

„Warum wohl? Aber das interessiert uns nicht mehr. In einigen Tagen werden wir fort sein.“ Mago gab Tara einen Klaps auf die Schulter. „Steh endlich auf!“

Die Kriegerin erhob sich und wusste nicht recht, was sie von dem forschenden Auftritt und dem überraschenden Beschluss der Ratsschwester halten sollte.

Dwitti trabte vor Anspannung einige Male auf der Stelle. „Du musst nicht gehen. Du nicht. Schwestern nicht. Taraya. Nur Taraya. Dann Ruhe. Ruhe.“

Gritta mischte sich hektisch ein: „Lasst sie doch gehen!“

Dwitti erkannte im Gegensatz zu der Königin die Gefahr. „Böses wird kommen. Wird kommen. Schutz fort, Böses kommt.“

Sicher. Uns egal. Egal. *Ihr* keinen Schutz. Keinen Schutz.“

„Wir brauchen keinen Schutz. Und sollte das Böse wirklich diese Welt aufsuchen, wofür es sicherlich keinen Grund gibt, dann könnt Ihr uns beschützen. Aber warum sollte es das Böse hier her verschlagen?“

Dwitti rannte ein paar Kreise, bevor sie ihrer Besorgnis Luft machte. „Wir nicht hexen. Können nicht abhalten Böses von dieser Welt. Von Welt. Böses keine Gefahr für uns. Für uns.“ Die Boga hatte keine Sorgen um ihr Volk. Das Böse würde ihnen nichts anhaben können, aber es würde die Avessanas angreifen und das verspräche Ärger. Die Ruhe, die nach dem Verlassen der Oberhexen eintreten würde, wäre vielleicht von kurzer Dauer.

Mago mischte sich ein: „Unser Schutzschild über dieser Welt wird aufgelöst. Darüber braucht ihr nicht mehr zu diskutieren. Ich wollte euch das nur mitteilen. Die magische Kraft würde sowieso langsam verschwinden, wenn wir nicht mehr hier sind. Und wir sind nicht bereit, regelmäßig hier aufzutauchen, um den Schutz wieder zu verstärken. Nicht für diese undankbare Baggage.“ Sie drehte sich um und schritt durch den Saal. Ein kurzer Befehl an die Schwestern: „Halle sofort!“, war das Letzte, was sie sagte, bevor sie den Raum verließ.

Tara schaute zu Bavonta, die aber ihrem Blick auswich, und folgte ihren Schwestern aus dem Saal. Vor dem Schloss waren die meisten bereits auf ihre Reittiere gestiegen und ritten zur Brücke. Ihr Campon war jedoch unterwegs. Sie überlegte, ob sie sich jetzt wohl einfach zur Halle hinlösen dürfte. An die Auflagen der Avessanas brauchte sie sich sicherlich nicht mehr zu halten. Da sah sie die Boga gemeinsam mit Saskia über die Brücke reiten.

Lagta interessierte sich wie üblich mehr für die anderen Campons als für die Anweisungen ihrer Reiterin und stiftete einige

Unruhe auf der schmalen Brücke zwischen den entgegenkommenden Oberhexen. Tara rief ihren Namen, um Lagtas Aufmerksamkeit zu gewinnen. Das Campon schnaubte, als es die vertraute Stimme hörte und trabte dann auf den Sandplatz zu. Die Boga ließ sich von dem hohen Rücken gleiten und schaute sich fragend um. „Versammlung vorbei? Vorbei?“

Tara streichelte Lagtas Nase. Die normalerweise gut funktionierende gedankliche Kommunikation zwischen den Boga hatte offenbar nicht geklappt. Die Oberhexe vermutete, dass die allgemeine Irritation über den Ablauf der Versammlung die anderen Boga hatte vergessen lassen, ihre Kollegin auf den neuesten Stand zu bringen. „Ja. Geh ruhig rein! Dwitti ist noch drinnen und die anderen auch.“

Die Boga flitzte ins Schloss. Saskia machte Anstalten, ebenfalls irgendwie von Lagtas Rücken zu rutschen, aber Tara stoppte sie: „Bleib oben. Wir müssen zur Halle, unsere Schwestern warten auf uns. Rutsch mal ein Stück nach vorne.“

Das Mädchen schob sich Stück für Stück nach vorne auf Lagtas breite Schultern und die Schwester sprang elegant in eine Stütze und warf ein Bein über Lagtas Hinterteil. Kaum saß sie, wendete sie das Campon und forderte die kleine Schwester auf, wieder etwas zurück zu rutschen. „Ich halte dich! Wir sollten uns beeilen. Ich habe Mago selten so übel gelaunt gesehen. Jedenfalls wenn sie sich nicht gerade wieder über mich aufgeregt hat. Wir wollen sie lieber nicht noch zusätzlich verärgern.“ Tara spornte Lagta an. Auf dem Weg zur Halle gab sie Saskia einen kurzen Bericht, was im Schloss vorgefallen war. Während sie erzählte, spürte sie erneut einen scharfen Stich ins Herz wegen des heimtückischen Verrats der Prinzessin.

Saskia war erst ein einziges Mal in der Halle gewesen. Kurz nachdem sie angekommen war, hatte Tara sie hier allen Schwestern vorgestellt. Damals hatte sie die hohen, steinernen Wände bedrohlich empfunden, wie ein Verlies, aus dem sie nicht mehr entkommen sollte und all die fremden Frauen hatten ihr Angst gemacht.

Nun lief sie hinter der großen Schwester her zu der langen, hölzernen Tafel, an denen die anderen Schwestern schon Platz genommen hatten. Tara wies auf den leeren Stuhl neben Cora. „Dort ist dein Platz.“

Während Tara sich neben Inda setzte, lief das Mädchen zum anderen offenen Ende des Us, wo Cora sie mit freundlichem Lächeln einlud Platz zu nehmen. Sie mochte Cora. Sie war so ganz anders als die bewunderte Kriegerin und doch fühlte sie sich gut aufgehoben in der Nähe der sanften, ruhigen Heilerin. Sie war mit ihren dreiundsiebzig Jahren die Zweitjüngste der Schwestern, nur Inda war noch jünger und natürlich sie selbst.

Auch die junge, dunkelhäutige Oberhexe hatte Saskia mittlerweile ein bisschen in ihr Herz geschlossen. Und das nicht nur, weil sie wie Tara eine Kriegerin war. Inda war die Wildeste der Schwestern. Sie war laut und selten einem Streit aus dem Wege gehend, konnte sie einem schon manchmal Angst machen. Aber sie war auch die, mit der man am meisten lachen konnte. Nun saß sie Inda gegenüber und blickte in ihr breites, ermutigendes Grinsen.

Mago saß still am Ende des Bogens und da auch sonst niemand sprach, blickte Saskia hinauf zur Öffnung der Kuppel ins strahlende Blau des Himmels. Plötzlich überkam sie das Gefühl, das sie schon ein Mal gehabt hatte, als sie vor langer Zeit mit ihrer Mutter in einer großen Kirche gewesen war. Ganz klein und

eingeschüchtert hatte sie sich damals gefühlt, aber auch aufgehoben und geschützt unter den erhabenen Steinbögen und zwischen den dicken Mauern, als wäre in diesem hohen, hallenden Raum kein Platz für Gefahr und Schmerz. Aber auch kein Platz für Frohsinn und Lachen, und als ihre Mutter sie wieder nach draußen geführt hatte, war sie erleichtert gewesen. Daran konnte sie sich noch gut erinnern.

Mago erhob ihre Stimme: „Nach dem neuerlichen Vorfall mit Tara habe ich Cratagayas Zeichen befragt. Ich muss euch nicht sagen, wie überrascht ich war, als sie mir deutlich und klar zu verstehen gaben, dass wir heimkehren sollen. Wir werden also die Bogawelt in den nächsten Tagen für immer verlassen. Da wir in der Menschenwelt aber noch keine Häuser haben und nicht wissen wohin, werden Inda und Tara vor uns dort hinreisen und alles Nötige vorbereiten.“ Sie wendete sich an die beiden Kriegerinnen. „Ihr seid in letzter Zeit am häufigsten in der Menschenwelt gewesen, deshalb glaube ich, dass ihr die Richtigen für diese Aufgabe seid. Wir werden an unseren Ursprung zurückkehren. Ihr werdet in Deutschland ein Haus für uns finden und alles beschaffen, was wir benötigen. In drei Tagen ziehen wir in die Menschenwelt.“

Tara wunderte sich. „Warum die plötzliche Eile? Wie sollen wir in drei Tagen ein Haus finden, das groß genug ist, es kaufen und einrichten? Das ist praktisch unmöglich. Das funktioniert nicht mehr so wie vor vierhundert Jahren. Da liegt ein langer Weg der Bürokratie vor uns. Verträge müssen unterschrieben werden, der Besitz muss im Grundbuchamt eingetragen werden und...“

Mago unterbrach die Schwester: „Das ist unwichtig und dein Problem. Du hast uns in diese Situation gebracht, du wirst jetzt

dafür sorgen, dass Cratagayas Wille durchgesetzt werden kann. Und der besagt, dass wir so schnell wie möglich in die Menschenwelt ziehen.“

„So schnell wie möglich, heißt nicht automatisch in den nächsten drei Tagen, oder? Ich glaube nicht, dass ein paar Tage mehr von Bedeutung sind.“

Magos Augen blitzten: „Ich aber. In drei Tagen ziehen wir um! Und der erste Tag ist bereits angebrochen.“

Tara hielt es für klüger, nicht mehr zu widersprechen. „Na schön, wir werden es versuchen“, lenkte sie ein.

Inda schien die Aufgabe zu gefallen, sie grinste voller Tatendrang und klopfte der Schwester auf die Schulter. „Das kriegen wir schon hin.“ Sie stand auf. „Wir sollten gleich los, um keine Zeit zu verlieren.“

Tara erhob sich ebenfalls und nickte. „Ich habe vielleicht schon eine Idee. Folg mir!“ Das waren ihre letzten Worte, bevor sie verschwand.

Nachdem auch Inda sich weggelöst hatte, blickte Saskia zu Cora und zupfte an ihrem Gewand. „Kann ich denn dann nicht bei Mama wohnen?“

„Nein, das wird nicht gehen, aber vielleicht wirst du sie mal treffen können.“

Mago mischte sich ein: „Die Menschenwelt birgt große Gefahren für dich. Wir werden sehr vorsichtig sein müssen. Aber hab keine Angst, wir werden gut auf dich aufpassen.“

Inda blickte sich neugierig um, ließ den Blick über das alte Gemäuer wandern, das vor ihnen in den Himmel ragte. „Wo sind wir hier?“

„Das ist Burg Rochnow. Wir sind in Mecklenburg Vorpom-

mern in der Nähe von Güstrow.“ Sie zeigte auf die gewaltigen Steinquader. „Auf einer meiner letzten Ausflüge in diese Gegend hat mir jemand erzählt, dass sie zum Verkauf steht.“ Sie überlegte kurz. „Das müsste allerdings so dreißig Jahre her sein, da sah es noch etwas vollständiger aus. Unter Honecker und Konsorten war es wohl ein Kinder- oder Altenheim. Es sieht nicht so aus, als hätte sich derweil ein Interessent gefunden. Gut für uns, je dringlicher das Land den Steinhäufen verkaufen will, desto leichter wird es für uns. Was denkst du?“

Sie lösten sich durch ein paar Absperrgitter, die mit Rankgewächsen überwuchert waren und standen in einer Art Hof vor dem dreistöckigen Hauptgebäude. Sein Dach, wo noch vorhanden, wies große Löcher auf, ein paar Schindeln lagen zerbrochen auf dem Pflaster. Die nächsten Herbststürme würden den Rest erledigen. Eine Außentreppe, deren Stufen teilweise zerbrochen waren, führte seitlich zu einer schmalen Tür in den ersten Stock. Von den provisorisch befestigten Holzbrettern, die als Geländer und Überdachung dem Treppenlauf gefolgt waren, hielten sich nur noch wenige an dem hölzernen Gerüst. Aus dem Dach eines Nebengebäudes, das am besten erhalten war, wuchsen zwei Birken und der flache Stall bestand nur noch aus zweieinhalb Wänden. Insgesamt ein trauriger Anblick einer einst sicherlich prächtigen Burganlage.

Sie lösten sich hinein durch die verschlossene Tür und durchwanderten mit vorsichtigen Schritten die zahlreichen hohen Räume und nahmen die Treppe auf die Hälfte eines Turmes, dessen oberer Teil bereits hinabgestürzt war.

Inda blickte sich um. Von der Anhöhe, auf der sie standen, konnte man hinabsehen über ein paar gelbe Rapsfelder, hinter denen die Häuser eines Dorfes lagen. In ihren Rücken erstreckte

sich Mischwald. Dann schaute sie wieder auf die Ruine. Sie grinste. „Perfekt! Lass uns noch Mal drinnen gucken!“

Als sie im Seitengebäude in der Küche ankamen, wies Tara auf einen etwas demolierten Vorkriegsherd. „Der Unterschied zur Bogawelt ist hier nicht gerade immens. Ich nehme an, hier gibt es nicht einmal Strom.“

Inda grinste: „Um so besser, dann ist die Umstellung für unsere lieben Schwestern nicht allzu heftig. Die waren sowieso schon geschockt genug, dass sie ihr sicheres, langweiliges Bogaleben aufgeben sollen.“

„Ja, Mago wird von diesem alten Kasten sicherlich begeistert sein. Das ist doch so, als wäre sie die letzten dreihundert Jahre gar nicht fort gewesen. Wir müssen nur zusehen, wie wir das alte Gemäuer so schnell wie möglich erstehen können, es soweit herrichten, dass es bewohnbar ist und äußerlich so wenig verändern, dass es nicht allzu sehr auffällt. Und das alles in den nächsten zwei Tagen.“

Inda zuckte mit den Schultern: „Vielleicht sollte ich noch mal mit der alten Eule reden. Ich erkläre ihr, dass wir mehr Zeit brauchen. Wenn sie hört, welche schicke Immobilie wir an Land gezogen haben, kriegen wir vielleicht einen Aufschub. Und mittlerweile sollte sie sich soweit beruhigt haben, dass wenigstens ich vernünftig mit ihr reden kann.“

Tara nickte zustimmend. „Gut, aber lass uns vorher rausfinden, ob die Burg wirklich zum Verkauf steht und wie schnell wir hier einziehen könnten.“

Sie lösten sich fort und Inda folgte der Schwester nach Güstrow der nächst größeren Stadt.

Tara hatte eine hohe Hecke zwischen ein paar Neubauten ausgewählt, hinter der die beiden Kriegerinnen unbemerkt auftau-

chen konnten. Es war Mittag, die Herbstsonne stand hoch und warm am wolkenlosen Himmel.

Die Oberhexen hatten ihre Umhänge abgenommen, um nicht aufzufallen und trugen sie über dem Arm, als sie auf die Straße traten. Tara hatte den Ort gut gewählt, niemand war zu sehen, außer eines Hundes, der hinter einem Gartenzaun saß und sie neugierig beäugte.

Die ältere Schwester wies die Straße hinunter in östliche Richtung. „Dort kommen wir zur Stadtmitte, da sollte auch das Rathaus zu finden sein. Da werden wir uns erkundigen. Die können uns bestimmt sagen, wer der jetzige Eigentümer ist.“ Sie gingen zügig die Straße hinunter. „In Zukunft sollten wir die Umhänge gegen Jacken tauschen, sonst bekommen wir mit der neuen Nachbarschaft gleich die ersten Probleme. Und wir wollen ja keine neuerliche Hexenjagd provozieren.“

Inda strahlte: „Also ehrlich gesagt, fand ich unsere Klamotten schon immer ziemlich peinlich. Wir sollten uns komplett neue Sachen zulegen.“ Sie lachte: „Würde die Eulen gerne mal in Jeans und T-Shirt sehen. Ihre Walla-Walla-Gewänder können sie jedenfalls getrost verbrennen.“

Bei der Vorstellung ihre Schwestern, die mehrheitlich auf traditionelles Äußeres Wert legten, in moderner Menschenkleidung zu sehen, musste auch Tara schmunzeln: „Inda, Inda, wenn du so weiter machst, wirst du noch genauso beliebt bei den Ratschwestern wie ich.“

Die Kriegerin zuckte mit den Schultern: „Na und. Hier ist *unser* Revier. Wenn die uns und die Kleine nicht hätten, würde ich gern mal sehen wollen, was das für ein Umzug werden würde. Jahre würden die brauchen, um sich hier wieder zurecht zu finden. Die sollten lieber nett zu uns sein, sonst besorgen wir ihnen

rosa T-Shirts mit Einhörnern drauf.“ Sie lachte aus vollem Hals.

Ein Schild „Altstadt“ wies ihnen den Weg zum Rathaus. Auf den Straßen wurde es lebendiger. Läden, Restaurants und Banken säumten jetzt die Straße. Bald kamen sie auf einen gepflasterten Platz. Sie hatten ihr Ziel erreicht, das aufgestellte Schild, das auf den Zweck des Gebäudes verwies, wäre überflüssig gewesen. Groß und alleinstehend war es das auffälligste Gebäude am Platz, beeindruckend mit steinernen Girlanden geschmückt.

Sie gingen hinein und erkundigten sich beim Pförtner, der auf seinem Smartphone eine Automobilverkaufsseite studierte, an wen sie sich wenden müssten, um eine Immobilie des Landes zu erwerben. "Bürgermeister! Termin?", fragte er ohne die Augen von den Gebrauchtwagen zu nehmen.

"Nein, wir haben keinen Termin, aber vielleicht ist der Bürgermeister hier in seinem Büro und hat gerade nichts Dringliches zu erledigen?", Taras Augen glühten ein wenig, als sie gesprochen hatte und plötzlich funktionierte sein Handy nicht mehr wie gewünscht.

Er sah auf und verwies sie wirklich, wenn auch etwas unwirsch an den Bürgermeister: „Da haben Sie Glück, der müsste gerade da sein. Zweiter Stock, links, ganz durch. Melden sie sich im Vorzimmer.“

Sie folgten der Wegbeschreibung die Treppe hinauf. An einem modernen Schreibtisch saß eine Dame, die kurz aufblickte, als die Oberhexen eintraten. Ihre rot gefärbten Haare wollten nicht recht passen zu dem harten Kinn und den dunkel umränderten Augen. Auch die silbernen Totenköpfe, die von ihren Ohren baumelten, schmeichelten ihrer Erscheinung nicht, sondern legten viel mehr einen Vergleich mit der hageren Trägerin nahe.

Tara seufzte ein wenig, als sie auf den Tisch zuging. Die Mo-

deerscheinungen der Menschen hatten sie schon des Öfteren erstaunt. Ganz gewöhnliche Menschen mutierten zu sonderbaren Kreaturen. Selbst die, die unter menschlichen Kriterien, als hübsch gegolten hätten, veränderten sich unter merkwürdigen Farben, Frisuren und Schmuckstücken zu erstaunlichen Wesen. Es hätte so manchem Bewohner anderer Welten recht heimisch vorkommen können.

Als die Schwestern vor der Tischkante stehen blieben und grüßten, wendete die Rothaarige sich von ihrem Monitor ab und freundlich lächelnd den beiden Damen zu: „Guten Tag, womit kann ich helfen?“

Tara war verblüfft, wie warm die Stimme klang, die aus dem lila Lipglossmund kam. Auch der Blick aus den braunen Augen war offen und sanft. Die Oberhexe lächelte ihr sympathischstes Lächeln. „Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber wenn ich es nicht sage, sagt es vielleicht niemand. Sie sollten Ihre Haarfarbe überdenken und wenn schon Schminke, dann könnten Sie die Schatten um Ihre hübsche Augen verdecken. Außerdem haben Sie ein ganz bezauberndes Lächeln, das durch einen anders farbiges Lipgloss vielleicht noch hervorgehoben werden könnte.“

Das angesprochene Lächeln der Sekretärin hatte sich längst verabschiedet und ihre Stimme klang dünn und scharf, als sie erwiderte: „Ich denke, dass Sie das gar nichts angeht. Das ist doch wohl meine Sache. Also was wollen Sie?“

Inda amüsierte sich köstlich über das Benehmen der Schwester und ließ die säuerliche Dame nicht aus den Augen.

Tara hingegen behielt ihre freundlichste Miene bei. „Oh, das tut mir Leid! Jetzt habe ich Sie gekränkt? Verzeihen Sie! Ich bin Fotografin, wissen Sie, und ich kann es kaum ertragen, wenn eine junge, attraktive Frau sich so schlecht beraten präsentiert. Viel-

leicht sollten Sie darüber nachdenken, den Friseur zu wechseln. Ein heller, goldiger Ton würde Ihrem Teint mehr schmeicheln und ein neuer Schnitt könnte Ihrem Gesicht eine weichere, sanftere Kontur verleihen. Und Ihr bezauberndes, warmes Lächeln würde dann sicherlich auch besser zur Geltung kommen.“

Inda hatte festgestellt, dass sich der verärgerte Gesichtsausdruck der Rothaarigen seit der Erwähnung des gerade zugelegten Berufes der Schwester verändert hatte. Die Schmeicheleien hatten ihr Übriges getan. Jetzt klang auch die Stimme der Sekretärin bei weitem nicht mehr so säuerlich: „Was möchten Sie denn nun eigentlich?“

„Mein Name ist Taraya Cazadora und ich, beziehungsweise ein Teil meiner Verwandtschaft, interessiere mich für die Burgrüne Rochnow. Ich möchte sie vielleicht kaufen. Offensichtlich wird sie ja nicht bewohnt. Für uns wäre das genau das richtige. Ich nehme an, dass sie dem Land gehört? Deswegen bin ich hier.“

„Ja, soviel ich weiß, liegen Sie da richtig. Der Bürgermeister müsste gerade frei sein. Einen Moment bitte, ich melde Sie an. Wenn Sie solange Platz nehmen wollen.“ Sie wies auf zwei Stühle an der Wand.

„Danke.“

Während die Dame im Nachbarzimmer verschwand, setzten sich die Schwestern. Inda grinste. „Ich glaube, das wird lustig. Jedenfalls viel besser, als bei den langweiligen Boga und den nervigen Avessanas. Ich fand schon immer, dass man in der Menschenwelt den meisten Spaß haben kann. Aber Tara,“ sie setzte eine tadelnde Miene auf, „was würde wohl deine Prinzessin dazu sagen, wenn sie die Schmeicheleien gehört hätte?“

Tara blickte ernst drein. „Inda, der Moralapostel steht dir nun

wirklich nicht." Und knurrend fügte sie an: "Mit der kleinen Verräterin bin ich außerdem durch."

„Also ich für meinen Teil bin ihr dankbar. Ohne sie würden wir wahrscheinlich noch die nächsten hundert Jahre in der Boga-welt rumhängen.“

„Mag sein. Aber Verrat bleibt Verrat, egal wie das Ergebnis letztendlich ausfällt.“

Bavonta saß auf einem Lieblingskissen in ihrem Zimmer und mühte sich, eine Schnitzarbeit fertig zu stellen: einen Vogel, der den langen, dünnen Hals hinunter gestreckt hatte, um mit dem schmalen Schnabel im imaginären Wasser nach Essbarem zu suchen. Doch die Arbeit ging ihr nicht gut von der Hand. Nach einem Fehlschnitt beschloss sie den Vogel besser zur Seite zu legen, bevor sie die Figur mit einem gröberen Schnitzer verderben würde.

Sie ließ sich rücklings auf die Kissen fallen und starrte gegen die Decke. Sie hatte ihre Liebste verraten. Die Frau, die ihr vertraut hatte, die immer verständnisvoll gewesen war, die sie ernst genommen hatte, die sie vielleicht sogar liebte. Das schlechte Gewissen schien zeitweise alle anderen Gefühle aufzufressen. Aber trotz allem war da noch die Angst in die fremde Welt geschickt zu werden, zu dieser fremden Prinzessin, die sie bestimmt nicht mochte. Schon weil die Unbekannte eine Avessana war und nicht eine unabhängige, forsche und kühne Oberhexe. Sie spürte eine überwältigende Hilflosigkeit, nichts gegen das Schicksal un-ternehmen zu können. Alle Macht über ihr Leben schien in den Händen ihrer Mutter zu liegen.

Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie die Oberhexe sie in die Arme nähme, ihr mit gutmütigem Lächeln verziehe und

sie schließlich mitnähme in die Menschenwelt. Aber als sie die Augen wieder öffnete, erblickte sie die Wahrheit. Ihr Verrat hatte zwar das Ziel erreicht, dass Tara in die Menschenwelt ziehen würde, aber auch, dass die Liebste sie nicht mitnähme. Mit Grausen dachte sie an den Blick zurück, mit dem Tara sie im Badegarten bedacht hatte. Sie hatte daraufhin nicht einmal mehr den Mut gefunden, die vielleicht letzte Gelegenheit zu nutzen, ihr in die Augen zu sehen. Würde sie die Oberhexe noch treffen wollen, bevor sie mit den Schwestern diese Welt verließ, würde sie nachts zu ihrer Hütte schleichen müssen. Aber auch dazu hatte sie keinen Mut mehr. Taras Schmerz und Wut über den überwältigenden Verrat könnte sie nicht ertragen, selbst wenn sie nur in den Augen der Liebsten stünden.

Vielleicht könnte sie mit Tississi sprechen. Sie war schließlich Taras Freundin. Vielleicht konnte sie die Oberhexe umstimmen. Aber nein, Tississi wäre sicherlich kaum weniger wütend auf sie. Schließlich war es ihre Schuld, dass Tara wegginge und die Boga ihre Freundin verlor.

Sie brauchte eine Verbündete. Auf wen würde Tara hören, wer konnte sie beeinflussen? Ihr kam ein Gedanke: wie wäre es mit Cora. Sie war Taras Lieblingsschwester. Womöglich könnte sie ihr helfen. Sie erinnerte sich, dass Tara mal gesagt hatte, Cora hätte das Gemüt eines Engels, man könnte ihr das Haus abbrennen, sie schlagen und beschimpfen, sie würde hinterher nur erstaunt fragen, warum man das getan hätte. Sicherlich hatte die Oberhexe übertrieben, das tat sie manchmal, aber wenn nur die Hälfte wahr wäre... Es war ihre letzte Chance.

Die Schwestern traten eine Stunde später wieder in das helle Tageslicht. Das Gespräch mit dem Bürgermeister war gut verlau-

fen, besser als gedacht. Insbesondere als Tara ihn darauf hingewiesen hatte, dass sie bereit sei, das Fünffache zu bezahlen, wenn ihre Schwestern und sie schon in der nächsten Woche einziehen könnten. Der besorgte Beamte hatte geschwankt zwischen Vorschriften, deren Einhaltung eine längere Zeit beanspruchen würden, und der Hoffnung den alten Kasten, für den sich noch nie ein Käufer ernsthaft interessiert hatte, so gut verkaufen zu können. Und die Kassen waren leer, wie fast überall im Land. Vorsichtig, um die mögliche Käuferin nicht zu verschrecken, hatte er zu bedenken gegeben, dass der bauliche Zustand der Burg ein so schnelles Bewohnen wohl nicht zuließe. Nur das Hauptgebäude und auch dort nur die beiden unteren Etagen seien eventuell nutzbar. Aber auch das müsste vorher von einem Gutachter bestätigt werden, wegen einer eventuellen Einsturzgefahr.

Tara hatte gelächelt: „Ich stehe in Verbindung zu ganz großartigen Handwerkern, die sicher auch unter Einbeziehung aller etwaigen Auflagen fähig sind, die Räume in kürzester Zeit wieder bewohnbar zu machen. Ist doch letztendlich alles nur eine Frage des Geldes.“

Der erneute Hinweis auf die enorme Summe, die die große gelockte Frau und ihre dunkelhäutige Schwester besaßen und zu bezahlen bereit waren, hatten den Bürgermeister veranlasst, seine Bedenken zur Seite zu schieben. Fast eifrig hatte er zum Hörer gegriffen und es tatsächlich geschafft, schon für den nächsten Tag eine Begehung unter Teilnahme eines Statikers und eines Gutachters des Amtes für Denkmalschutz in die Wege zu leiten. Man war bei einem Termin für den nächsten Vormittag verblieben und trennte sich beiderseits gut gelaunt. Beim Hinausgehen hatte Tara es dann nicht versäumt, sich auch noch außerordentlich freundlich von der Sekretärin zu verabschieden.

Nun standen die Schwestern etwas unschlüssig auf dem gepflasterten Platz im warmen Sonnenschein. Inda fasste sich auf den Bauch. „Ich könnte was essen.“

„Du könntest immer was essen. Aber ich denke, es ist gut gelaufen. Alles Weitere werden wir wohl erst morgen nach dem Termin klären können. Du hast Recht, wir sollten etwas essen und dann zurück und Bericht erstatten.“

Inda schaute sich um. „Guck mal, das da! Lass uns da hin gehen, ich liebe griechisches Essen.“

Christine hatte den Morgen genutzt, um zwei Immobilienmakler aufzusuchen, während Saskia sich am Telefon um eine Firma bemühte, die sich um die Wohnungsauflösung im Harz kümmern würde.

Gegen Mittag hatte Christine die junge Hexe dann am Hotel abgeholt und sie hatten sich auf den Weg nach Güstrow gemacht. Christine hatte beim Frühstück im Hotel kaum gesprochen und blieb auch jetzt ihrer Linie treu. So sachlich knapp, wie sie Frederike am Morgen in ihre telefonische Aufgabe eingewiesen hatte, fragte sie jetzt: „Hast du eine Spedition gefunden?“

Die junge Hexe versuchte erneut die Chance zu nutzen, sich zu entschuldigen und zu erklären, aber Christine reagierte nicht, weder mit Vorwürfen noch mit Verständnis. Schließlich gab Frederike ihr die zwei herausgefundenen Firmenadressen.

Christine nickte: „Das hört sich doch gut an, eine in Güstrow, eine kurz davor... Wir fahren gleich vorbei.“

Damit war das Gespräch beendet.

Christine war allein in das Büro der Spedition gegangen, Frederike im Auto sitzen geblieben. Als die Hexe wieder herauskam, beobachtete Frederike, wie sie einige Papiere faltete und in ihre

Tasche steckte. Dann holte sie ein Taschentuch heraus und schnäuzte sich, bevor sie langsam auf das Auto zukam. Frederike blickte in die andere Richtung. Sie wollte Christine nicht zeigen, dass sie ihre Trauer und ihren Schmerz gesehen hatte.

Nachdem die Hexe eingestiegen war und den Motor angelassen hatte, begann sie unerwartet zu sprechen, erst leise wie zu sich selbst: „Na schön, das war’s dann wohl!“, dann an Frederike gewandt: „Meine Wohnung, meine Arbeit, meine Freunde... alles Geschichte!“ Sie fuhr los. „Wir parken jetzt erst mal irgendwo und gehen was Essen. Dann zeige ich dir, was die Makler so für uns hatten und wir besprechen alles Weitere. Und eins sage ich dir, das Geld von Tara wird nicht reichen. Wenn sie uns schon hängen lässt, soll sie wenigstens bezahlen. Und zwar nicht zu knapp! Wir werden uns eine Spitzen-Wohnung kaufen, egal was sie kostet. Oder gleich ein Haus. Und bei der Einrichtung werden wir auch nicht auf den Cent achten. So ein schönes Sofa finde ich nie wieder. Soll sie ruhig Nachtschichten einlegen, um genug Geld herzustellen.“

Frederike warf vorsichtig ein: „Findest du, sie hat uns hängen lassen? Ich meine, was hätte sie denn tun sollen?“

„Da sein!“ Christine wurde ärgerlich. „Da sein, wie Freunde für einen da sind, wenn einem der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Stattdessen hat sie sich vom Acker gemacht, schneller als ich gucken konnte. Nicht mal ein paar tröstende Worte hatte sie übrig. Freundschaft sieht in meinen Augen anders aus.“

Frederike schwieg.

Es dauerte nicht lange und ein „Altstadt“-Schild mit einem fetten P wies eine schon recht voll geparkte Zone aus, wo sie das Auto abstellen konnten. Christine warf Geld in den Automaten

und legte den Parkschein an die Windschutzscheibe. Dann gingen sie in Richtung des Rathausplatzes, der ebenfalls ausgewiesen war. Christine meinte: „Da gibt es ein süßes, kleines Restaurant am Rathaus.“ Sie blickte einen Moment in die Vergangenheit, dann setzte sie hinzu: „Wenn’s das noch gibt. Ist schon ein paar Jahre her, dass ich hier war. Da war ich noch mit Hendrik zusammen“

Sie erreichten den Rathausplatz und blieben stehen. Christine blickte sich um. „Hm, gibt’s wohl nicht mehr. Ich glaube, dass war da drin, wo jetzt das Café ist.“ Sie zeigte auf ein italienisches Restaurant, dessen rote Sonnenschirme über dem grau gepflasterten Platz leuchteten wie Fliegenpilze.

Frederike schaute sich die Tische an, die unter den Fliegenpilzen aufgebaut waren. „Draußen ist da aber nichts mehr frei. Beim Ratskeller sieht’s auch nicht besser aus. Bei dem schönen Wetter drinnen sitzen ist doch doof.“ Sie blickte sich um. Schließlich zeigte sie zu einem Griechen, dessen Tische von blau, weißen Schirmen behütet wurden: „Also, wie wär’s denn da vorne, da wird gerade was frei.“

Tara saß zwar mit dem Rücken zu den sich nähernden Hexen, aber hatte ihre Anwesenheit längst gespürt. In da blickte den beiden unbekanntenen Frauen entgegen, ebenfalls wissend, dass es sich um Hexen handelte. Sie wies mit ihrer Gabel, an der ein Stück Hähnchenfleisch steckte, über die Schulter der Schwester. „Kennst du die beiden?“

Tara nickte, ohne sich umzublicken. „Ja, die große Blonde ist eine meiner Zirkelleiterinnen, die andere ist eine sehr fähige Telepathin, die mit ihrem Können aber leider noch nicht viel anzufangen weiß.“ In da nickte verständig und die Schwester fuhr fort:

„Schätze, dass wenigstens eine von beiden nicht gut auf mich zu sprechen ist. Wenn die hier allzu viel Aufsehen erregt, hauen wir ab.“

Inda begann augenblicklich schneller zu essen, während Tara der Bedienung winkte.

Die beiden Hexen beeilten sich, den leeren Tisch zu erreichen, bevor ihnen jemand anderes die Plätze streitig machen konnte. So übersahen sie die große, gelockte Frau, die drei Tische weiter mit dem Rücken zu ihnen saß. Die beiden setzten sich.

Frederike ließ ihren Blick über die anderen Gäste schweifen, während sie auf die Karten warteten. Erst war sie sich nicht sicher, so gut kannte sie die Oberhexe noch nicht. Dann hörte sie, wie sie die Bedienung um die Rechnung bat. Die ruhige, tiefe Stimme erzeugte augenblicklich ein nervöses Kribbeln in ihrem Magen.

Sie blickte abschätzend Christine an, die in eine Eiskarte vertieft war. Sollte sie sie darauf aufmerksam machen, wer da ein paar Tische weiter saß oder lieber den Mund halten? Wie wahrscheinlich war es, dass sie gerade hier und jetzt auf die Oberhexe trafen? Es musste wohl Schicksal sein. Frederike war sich sicher, dass man dem Schicksal nichts entgegen setzten konnte und sagte leise: „Christine, Tara ist hier.“

Christine blickte erstaunt auf und folgte dann dem Nicken der jungen Hexe.

Inda schaufelte sich hektisch Schafskäse in den Mund und versuchte gleichzeitig zu sprechen: „Mist, die haben uns entdeckt. So schnell kann doch niemand essen. Und der Nachtisch? Ist doch schade drum...“

Tara schüttelte missbilligend den Kopf: „Mensch Inda, das ist ja ekelig! Schluck doch erst mal runter, bevor du den Mund auf-

machst. Außerdem habe ich gesagt, falls sie Ärger macht. Bei der Frau weiß man nie. Eigentlich ist sie mehr der kühle, überlegte Typ.“

Die Schwester drehte ihre Hand hin und her: „Bei deinen enttäuschten Eroberungen muss man immer mit dem Schlimmsten rechnen.“

Tara hatte keine Lust den Irrtum der Schwester aufzuklären und wartete schweigend ab, was geschehen würde.

Christine erhob sich nach einigen Schocksekunden und schob sich schließlich entschlossen zwischen den Tischen durch. Frederike sah sich genötigt ihr mit Unbehagen zu folgen.

Inda erkundigte sich: „Welche von den beiden versaut mir denn gleich das Mittag?“

Tara nahm der Bedienung den kleinen Zettel ab. „Die Blonde.“

Christine trat neben die Bedienung, die auf das Geld wartete. Die ältere Frau sah die Hexe verwundert an, aber Christine ignorierte ihre fragenden Blicke und konzentrierte sich mit verkniffenem Mund und engen Augen auf die Oberhexe. Die bezahlte in aller Ruhe und lächelte freundlich, als die Bedienung sich für das großzügige Trinkgeld bedankte. Erst als die Kellnerin gegangen war, schien Tara ihre Zirkelleiterin und Frederike, die mittlerweile ebenfalls angekommen war, zu bemerken. „Hallo. Na, so eine Überraschung. Nehmt doch Platz.“

Frederike zog sich bereits einen Stuhl heran, als Christine zischte: „Nein Danke, ich habe kein Verlangen, mit dir an einem Tisch zu essen.“

Frederike blieb unentschlossen stehen.

Tara wies auf den zweiten freien Stuhl: „Bitte Chris, setz dich! Du musst ja nichts essen.“

Inda hatte vor Spannung vergessen, weiter ihren Teller zu leeren, wurde aber durch den Gesprächsverlauf an ihr Versäumnis erinnert und schaufelte den restlichen Schafskäsesalat in sich hinein, als ginge es darum, einen neuen Geschwindigkeitsrekord aufzustellen.

Die Hexe folgte Taras Einladung nicht und blieb demonstrativ stehen. „Was ich dir zu sagen habe, geht schnell und auch im Stehen.“

„Chris, bitte setz dich! Wir wollen nicht noch mehr auffallen. Du wirst mich doch sicherlich auch sitzend und in gemäßigter Lautstärke beschimpfen können.“

Tatsächlich bemerkte die Hexe, wie sich das Pärchen am Nachbartisch nach ihnen umdrehte. Sie setzte sich widerwillig und auch Frederike nahm endlich erleichtert Platz. Mit höflich eisiger Stimme machte Christine ihren Vorwürfen Luft: „Ich wollte dir nur etwas sagen, wozu ich beim letzten Mal nicht mehr gekommen bin, weil du es ja so eilig hattest. Du musstest ja gleich weg, nicht? Es war plötzlich alles wichtiger, als zwei Freundinnen zu helfen, denen du gerade verkündet hattest, dass sie ihr Zuhause verlieren. Aber Freundschaft ist für eine so viel beschäftigte Oberhexe ja nur ein Wort. Ein Wort mit einer ganz anderen Bedeutung als für unsereins. Freundschaft ist für dich doch eher etwas Einseitiges. Herrin und Untergebene träfe es wohl besser. Du ordnest an und alle anderen springen.“

Tara nickte ernst und unterbrach Christines Redeschwall: „Okay, okay, du hast ja Recht. Vielleicht hätte ich noch ein bisschen Händchen halten sollen. Aber schieb mir nicht eure Schuld in die Schuhe. Ich habe nur ausgesprochen, was nach euren Fehlern das einzig mögliche Resultat war.“

Frederike wunderte sich über Taras mangelndes Einfühlungs-

vermögen. Warum gab sie der Freundin nicht einfach den Trost, den sie doch so offensichtlich brauchte? Um Christine zu helfen, gab sie zu bedenken: „Sie kann da doch gar nichts dafür. Das habe ich doch verbockt. Ich habe nicht aufgepasst. Also, warum greifst du Christine an?“

Tara schien Frederikes Einwurf zu ignorieren und unterbrach keinen Moment den Augenkontakt mit der beleidigten Hexe. „Ich denke, wir wissen beide, dass du großen Mist gebaut hast. Frederike hat euch aus Unwissen und Unvorsichtigkeit in Gefahr gebracht, aber du hast aus Eigensinn, Selbstüberschätzung und Bequemlichkeit alle Hexen des Zirkels gefährdet.“

Christine hatte glänzende Augen und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie antwortete: „Das weiß ich. Und ich schäme mich schon genug dafür. Du musst mich nicht daran erinnern. Trotzdem hättest du mir helfen können. Du hast gesagt, wir wären Freundinnen. Freunde helfen einem, wenn man plötzlich vor dem Nichts steht.“ Sie schluckte an einem Kloß im Hals. „Und nicht nur mit Geld, sondern mit Anwesenheit. Mit Mitgefühl und Verständnis.“ Sie schnäuzte in Taras unbenutzte Serviette. „Ist ja auch egal. In Zukunft kann ja nichts mehr passieren. Frederike und ich suchen uns jetzt hier ein neues Zuhause, dann musst du dir eh eine neue Zirkelleiterin suchen.“

Die Hexe hatte gehofft, ein Wort des Bedauerns aus dem Mund der Oberhexe zu hören, aber sie sollte sich irren.

Tara nickte: „Selbst wenn du nicht umziehen würdest, müsstest du die Zirkelleitung aufgeben. Und du wirst auch nicht die Leitung des hiesigen Zirkels übernehmen. Ihr könnt an den Treffen teilnehmen und das ist auch schon alles. Du kennst ja die Leiterin hier. Ich werde Annegret Bescheid sagen, dass ihr jetzt in ihre Versammlungen gehen werdet.“

Christines Enttäuschung über das Verhalten der Oberhexe war neuerlich entflammt: „Danke, ich verzichte. Das kann ich den anderen Hexen ja nicht zumuten, dass sie eine Lusche wie mich aufnehmen. Eine wandelnde Gefahrenquelle. Frederike kann ja gehen, aber ich brauche keinen blöden Zirkel mehr. Und dich im Übrigen auch nicht!“

Tara wirkte das erste Mal betreten. Noch nie hatte sie ihre Zirkelleiterin so erlebt. Sonst strotzte sie nur so vor Unverwundbarkeit. Jetzt schien sie tief verletzt. „Ich dich aber. Ich möchte keine Hexe aus unserer mühsam aufgebauten Gemeinschaft verlieren. Und schon gar keine so erfahrene und starke.“ Sie nahm Christines Hand. „Und ich möchte dich nicht als Freundin verlieren.“

Die Hexe entzog ihre Hand. „Vergiss es! Erst beleidigst du mich und dann schleimst du dich wieder ein. Ich falle da nicht mehr drauf rein. Das ist vorbei!“

„Es tut mir Leid. Ich wollte dich nicht kränken, ich bin momentan... Ist unwichtig! Komm, gib mir eine Chance. Was kann ich für dich tun?“ Christine schwieg. „Ich mach es wieder gut. Ich habe den ganzen Nachmittag frei.“ Mit einem kurzen Seitenblick zu Inda vergewisserte sie sich, die Wahrheit zu sagen. Die Schwester nickte kurz und Tara fuhr fort: „Wenn du willst, suchen wir zusammen eine Wohnung. Oder ein Haus. Wie du willst!“

Frederike strahlte noch zurückhaltend über das Einlenken der Oberhexe. „Ach ja, das wäre doch nett! Dann ziehen wir zu Dritt los. Oder zu Viert?“

Tara wandte sich an die Schwester: „Ist vielleicht sowieso das Beste, du gehst alleine zu Mago und versuchst noch etwas Zeit herauszuschlagen.“

Inda stimmte zu: „Ja, könnte sein, wenn du ihr unter die Augen kommst, zieht sie uns am Ende noch einen Tag ab. Aber jetzt bestelle ich mir erst mal einen Nachtisch.“ Sie winkte der Bedienung. "Sagt mal, esst ihr eigentlich gar nichts?"

## Reue und Wiedergutmachung

Die Sonne war untergegangen. Bavonta hatte den Tag genutzt, um alles für ihren Plan in die Wege zu leiten. Jetzt war es Zeit. Vor Aufregung zitterten ihre Hände. Sie würde etwas tun, was sie nie zuvor getan hätte, auch nicht, als ihre Mutter beschlossen hatte, sie wie eine Gefangene zu behandeln, die ohne Bewachung das Schloss nicht mehr verlassen dürfen. Es war gefährlich und sie hatte furchtbare Angst.

Den ganzen Tag hatte sie damit zugebracht, so unauffällig wie möglich, Tür-, Fenster- und Wandvorhänge und glücklicherweise auch zwei Stricke in ihre Gemächer zu schmuggeln. Sie hatte gewickelt und geknotet, so fest sie es vermochte, bis sie glaubte, dass neu entstandene bunte Band wäre lang genug, um von ihrem Fenster bis hinab in den Hof zu reichen. Die beiden verknoteten Stricke schienen ihr am stabilsten, also band sie das Strickende um ein Tischbein. Dann schob sie den Tisch dicht ans Fenster, damit er nicht umfallen konnte und kletterte auf die Holzplatte. Sie spähte in den Hof. Wie erhofft, standen die Wachen bei den Volieren zusammen und hielten ein Schwätzchen. Bavonta fragte sich, was sie dort noch bewachen wollten, schließlich gab es nur noch eine einzige bewohnte Voliere.

Vorsichtig ließ sie das lange Band hinunter. Sie vergewisserte sich, dass die Wachen nichts bemerkt hatten. Aber wie hätten sie das können, die Mauern des Schlosses lagen im Schatten und in der Nacht schien nur das matte Licht der Monde. Nur an den Eingängen des Hauptgebäudes, des Nebengebäudes und des Turmes erhellten Fackeln einen Teil der Dunkelheit. Die Nacht würde sie vor einer Entdeckung schützen, aber ihr den Abstieg auch deutlich erschweren, außerdem war sie nicht in der Lage, das Ende

ihres Bandes zu erkennen.

Was sollte sie nur tun, wenn es nicht bis zum Boden reichte? Ein Sprung wäre sicherlich möglich, könnte aber durch verdächtige Geräusche die Wachen aufmerksam werden lassen. Außerdem wäre ihr der Rückweg verwehrt, falls ihr Plan nicht aufginge. Aber auch wenn alles heraus käme... Was sollte ihre Mutter ihr schon Schrecklicheres antun können, als den Raub all ihrer Wünsche und Träume von einem interessanteren, spannenderen Leben, einem selbstgewählten Leben mit einer selbstgewählten Partnerin.

Selbst wenn das Band nicht hielte... Sie würde vielleicht zu Tode stürzen, mit zerschmetterten Knochen im Hof liegen. Aber dann würde ihre Mutter erkennen, was sie getan hatte, dass man der Tochter ihr Leben nicht vorschreiben durfte.

Sie hockte sich auf den Fenstersims, das Band zwischen ihren Beinen, und begann sich dann langsam, mit den Füßen an der Wand, hinabzulassen. Nach ein paar Metern hatte sie den Bogen raus und bald erreichte sie den Boden. Tatsächlich reichte die geschätzte Länge ihres improvisierten Seiles. Der letzte zusammengedrehte Vorhang lag wie eine Schlange auf dem Pflaster. Der gelungene Abstieg machte ihr Mut.

Sie hatte sich ihr einziges dunkles Gewand angezogen. Die Mutter hatte es für ihre Zusammenkunft mit der fremden Prinzessin anfertigen lassen. Um die großen, goldig gelb leuchtenden Stickereien zu verbergen, hatte sie es auf links gedreht und sich auf diese Weise vor den schwarzen Mauern des Schlosses unsichtbar gemacht. Dieses Gewand würde sie niemals seiner eigentlichen Bestimmung zuführen. Da war sie sich sicher. Aber nun war es nützlich. Trotz ihrer Angespanntheit, lächelte sie ein wenig über die Ironie dieser Situation.

Sie lief lautlos zum hinteren Teil des Schlosses und erreichte unbemerkt die Felsen. In ihrem Schutz wollte sie den Hof umrunden. Die ersten Meter konnte sie geschickt zwischen den Felsen hindurch klettern, doch dann stolperte sie. Sie unterdrückte einen Schrei, als der Schmerz durch ihr Knie zuckte, das hart gegen einen Stein geschlagen war. Sie spürte das warme Blut an ihrem Bein hinablaufen. Erst später, als sie schon fast das Ende des Nebengebäudes erreicht hatte, bemerkte sie auch die brennende Wunde an ihrer Handfläche. Bei dem Versuch, sich mit den Händen abzufangen, hatte eine scharfe Felskante ihr die Haut aufgerissen.

Trotzdem verspürte sie Stolz, als sie die letzten Felsen überkletterte, die zwischen dem Hof und dem Fluss lagen. Einen Moment pausierte sie am Ufer der Jakaaf und blickte über die seichten, im Licht der Monde glitzernden Wellen. Jetzt fühlte sie ihre ganze Kraft, ihren großen Willen. Was hätte ihr noch geschehen können, nachdem sie soviel Mut und Geschick bewiesen hatte?

Ein Stück am Ufer entlang wippte ein kleines Boot auf dem Wasser. Sie hätte auch schwimmen können, der Fluss war hier nicht breit und in der warmen Nacht hätte die nasse Kleidung sie nicht zu stören brauchen, aber das Wasser war tief und voller Leben. So unbezwingbar sie sich gerade fühlen mochte, die nächtliche Jakaaf war ihr unheimlich. So war sie das erste Mal dankbar über die Ängstlichkeit ihres Volkes, denn Ültja hatte für Boote gesorgt, die rechts und links der Brücke am Ufer befestigt waren. Die Vorsorge für eine Flucht der Königin und ihrer Tochter, für den Fall, dass Feinde das Schloss angriffen und den einzigen Landweg über die Brücke versperren sollten. Bavonta schüttelte den Kopf, während sie in das Boot kletterte. Sie hatte die ständige Furcht ihres Volkes nie verstehen können, auch wenn sie sich

gegen dieses lähmende, nervöse Gefühl manchmal selbst nicht hatte wehren können. Gritta und ihr Volk gaben sich der Angst hin, sie hingegen wollte dagegen ankämpfen.

In dieser Welt gab es doch keine Gefahr, wo hätten die Feinde denn herkommen sollen? Das Schild der Oberhexen verhinderte jegliches Eindringen des Bösen in die Bogawelt. Doch die Sicherheit würde schwinden von Tag zu Tag, wenn die Oberhexen fort wären. Ihre Mutter unterschätzte das Böse und überschätzte die Boga. Gritta handelte kurzzeitig und planlos wie ein Kind, so befand sie. Manchmal war es Bavonta so vorgekommen, als wäre der misstrauische Hass gegen die Oberhexen nur aus dem Mangel an realen Feinden entstanden. Oder aus Eintönigkeit und Langeweile? Vielleicht war ihre Mutter auch krank im Geiste. Aber, was auch immer dahintersteckte, es durfte nicht länger Einfluss auf ihr eigenes Leben nehmen.

Zwei Ruder und zwei Fackeln lagen auf dem Boden des Bootes, sie hatte beides vor ein paar Tagen hier bereit gelegt und nachdem sie das Tau von einer Felsspitze gelöst hatte, drückte sie sich ab und kopierte dann konzentriert die Bewegungen der Wachen, denen sie zugesehen hatte, wenn sie zu Übungszwecken das Boot ans andere Ufer und zurück gerudert hatten. Und nach ein paar Ruderschlägen hatte sie den Bogen raus.

Die Strömung ließ sie ein wenig abtreiben, aber schon bald erreichte sie sicher das andere Ufer, befestigte das Boot an einem kleinen Baum und kletterte die bewachsene Böschung hinauf bis auf den Weg. Dem folgte sie zurück bis zur Brücke, um sich dann unbemerkt von der Brückenwache in Richtung Osten wieder vom Schloss zu entfernen. Wenig später kam sie an der Halle der Oberhexen vorbei und bald darauf erreichte sie den blauen Wald.

Nun lag das schwierigste Stück ihres Weges vor ihr. Die Bäume standen nicht sehr dicht, aber wenn die Tagessonne es auch mühelos vermochte die Wipfel zu durchdringen, taten sich die Monde da wesentlich schwerer. Es war doch sehr dunkel und unheimliche Geräusche begleiteten sie.

Taraya hatte in einem ihrer kurzen Gespräche, bevor der Verfolgungswahn ihrer Mutter den Höhepunkt erreicht hatte, erwähnt, dass Coraya am Waldrand auf den singenden Wiesen wohnte. Die Prinzessin war schon seit langem nicht mehr dort gewesen, aber sie war sich sicher, den Weg finden zu können. Ültja und ihre Mutter hatten sie ein Mal dorthin geführt. Zusammen hatten sie in der warmen Nachmittagssonne auf die Kimbis gewartet. Die flachen, breit gebauten, braunen Pelztiere hatten der langgestreckten Grasfläche am Waldrand ihren Namen gegeben. In der Dämmerung fanden sie sich hier ein, um vor den Eingängen ihrer Erdhöhlen zu „singen“.

Ültja hatte ihr damals erklärt, dass das ein natürliches Revier- und Familienverhalten der Kimbis wäre. So unromantisch Ültjas Erklärungen waren, so sicher war Bavonta stets gewesen, dass mehr hinter den herrlich warmen und melodiösen Tonfolgen stecken musste. Vielleicht war es nur die Freude dieser Tiere an einem unvergleichlichen Geschenk, dass ihnen die Natur gemacht hatte und ihre Dankbarkeit darüber.

Die auf unerklärliche Weise stetig wachsenden Ängste der Mutter, hatten einen erneuten Besuch der singenden Wiesen verhindert. Der blaue Wald, so hatte Gritta ihrer Tochter erklärt, sei voller versteckter Gefahren.

Taraya hingegen hatte behauptet, dass man sich im blauen Wald getrost und sorgenfrei zum Schlaf legen könnte. Und sie vertraute dem Urteil ihrer Liebsten, während sie versuchte mit

den Augen die Dunkelheit zu durchdringen, um den Abzweig zu den singenden Wiesen nicht zu verpassen. Tatsächlich fand sie bald den schmalen Weg. Er verschwand hinter einem eigenwillig geformten Baum in einem Meer aus Farnen in der Dunkelheit und sie entzündete eine Fackel.

Der Weg wurde bald noch schmaler, war streckenweise nicht mehr als ein Pfad. Die hohen Farne begrenzten ihn, so dass sie nicht Gefahr lief von ihm abzukommen. Dann schließlich schlängelte er sich nur noch durch Sträucher und bald stand sie mit dem Rücken zum Wald vor der Wiesenlandschaft, die sich wie ein breites Band an der Baumgrenze entlang zog. Kleine Baum- und Strauchgruppen waren auf der ansonsten flachen Rasenfläche verstreut und bildeten in der Nacht große schwarze Haufen, als hätte ein mächtig überdimensioniertes Campon hier seine Hinterlassenschaften verteilt.

Bavonta lief am Waldrand entlang und versuchte eine Hütte auszumachen. Aber so sehr sie auch ihre Augen anstrengte, konnte sie Corayas Haus nicht finden. Sie überlegte, ob eine Oberhexe ihre Hütte womöglich unsichtbar machen könnte. Dann würde sie Coraya nie finden. Aber unverrichteter Dinge würde sie nicht gehen und wenn sie die Oberhexe nicht aufspüren könnte, müsste sie eben dafür sorgen, von ihr gefunden zu werden.

Sie nahm allen Mut zusammen, den es kostete, in der nächtlichen Dunkelheit die Stimme zu erheben, und rief Corayas Namen über die Weite der Wiesen.

Tara war spät nach Hause gekommen, Saskia war längst schlafen gegangen, nur Tississi lief im Wohnraum auf und ab. „Du kommst endlich. Endlich. Sag was los. Was los? Saskia sagt:

Ihr geht in Menschenwelt. Bald Menschenwelt.“

Tara setzte sich, bevor sie antwortete: „Saskia hat Recht. Wir verlassen eure Welt. Alle Schwestern. Mago hat Cratagayas Zeichen befragt und die sagen, dass wir die Bogawelt verlassen und zurückkehren sollen.“

Tississi lief ein paar hektische Kreise. „Alles wegen dummer Prinzessin. Dummes Mädchen. Ich dann allein. Allein.“

„Ach Tississi, dann gehst du eben wieder zu deinem Volk zurück. Und du kannst mich besuchen kommen, so oft du willst. Und ich hoffe, oft!“

„Kann nicht zurück. Nicht zurück. Boga glauben: ich bin verrückt. Ganz verrückt. Lebe mit Oberhexe zusammen. Verrückt. Sie reden nicht. Nicht mit mir. Sind stumm. Stumm.“

Tara erhob sich, ging vor der Boga in die Hocke und strich über ihr metallenes glänzendes Haar. „Tississi, glaub mir, ich möchte dich auch nicht verlieren. Du bist mir in den letzten Jahren eine Freundin und Vertraute geworden, die ich nicht missen möchte, aber ich muss mit meinen Schwestern gehen. Und wenn wir ehrlich sind, hat Bavonta nur für eine Beschleunigung gesorgt. Früher oder später wären wir sowieso in die Menschenwelt zurückgekehrt.“ Sie schaute einen Moment ins Leere. „Einige eures Volkes haben doch auch einst dort gelebt. Warum kommst du nicht mit mir?“

Die Boga sah traurig aus, ihre weißen Augen waren blass: „Alle zurück in Bogawelt. Bogawelt. Du weißt, Menschen nicht mögen uns. Gar nicht mögen. Jagen uns. Schimpfen uns: Troll, Zwerg, Kobold. Schimpfen. Wollen fangen uns. Du weißt. Du weißt.“

„Die Menschen haben sich geändert. Sie glauben nicht mehr an euch. Auch nicht an uns. Wir sind nur noch Fantasien aus Bü-

chern und dem Fernsehen. Natürlich würdest du dich nicht so frei bewegen können wie hier. Du müsstest schon darauf Acht geben, dass die Menschen dich nicht sehen, jedenfalls nicht in deiner natürlichen Erscheinung.“

Tississi war derweil etliche Kreise getipelt, aber Tara hockte noch immer auf dem Boden. Tississi blieb schließlich vor ihr stehen. „Auch wenn. Auch wenn. Schwestern dagegen. Bestimmt dagegen.“

Die Oberhexe winkte ab: „Das ist deren Problem. Du kannst schließlich tun, was du willst. Das geht meine Schwestern gar nichts an. Inda und ich haben eine Burg gefunden. Wenn Mago einverstanden ist und wir dort einziehen sollten, finden wir auch einen Platz für dich. Die Burg ist groß und ein kleiner Park gehört dazu. Du könntest dort auch leben, Tississi, bestimmt. Und Saskia würde sich erst freuen. Sie hat sich schon so an dich gewöhnt. Du bist ihr Mama-Ersatz.“

Tississi wackelte unschlüssig mit dem Kopf: „Weiß nicht. Muss denken darüber. Denken.“

Cora blickte von dem tönernen Gefäß auf, in dem einige Kräuterblätter in einer öligen Flüssigkeit schwammen. Sie hatte die Prinzessin bereits bemerkt, als sie aus dem Wald auf die singenden Wiesen getreten war. Da sie jedoch nicht ahnen konnte, dass die Prinzessin wegen ihr dort herum schlich, hatte sie sich weiter ihrem neuen Experiment gewidmet und sich nicht um die junge Frau gekümmert.

Aber da nun ihr Name über die Wiesen hallte, sollte sie der Prinzessin wohl den Weg durch die Nacht weisen, bevor ihr Gebrüll allen Lebewesen der Umgebung endgültig den Schlaf geraubt hätte. Sie öffnete die Tür und ließ das Licht ihrer Öllampe

in die Dunkelheit fliehen.

Bavonta bemerkte den hellen Schein sofort, der aus einem großen Gebüsch hervorzulucken schien. Hastig setzte sie sich in Bewegung aus Sorge, das Licht könnte so schnell verschwinden, wie es erschienen war. Ein Mal stolperte sie über einen Kimbi-bau, aber sie konnte einen Sturz knapp vermeiden und kam kurz darauf bei der Sträucheransammlung an. Und mitten in einer besonders dicht beblätterten Pflanze befand sich die offene Tür.

Sie trat ein. Cora saß an einem Tisch, der übersät war mit verschiedensten Grünzeug, zwei Karaffen und einigen kleineren Gefäßen. Sie lächelte der Prinzessin freundlich entgegen: „Seid so gut, löscht eure Fackel und schließt die Tür, bitte. Wir wollen doch nicht, dass Insekten vom Licht angezogen werden und in der Flamme der Lampe verbrennen.“

Bavonta hätte die Fackel in dem Sand auf dem Boden gedreht, bis sie verloschen wäre, aber hier gab es keinen Sand, der Boden war mit Pflanzen bedeckt. Hilflos blickte sie die Oberhexe an. Die nahm unmutig kopfschüttelnd einen Holzeimer mit Wasser und stellte ihn draußen an die Hauswand. Die Prinzessin tauchte die Fackel ein und schloss die Tür.

„Setzt Euch! Und dann erzählt mir, was Ihr auf dem Herzen habt.“ Die Prinzessin blickte sich erfolglos nach einem Sitzkissen um.

„Ihr werdet einen Stuhl benutzen müssen.“ Cora wies freundlich auf den Platz ihr gegenüber.

Bavonta betrachtete die starken, runden Äste der Arm- und Rückenlehnen, aus denen einige schmale, weiche Blätter wuchsen und setzte sich dann so vorsichtig, als könnte das Holz unter ihr zusammenbrechen. Als sie schließlich Platz genommen hatte, glaubte sie der Stuhl würde sich unter ihr bewegen und mit einem

kleinen Schreckenslaut sprang sie wieder auf.

Die blonde Oberhexe lächelte aufmunternd. „Das Holz lebt. Es will Euch das Sitzen so bequem wie möglich machen. Setzt Euch nur wieder.“

Zögernd folgte Bavonta der Aufforderung. „Es tut mir Leid, dass ich Euch bei der Arbeit störe.“ Ihr verwunderter Blick tat kund, dass sie keine Vorstellung davon hatte, was all die Pflanzen und Behältnisse für einen Sinn hatten, aber sie vermutete, dass die Oberhexe an irgendwelchen magischen Tränken arbeitete.

„Ihr stört mich kaum. Diese Arbeit hat ebenso viel Zeit, wie ich selbst.“

Bavonta zögerte. Wie sollte sie die fremde Oberhexe um etwas bitten, wie über ihre tiefsten Wünsche und Empfindungen sprechen. Einzig dieses offene, strahlende Gesicht machte ihr Mut, gab ihr Hoffnung, dass ihr Plan nicht völlig aussichtslos war. Also nahm sie den Rest Spucke zusammen, der sich in ihrem trockenen Mund noch finden ließ und begann: „Ich komme mit einer Bitte zu Euch.“

Cora hörte aufmerksam zu, als die Prinzessin von dem unglückseligen Vorhaben ihrer Mutter erzählte, von Tara und dem Badegarten. Die Oberhexe sagte kein Wort, auch als Bavonta mit gesenktem Blick auf ihren Verrat zu sprechen kam. Während sie endete, kam Bavonta das erste Mal der Gedanke, dass Coraya das womöglich schon alles wusste. Sicherlich hatte Taraya der Lieblingsschwester schon erbozt von dem unverzeihlichen Verhalten der hinterhältigen Prinzessin berichtet. Wahrscheinlich hätte sie gar keine Chance mehr, sich zu erklären und Coraya auf ihre Seite zu holen. Der Umstand, dass sie für die baldige, überstürzte Abreise aus der Bogawelt der ausschlaggebende Grund war, kam

noch erschwerend hinzu. So erstarb ihre Stimme mit „es ist alles so furchtbar“, und sie sackte zusammen, was ihr Stuhl mit einer Veränderung der Sitzfläche quittierte, als wollte er nach all dem Gehörten in Bavontas hoffnungslos, trauriges Seufzen mit einstimmen.

Aber Cora wäre nicht Cora, wenn sie nicht Verständnis hätte, nicht Mitleid verspürte mit der niedergeschlagenen Prinzessin, die ihr gerade mit zittriger Stimme von ihrem Unglück berichtet hatte. „Ja, ja, ich verstehe. Meine liebe Schwester hat Euch solche Angst gemacht mit ihrer Wut, dass Ihr Euch nicht traut, sie um Verzeihung zu bitten. Und nun wünscht Ihr Euch, dass ich mich für Euch einsetze.“

Bavonta nickte leicht und blinzelte eine Träne fort.

„Nun, das könnte ich sicherlich tun. Aber ich kann Euch versichern, die Furcht, dass Tara Euch weniger Verständnis entgegen bringt als ich, ist völlig unbegründet. Wie sagt Mago immer: „Taras Gemüt ist aufbrausend wie der Wind im Tal der Stürme, aber legt sich auch genauso schnell wieder.“ Ich weiß, Tara mag ihr großes Herz oft gut verstecken und ihr Temperament kann einem schon Angst machen, aber seid sicher, sie hängt mehr an Euch, als ihr im Moment wohl selber lieb ist.“

Bavontas ungläubiger Blick ließ Cora ihr noch ein Mal versichern: „Es wird kein leichter Gang, sie wird Euch teuer bezahlen lassen für Euren Fehler, aber wenn ihr nur hartnäckig genug seid, wird sie Euch am Ende wieder in die Arme schließen.“

Die Prinzessin lächelte erleichtert, so überzeugend waren die Worte der Oberhexe. „Denkt Ihr wirklich?“

Cora lachte. „Ich kenne meine Schwester seit fast siebzig Jahren. Glaubt mir, wenn Tara liebt, ist ihr Herz so weit wie der Himmel.“

Bavonta lächelte verträumt: „Denkt Ihr, sie liebt mich?“

Die Oberhexe zupfte nachdenklich an einem Halm, der vor ihr auf dem Tisch lag. „Sie hat die Gabe, andere in ihren Bann zu ziehen, ganz ohne Verwendung ihrer Kräfte. Doch anders herum geschieht das nur sehr selten. Euch ist das gelungen. Aber fragt mich nicht, ob es Liebe ist.“ Sie beugte sich verschwörerisch zu ihrem Gast. „Jedenfalls nutzt Tara es gerne mal aus, wenn andere sich ihr nicht entziehen können. Warum solltet Ihr nicht dasselbe tun?“ Sie lachte. „Erteilt Ihr ruhig eine kleine Lektion, wie es sich anfühlt, wenn ein anderer Macht über das eigene Herz hat. Wickelt Sie nur um Euren kleinen Finger.“

„Um den Finger?“

„Ich bin überzeugt, wenn Ihr Euch bemüht, kann sie Euren traurigen Augen nicht widerstehen.“

Bavontas Lächeln verschwand: „Ich fürchte nur, ich werde keine Gelegenheit dazu bekommen. Sie wird zu verhindern wissen, dass ich sie noch ein Mal treffe, bevor sie diese Welt für immer verlässt.“

„Das kann allerdings gut sein. Sie kann ihre Chancen gut einschätzen und wird ahnen, dass sie gegen Euch verschwindend gering sind. Gut möglich, dass sie sich einer Begegnung mit Euch entziehen wird.“ Sie überlegte einen Moment. „Ich kann Euch helfen. Ich rufe sie hierher, jetzt gleich. Haltet Euch bereit!“

Coras Augen leuchteten und einer der zwölf Steine auf ihrem Ring funkelte.

Tara empfing den Ruf der Schwester.

„Tississi verzeih, Cora ruft mich. Überlege es dir noch mal. Deine Ängste sind vielleicht unbegründet. Und schließlich bin ich ja auch noch da. Wir reden dann weiter, wenn ich wieder zu-

rück bin.“

Cora hatte ihren Wunsch sie zu sehen nicht begründet. Doch es hatte nicht nach einer Notlage geklungen, vermutlich war die Schwester nur neugierig und wollte mehr über die Vorkommnisse erfahren. Sie hatten noch keine Gelegenheit gehabt zu sprechen. Tara wusste, dass es ihr gut tun würde mit Cora über alles zu reden, also tauchte sie Sekunden später vorm Haus der Schwester auf. War keine Gefahr in Verzug, gebot die Höflichkeit, sich nicht direkt ins Haus hinein zu lösen, wenn eine Schwester rief.

Cora öffnete die Tür händisch und bat sie mit einer einladenden Geste herein. Die Schwester grüßte und folgte ihr in die Hütte.

Als Tara die Prinzessin der Avessanas und damit den Grund der Einladung erkannte, wurden ihre Züge augenblicklich hart. Sie wendete sich an die Schwester: „Dir kann ich also auch nicht mehr trauen. Verrat scheint in dieser Welt ansteckend zu sein.“

Cora winkte ab: „Ach, stell dich nicht so empfindlich an. Anders lässt du ja nicht mit dir reden. Setzt dich hin und hör ihr zu!“

Bavonta konnte es kaum glauben, aber die Schwester gehorchte, widerwillig zwar wie ein Campon, das man mit Reifskraut gelockt hatte, um es vor eine Kutsche zu spannen, aber wortlos.

Finster blickte sie die Prinzessin an. So streng, dass Bavonta keinen Ton herausbrachte und Cora helfen musste, wenn sie nicht die nächsten Stunden schweigend auf ihren Positionen verharren wollten: „Dreht Euch doch einfach weg! Seht mich an, wenn Ihr sprecht.“

Die Prinzessin folgte dem Rat. Während Tara nicht den Blick von Bavontas Profil ließ, flogen die Worte aus ihrem Mund, wie

das Licht aus Coras Hütte in die Nacht hinausgedrungen war.

Cora nickte der jungen Avessana aufmunternd zu, ohne zu vergessen sich mit kurzen Seitenblicken Gewissheit über Taras Reaktion zu verschaffen. Und sie war zufrieden mit dem, was sie in dem Gesicht der Schwester las, denn ihre Vorhersagen schienen einzutreffen.

Aber Tara war noch nicht bereit, so schnell zu verzeihen und so weich sie ihr Herz werden fühlte unter all den Entschuldigungen, Beteuerungen und Tränen der Prinzessin, so stark wuchs ihre Entschlossenheit, es Bavonta nicht zu leicht zu machen. Und auch die Schwester sollte ein wenig büßen für die Verbrüderung und die Falle, die sie ihr gestellt hatte.

Als die Prinzessin schließlich geendet hatte, und nach einem letzten, lauten Schlucken, machte die eintretende Stille die Luft so dünn, dass Bavonta kaum mehr atmen konnte. Langsam drehte die Avessana sich herum, als befürchtete sie, die Oberhexe könnte sich ebenso schnell weggelöst haben, wie sie erschienen war. Jedoch war Tara noch da, bewegungslos, wortlos, den Blick noch immer voll Zorn auf sie gerichtet. Bavonta zuckte zusammen und alle Hoffnung zerbrach. Sie ertrug es nicht, senkte den Kopf, blickte zu Boden.

Endlich reagierte die Oberhexe, erhob sich und fragte in zynischem Ton: „War's das?“, dann wandte sie sich an Cora, die verdutzt blinzelte: „Dafür hast du mich gerufen? Was hast du erwartet? Dass das Prinzesschen sich entschuldigt, ein paar Tränen vergießt und die gutmütige Tara wird sie verzeihend in die Arme schließen?“ Die Schwester blinzelte verwundert und schluckte wie Bavonta zuvor.

Dann baute sich die groß gewachsene Oberhexe vor Bavonta auf, deren Kopf noch immer zwischen den Schultern hing. „Und

Ihr?“ Sie herrschte die Prinzessin so an, dass ihr Kopf noch tiefer sank, als Tara es für möglich gehalten hatte. „Hat Euch meine liebe Schwester gesagt: Heult Euch ein bisschen bei ihr aus, dann wird sie Euch das alles bestimmt verzeihen? Meine Schwester ist gutmütig und dumm wie ein Campon?“ Sie holte tief Luft und schien noch zu wachsen. „Ich muss Euch enttäuschen Prinzesschen. So einfach ist das nicht!“

Tara ging in die Hocke, griff nach Bavontas Kinn und zwang sie, den Kopf zu heben und sie anzusehen. Sie sah die Angst und das Entsetzen in den dunkelblauen Augen. Ein bisschen tat ihr die eigens auferlegte Unnachgiebigkeit schon Leid, aber einen Moment lang sollte ihre Prinzessin noch leiden. „Was glaubt Ihr, wer Ihr seid? Denkt Ihr, weil Ihr Grittas Tochter seid, dürft Ihr mich ungestraft demütigen, belügen und verraten? Nur Euren Vorteil hattet Ihr im Sinn. Wie ein verwöhntes, egoistisches Kind habt Ihr Euch benommen.“ Drohend dicht kam sie dem Gesicht der Prinzessin und mit gefährlich leiser Stimme fuhr sie fort: „Ich glaube, ich habe eine gute Idee. Wisst Ihr, was wir machen? Ihr werdet büßen für Euer Verhalten. Ich werde Euch verprügeln! So wie Ihr mich habt verprügeln lassen.“ Tara hatte den Eindruck, dass die großen, nassen Augen sich noch geweitet hatten, sie schwieg kurz und betrachtete das Gesicht der Prinzessin. Sie sah, dass ihre wütenden Worte grausamer gewesen waren, als jeder Schlag es hätte sein können. Sie nahm ihre Hand von Bavontas Kinn und der Kopf sank wieder hinab, als hätten alle Muskeln, die ihn hätten halten können, sich aufgelöst unter den bösen Worten.

Die Oberhexe ließ sich wieder auf ihren Stuhl sinken und seufzte: „Aber das könnte ich ja gar nicht, obwohl Ihr es sicherlich verdient hättet.“

Bavonta hörte sehr wohl, dass die Stimme, die ihr gerade noch scharf bis ins Herz gefahren war, sanfter geworden war. Doch noch traute sie sich nicht den Blick zu heben.

„Warum die plötzliche Angst? Könnt Ihr mir nicht ins Gesicht schauen? Aus Furcht oder aus Scham? Furcht müsst Ihr nicht haben, aber ein schlechtes Gewissen so mächtig wie das Nordgebirge. Nun seht mich schon an, wenn ich mit Euch spreche, benehmt Euch nicht wie ein kleines Mädchen. Tragt gefälligst die Konsequenz aus Eurem selbstverliebten Handeln, oder waren alle Entschuldigungen nur Lippenbekenntnisse einer verängstigten Heuchlerin?“

Langsam hob die Prinzessin Kopf und Blick und stellte erleichtert fest, dass Taras Augen den zornig kalten Glanz verloren hatten. „Ich bin keine Heuchlerin,“ flüsterte sie, „wenn Ihr glaubt, mich bestrafen zu müssen, dann bitte.“ Sie drehte ein wenig den Kopf, um der Oberhexe die Wange zum Schlag hinzuhalten.

Tara holte wortlos aus und beobachtete wie die Prinzessin in Erwartung des Schmerzes die Augen schloss und die Luft anhielt. Doch statt die Vergeltung mit einer kräftigen Ohrfeige zu vollenden, musste die Oberhexe lächeln über die tapfere Büßerin. Einen Augenblick ließ sie Bavonta noch mit der ängstlich verkniffenen Miene verharren, dann senkte sie die erhobene Hand und legte sie sanft auf die ihr dargebotene Wange. „Ihr könnt die Augen wieder öffnen, Prinzessin.“

Bavonta blinzelte misstrauisch, als sie die unerwartet zärtliche Berührung spürte. Und als sie Taras freundliches Schmunzeln erblickte, sog sie tief, den vor Anspannung vergessenen Atem ein.

Auch Cora schnaufte erleichtert laut und etwas prustend. Tara wendete sich zu ihr und blickte sie dramatisch böse an: „Und du,

Cora, solltest dir so fiese Tricks auch gleich wieder abgewöhnen, sonst bist du die längste Zeit meine Lieblingsschwester gewesen.“

„Meine Güte, du kannst einen aber auch jeden Glauben an dich nehmen. Du hast mir Angst gemacht.“

„Das hoffe ich.“ Sie streifte Bavontas Kappe ab und streichelte über das seidige Haar. „Und vor allen Dingen hoffe ich, dass ihr beide euch das merkt.“ Sie grinste Cora an. „Ich denke, wir könnten jetzt alle einen ordentlichen Schluck von deinem Selbstgebrauten vertragen.“

Die Hexen saßen an der Bar des Hotels. Frederike war noch immer vorsichtig, denn trotz Taras unerwarteter Wandlung im Restaurant, war Christine noch nicht über den Berg. Der Nachmittag war gut gelaufen, die Oberhexe hatte sich große Mühe gegeben, Christines Zuneigung wieder zu erlangen. Gut gelaunt und geduldig hatte sie alle Spitzen, die die Hexe noch großzügig verteilt hatte, geradezu demutsvoll hingenommen. Drei Wohnungen und zwei Häuser hatten sie sich angesehen, von denen sie eines nur von Außen hatten begutachten können. Tatsächlich hatte dann aber nur das letzte eine Chance auf Christines Wohlwollen gehabt. Frederike hätte sich auch mit jeder anderen Wahl zufrieden gegeben, aber sie stimmte erleichtert Christines Begeisterung zu.

Das Backsteinhaus mit dem Spitzdach und den hohen, schlanken Fenstern besaß einen hübschen verwilderten Garten rund herum. Frederike ertappte sich bei der Planung verschieden gestalteter Beete und lächelte über ihre Tagträumereien. Denn leider war dieses Haus nicht nur das einzige, das Christines Zustimmung fand, sondern auch das einzige, das schon einen potentiell-

len Käufer besaß. Und eben mit diesem Kunden und dessen Familie hatte der Makler den Besichtigungstermin eigentlich ausgemacht. Christine hatte vermutet, dass die Frauen sich nur hatten anschließen dürfen, um dem gutsituierten Kunden im Anzug zu demonstrieren, dass auch von anderer Seite Interesse an dem Haus bestand und seiner Entscheidungsfreudigkeit somit nachzuhelfen.

So galten die Erklärungen und Hinweise auf dem Rundgang durch die Räume auch eher der vierköpfigen Familie, als den sonderbaren Frauen, die keineswegs so wirkten, als könnten sie sich dieses Haus leisten. Und als die schick und teuer angezogenen Eheleute und ihre beiden Kinder im baldigen Wohnzimmer endlich verkündeten, wie schön das Häuschen doch wäre, strahlte der Makler und Christine klopfte niedergeschlagen mit der Faust gegen einen Türrahmen und murmelte: „Ich hab einfach kein Glück.“

Tara stand in ihrem Rücken. „Was willst du mit dem unzuverlässigen Glück? Du hast doch mich.“ Dann trat sie laut in den Raum: „Sagen Sie, warum lässt sich eigentlich das Fenster im Esszimmer nicht öffnen? Ich finde, es wirkt auch ein bisschen... schief.“

Eine Sekunde wirkte der Blick des Maklers entgeistert, bevor er sich fing und höflich erwiderte: „Nein, nein, das kann nicht sein. Vielleicht ist das Holz ein wenig verzogen.“ Und beim Hin- und Herbewegen, um den möglichen Schaden selbst zu begutachten, fügte er an: „Das bringt der Tischler eins, zwei in Ordnung.“

Als auch das Ehepaar in das andere Zimmer folgte, sagte Tara mit bedenklicher Miene und gut zu vernehmender Stimme zu den Freundinnen: „Ich habe von Erdverschiebungen hier in der Gegend gehört. Da sollen schon Hauswände einfach eingestürzt

sein. Die sollen hier mal irgendwas abgebaut haben. Erze oder so.“

Die Frau warf ihnen einen erschrockenen Blick zu.

Schließlich hatten sich alle vor dem entarteten Fenster versammelt und betrachteten stumm den völlig verbogenen Rahmen. Der Makler strich über das krumme Holz, als könnten ihn seine Hände von dem Irrtum seiner Augen überzeugen. „Versteh ich nicht! Das ist mir gar nicht aufgefallen.“

Der Mann im Anzug meinte fast tröstend: „Na ja, das können sie doch sicherlich in Ordnung bringen, bevor wir einziehen. Ist halt ein altes Haus.“

Seine Frau, die noch Taras Bedenken im Ohr hatte, sah das jedoch weit weniger gelassen: „Und wenn nun die ganze Wand schief ist? Vielleicht ist das schon alles...“, sie suchte nach dem passenden Wort, „instabil.“

Tara mischte sich ein: „Wir sollten in den Keller gehen. Die Standfestigkeit eines Hauses kann man am besten von unten beurteilen.“

Die Frau nickte zustimmend und fragte misstrauisch: „Ja, warum haben Sie uns eigentlich noch nicht den Keller gezeigt?“

Der Makler wies in den Flur: „Weil man sich den Keller bei einer Besichtigung eigentlich immer zuletzt ansieht. Aber natürlich können wir ihn uns gleich ansehen. Bitte folgen sie mir.“

Der Tross setzte sich in Bewegung, das Schlusslicht bildeten Tara und Christine. Die Hexe raunte: „Was erwartet uns da?“

„Lass dich überraschen.“

Auf den letzten Stufen am Ende der Treppe gab es einen Stau. Der Makler, der so forsch voran geschritten war, schüttelte den Kopf: „Wo kommt das denn her?“

Alle betrachteten bestürzt die im Neonlicht glänzende Wasser-

fläche, die den Kellerboden ein paar Zentimeter hoch bedeckte.

Tara zuckte die Schultern: „Grundwasser, denke ich. Ich sag es doch immer: alles Böse kommt von unten. Wird wohl neu isoliert werden müssen. Und bei der Gelegenheit sollte man dann auch die Wand mit dem schiefen Fenster vermessen lassen.“

Der Mann im Anzug hatte ihr aufmerksam zugehört: „Sie kennen sich wohl aus mit so was? Sind sie Architektin oder so was ähnliches?“

„Nein, aber ich besaß und besitze so einige Häuser. Mit der Zeit wird man da Experte.“ Sie drehte sich um und stieg die Treppe wieder hinauf in den Flur und brabbelte gut hörbar etwas von: „Das wird teuer.“

Die anderen folgten und die Dame tuschelte aufgeregt mit ihrem Mann.

Frederike lächelte, als sie an den schnellen Aufbruch der Familie und das Gesicht des Maklers dachte. Als Christine den Freundinnen dann aber mitteilte, dass sie das Häuschen trotz der Einsturzgefahr „ganz nett“ fände, ging alles ganz schnell. Die Oberhexe handelte noch einen Preisnachlass heraus und man verabredete sich für den nächsten Tag im Maklerbüro, um den Vertrag zu unterschreiben.

Eigentlich, dachte Frederike, müsste Christine sich freuen, doch sie saß vorn über gebeugt auf dem Barhocker und drehte unablässig ihr Glas zwischen den Händen, den Blick stumm in das Getränk gerichtet.

„Also, das hat Tara doch prima hinbekommen, nicht?“ Christine zeigte keine Reaktion. „Sie ist schon eine tolle Hexe. Also, und mal ehrlich, sie hat das doch jetzt wieder wett gemacht. Das sie einfach abgehauen ist, meine ich. Chris? Meinst du nicht, du solltest jetzt das unglücklich Sein langsam einstellen und dich

stattdessen auf das Haus freuen?“

Die Angesprochene hob den Blick. „Ja, ja, das mit dem Haus ist schon sehr schön. Jetzt brauche ich nur noch einen neuen Job.“

„Das kann doch nicht so schwer sein. Du wirst bestimmt bald was finden. Und wenn nicht, hilft Tara dir bestimmt auch dabei.“

„Und du? Solltest du dir nicht langsam auch mal Arbeit suchen?“

Frederike rührte in ihrer heißen Schokolade. „Ja, sicher, wenn ich wüsste, was.“

„Na, überlegen wir mal. Vielleicht etwas, wo du weder mit Tieren noch mit allzu vielen Menschen zu tun hast. Jedenfalls solange du deine Fähigkeiten noch nicht im Griff hast.“

Frederike nickte.

„Wie wäre es denn mit etwas Handwerklichem?“

„Ja, das habe ich mir auch schon überlegt. Aber ich bin nicht gerade kräftig.“

Christine betrachtete die junge Frau, als müsste sie sich einen genauen Eindruck von ihr verschaffen. „Stimmt schon. Schneiderin? Oder wie wäre es mit etwas Künstlerischem? Goldschmied, Designer?“

„Ich glaube, man muss studieren, um Designer zu werden. Mit hundert Studenten in einem Raum, dass schaff ich nicht. Aber Goldschmied klingt gut.“

„Lena, eine Hexe vom Zirkel... vom alten Zirkel, hat ein Juweliergeschäft. Da könnte ich fragen, ob sie hier in der Gegend einen Goldschmied kennt, bei dem du vielleicht lernen könntest. Ich ruf sie morgen mal an.“

Frederike strahlte, dann wurde sie ernst und ihre Miene drückte Bedenken aus: „Tara hat uns doch verboten, in nächster Zeit

Kontakt zu den Hexen zu haben. Und ihre Nummer? Die hast du doch nicht etwa irgendwo aufgeschrieben?“

Christine kniff die Lippen zusammen und rutschte von ihrem Hocker: „Willst du mich kontrollieren? Eine kleine, dumme Hexe, die dem Bösen noch die Tür aufhält, wenn es herein will? Du spinnst doch wohl! Deine Ermahnungen brauch ich nun wirklich nicht.“ Sie marschierte davon.

Frederike blieb verduzt sitzen, bevor sie sich selbst tadelte. Die Freundschaft, wenn man die erzwungene Beziehung, aus der eine fragile Verbindung von Abhängigkeiten und Verantwortlichkeit geworden war, so nennen durfte, stand noch auf wackligen Beinen. Sie hätte diplomatischer vorgehen sollen. Warum nur sprach sie immer alles aus, ohne nachzudenken. In Zukunft würde sie das ändern.

Christine war in ihr Zimmer gegangen und warf vor Wut die Tür hinter sich ins Schloss. Sie lehnte sich gegen die Wand, blickte in einen Spiegel, der ihr gegenüber hing und erkannte ihre Empfindlichkeit und Aggressivität. Sie ertrug es nicht, ging zum Bett und ließ sich fallen.

Frederike hatte Recht, Tara war wirklich eine große Hilfe gewesen und sie konnte morgen den Vertrag für dieses wunderbare Haus unterschreiben. Auch die neue Einrichtung wäre dank Taras Hilfe kein Problem und trotz allem konnte sie sich nicht freuen. Alles war noch fremd, unwirklich. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken, dass es besser werden würde, wenn das Haus eingerichtet und zu ihrem neuen Zuhause geworden wäre und sie eine neue Arbeitsstelle gefunden hätte. Spätestens dann. Bestimmt.

Bis dahin jedoch läge ihre Selbstbeherrschung wie ein dünnes Blatt Papier auf ihrer Seele. Ein einziges falsches Wort konnte es knicken, eine Beleidigung es zerknüllen und eine Kränkung es in

Stücke reißen.

Tara trank den Becher in einem Zug. Der Pflanzensaft hatte es in sich, doch das nahm sie wissend in Kauf. Cora nippte nur an ihrem Becher. Der Saft würde ihren Geist verwirren und die Beherrschung ihrer Kräfte für einige Stunden verringern. Natürlich war nicht absehbar, dass das ein Problem darstellen könnte. Nichts wies auf eine mögliche Gefahr hin und im schlimmsten Fall waren ja noch die Schwestern da, die man hätte rufen können. Deswegen genoss ihre Schwester auch so unbekümmert die Ruhe und Leichtigkeit, die der Trunk bewirkte. Normalerweise hätte Cora ihr nicht nachgestanden, aber eine Ahnung ließ sie vorsichtig sein.

Bavonta wusste nichts von der Wirkung des vermeintlich nur erfrischenden, fruchtigen Saftes. Sie nahm einen beherzten Schluck. „Oh, das ist gut, wirklich gut.“

Cora warnte: „Trink langsam, Dein Kopf wird es dir sonst übel nehmen.“

Tara schob ihren leeren Becher über den Tisch und blickte die Schwester auffordernd an. Die füllte nach und mahnte erneut: „Tara, nicht so hastig. Lagta ist nicht hier und Savill wird sich nicht von dir reiten lassen, du musst den Weg nach Hause alleine finden.“

„Ja, Ja, Schwesterchen, beruhige dich. Bis morgen früh bin ich wieder fit und bis dahin wird mich niemand vermissen.“

Cora hatte ihren ersten und einzigen Becher geleert, als Tara bereits beim vierten angekommen war und die Prinzessin immerhin schon den zweiten bezwungen hatte. Aufmerksam beobachtete die Oberhexe ihre Gäste. Abgesehen von den glasigen Augen ihrer Schwester und einem kindlichen Dauergrinsen Bavontas,

das nur hin und wieder von fröhlichem Gekicher unterbrochen wurde, konnte sie keine ernsthafteren Auswirkungen feststellen. Trotzdem vermied sie es, den zweiten noch vollen Krug zu erwähnen, der zwischen vielen anderen Tränken im Schrank stand. Sie goss die Neige in den eigenen Becher, in der Absicht ihn später wegzuschütten und schaute dann freundlich die Gäste an.

Tara hatte sich unterdessen in Fahrt geredet und erzählte Bavonta von einem Überfall eines besonders dreisten Afflas, der ihr den Umhang gestohlen und auf einen Baum verschleppt hatte. Geduldig folgte Cora zum sicherlich dritten Male der Jagd durch die Baumwipfel, der Rückgewinnung des Umhanges und dem dramatischen Sturz der Schwester aus den bei jeder Erzählung gewachsenen Bäumen, die in dieser Version mittlerweile schwindelerregende Höhen erreicht hatten. Ebenso gelassen erwartete sie das Ende, in dem die Schwester eine magische Diebstahlsicherung über den Umhang legte, damit kein Fremder sich jemals wieder seiner bemächtigen könnte.

Cora ließ der Prinzessin Zeit, die Heldentat genügend zu würdigen und mahnte dann: „Tara, die nächsten Tage werden anstrengend für dich, du solltest heimgehen und ein wenig schlafen.“

Die Schwester nickte und drückte sich schwer aus dem Stuhl. „Du hast Recht, wie meistens. Aber vorher begleite ich meine Lieblingsprinzessin noch ins Schloss zurück.“ Sie half Bavonta beim Aufstehen.

Die Avessana bemühte sich, ihre Kappe wieder aufzusetzen, aber ihre Hände wollten ihr nicht gehorchen. „Ich gehe nicht mehr ins Schloss zurück. Nie mehr!“

Tara half, die Kopfbedeckung gerade zu rücken und lächelte: „Ihr seid stur wie ein Campon, aber der Saft vernebelt Euer Hirn.“

Ihr müsst ins Schloss zurück. Wo wollt Ihr denn sonst hin?“

Bavonta schwankte ein wenig. „Zu Euch. In der anderen Welt werden wir doch auch zusammen wohnen oder nicht?“

„Andere Welt?“ Die Oberhexe brauchte etwas länger, um zu verstehen. „Wie kommt Ihr denn auf die Idee? Das ist völlig ausgeschlossen. Ich kann Euch nicht mitnehmen, wie stellt Ihr Euch das vor?“ Sie hakte sich bei der Prinzessin unter. „Kommt meine Hübsche, ich bring Euch jetzt nach Hause und wenn Ihr morgen ausgeschlafen habt...“

Bavonta entriss Tara den Arm, verlor durch die heftige Bewegung den Halt und konnte sich noch am Tisch festhalten. „Ihr habt es versprochen. Im Badegarten. Ihr habt es versprochen.“

Tara erinnerte sich blass. Ihr Kopf wollte nicht mehr richtig funktionieren. „Ich denke, Ihr habt jegliches Recht auf Versprechen zu pochen, für die nächste Zeit verloren. Aber glaubt mir, ich würde es tun, wenn es ginge, doch Eure Mutter würde es bestenfalls als eine Entführung deuten. Und das wäre nicht recht.“

„Wenn meine Mutter das Seil findet, dass aus meinem Fenster hängt, weiß sie, dass ich es so wollte und Euch keine Schuld trifft.“

„Es kann trotzdem nicht sein. Eure Mutter und Euer Volk würden verzweifeln, meine Schwestern werden das nie erlauben und die Prinzessin, mit der Ihr ein Kind zeugen sollt, wird Euch das auch nie verzeihen.“

Bavonta gab einen Laut halb Schrei, halb Stöhnen von sich, drückte sich vom Tisch ab und lief schwankend aus der Hütte davon.

Tara stand wie angewurzelt, nicht fähig einen klaren Gedanken zu fassen. Langsam drehte sie sich hilfesuchend zu Cora um. „Was nun?“

Die Schwester saß nach wie vor am Tisch und schüttelte nun missbilligend den Kopf. „Na, hinterher. Los! Wer weiß was ihr alles passieren kann in ihrem Rausch.“

„Hinterher? Gute Idee.“

Vor der Hütte spähte Tara in alle Richtungen über die dunklen Wiesen, aber es war unmöglich mit ihren menschlichen Augen die Nacht zu durchdringen. Angestrengt bemühte sie sich mit Hilfe ihrer Hexenkräfte die Prinzessin zu lokalisieren, aber hilflos und verärgert gab sie auf. Endlich hätte sie ungestraft ihre Kräfte nutzen können, da machte ihr die eigene Sorglosigkeit einen Strich durch die Rechnung.

Sie bereute, so viel getrunken zu haben. Solange sie in diesem Körper steckte, musste sie ihn auch nutzen und zur Anwendung ihrer Hexenfähigkeiten musste sie die Leitungen ihres Gehirns verwenden. Die wollten ihr aber immer weniger gehorchen. Einen Moment überlegte sie, ob es sinnvoll wäre ihren Körper für kurze Zeit zu verlassen, aber sie verwarf den Gedanken, viel zu risikoreich und schließlich befand sich die Prinzessin in keiner Gefahr. Jedenfalls nicht akut, und nicht dass sie wüsste. Sie ging wieder hinein. Vielleicht hatte die Schwester einen Trank parat, der helfen würde, ihr Gehirn wieder zu klären.

Unterdessen war Bavonta am Waldrand angekommen. Mehrfach war sie gestolpert und auch gefallen, aber auf der weichen Wiese war es halb so schlimm. Nur ein Mal war sie mit dem aufgeschlagenen Knie aufgekomen und ein kurzer Schmerz war durch das Bein gezuckt. Sie mühte sich am Waldrand, den Weg durch die Sträucher und Bäume zu finden, während eine Woge aus Selbstmitleid ihr wieder Tränen in die Augen schwemmte. Das machte die Suche unmöglich und sie wischte sich die Augen trocken und blinzelte ein wenig, bis sie wieder klar sah und tat-

sächlich vor sich den Pfad in den Wald entdeckte.

Während sie weiter schwankte, mühevoll konzentriert den Weg nicht zu verlieren, ballten die Nebel in ihrem Kopf sich zu einer schwarzen Wolke aus Enttäuschung und Wut zusammen. Trotzig schrie sie einen Baum an: „Ich geh nicht nach Hause. Meine Mutter wird mich nie wieder sehen.“ Nachdem sie das für alle Zeiten geklärt wusste, drang durch die diesigen Schleier eine Frage: „Aber wo soll es dann hingehen?“

Die offene Frage verhakte sich an irgendeinem Gehirnstrang und waberte im Nebel auf und ab. Sie sah Taras Gesicht vor sich, freundlich und sanft erst, dann wandelte es sich zu einer niederträchtigen Fratze voller Ablehnung und Hohn. Bavonta fuchtelte mit den Händen vor ihrem Gesicht herum und schrie erneut: „Verschwinde! Nie mehr will ich dich sehen!“

Das Gesicht verschwand und sie erkannte vor sich den breiten Waldweg, der nördlich zur Halle, südlich zum Wasserfall und somit zu Taras Hütte führte. Noch immer kein Ziel vor Augen entschied sie sich gegen diesen Weg und stolperte weiter in Richtung der Wiesen, auf deren seichter Anhöhe die Halle der Oberhexen thronte.

Tara hielt sich leicht am Türrahmen fest: „Ich kann sie nicht finden.“

Cora schüttelte streng den Kopf: „Dann orte sie! Mit deiner Hexerei hast du allen ständig Schwierigkeiten bereitet. Jetzt darfst du und benutzt sie nicht.“

„Funktioniert nicht! Hast du nicht irgendeinen Gegentrank?“

„Nein! Ich versuch's selbst, aber versprich dir nicht zu viel. Du weißt ja, ich vertrag nichts.“ Coras Augen leuchteten. „Alles etwas verschwommen, aber ich glaube, sie stolpert durch den

Wald.“

„In welche Richtung?“

Coras Augen waren wieder klar: „Keine Ahnung, ich habe nicht deine Orientierung, aber sie ist auf dem breiten Weg. Sei froh, dass ich überhaupt was sehe.“

Tara war trotzdem erleichtert. „Gut! Entweder sie läuft zur Halle, dann kommt sie auch sicher zum Schloss oder sie läuft zum Bach, dann kann Tississi sie aufsammeln.“ Sie mühte sich, Tississi eine gedankliche Botschaft zu schicken, aber auch das klappte nicht mehr. „Sag du bitte Tississi Bescheid.“

Die Augen der Schwester leuchteten wieder. Dann stand sie auf, griff nach ihrem Umhang: „Wir werden vorsichtshalber die Strecke zum Schloss absuchen, nicht dass ihr doch noch was passiert.“

„Du hast nur einen Becher getrunken, kannst du uns nicht hinlösen?“

„Ich bin nicht so widerstandsfähig wie du. Wenn wir nicht mit den Ohren an den Füßen ankommen wollen, sollten wir besser laufen. Oder wir versuchen es mit Savill.“

Taras Überlegungen dauerten länger als üblich, aber schließlich schüttelte sie den Kopf: „Besser nicht. Mit einem Campon durch die Nacht, dauert fast ebenso lange wie zu Fuß und wenn es stolpert, haben wir zwei Sorgenkinder.“

„Drei!“ knirschte Cora.

Tara streckte den Rücken und erwiderte beleidigt: „Meine Kräfte mögen nicht mehr richtig funktionieren,...“

„Gar nicht!“ warf die Schwester ein.

Tara fuhr unbeeindruckt fort: „...meine Gedanken sind etwas langsamer, aber laufen werde ich wohl noch können!“

Sie machten sich auf den Weg, anfangs im Laufschrift, dann

auf dem breiten Waldweg langsamer, denn Taras Schritte wurden zunehmend unsicherer.

Bavonta stand vor der mächtigen Halle der Oberhexen, hier hatte sie vor Jahren das erste Mal Taraya gesehen. Eigentlich hatte sie die große Oberhexe auch vorher schon etliche Male gesehen, aber anders.

Die Bilder der Vergangenheit schoben sich durch den Nebel. Damals waren Ültja und sie mit der Kutsche von den Boga gekommen. Sie waren über die Wiesenhügel an der großen Halle entlang gefahren, als plötzlich von überall her berittene Oberhexen aufgetaucht waren und eine hatte auf einem besonders jungen und lebhaften Campon gesessen. Als die dunkel gelockte Reiterin die Kutsche überholte, war ihr Reittier ein paar Sekunden auf Höhe seines Artgenossen geblieben. Das temperamentvolle Tier hatte seinen Hals nach dem Kutschen-Campon gestreckt, laut geschnaubt und ihm mit seiner langen Zunge über die Nase geleckt.

Ültja hatte ihr erschrockenes Zugtier nicht halten können. Das war mit einem Sprung ausgewichen, vom Weg abgekommen und ziellos weiter gelaufen war, um dem aufdringlichen Campon zu entkommen. Ein Kutschenrad war dabei in ein Erdloch geraten oder gegen einen Stein gefahren und gebrochen. Das Campon hatte die schwere, rumpelnde Last nur noch ein paar Meter bis an den Fuß der Anhöhe gezogen und war dann schnaufend stehen geblieben.

Taraya war lachend abgesprungen und zur verunglückten Kutsche gelaufen. Ültja hatte ebenso lange Zeit benötigt, um sich von dem Schreck zu erholen, sich umzudrehen und sich besorgt bei der Prinzessin zu erkundigen: „Geht es Euch gut?“

Sie hatte nur genickt und ihre Kappe zurechtgerückt. Dann war die Oberhexe schon an ihrer Seite gewesen: „Entschuldigt! Ich repariere euch das Rad, dann könnt ihr gleich weiter.“

Das erste Mal hatte Bavonta den feinen Spott in den tiefgrünen Augen gesehen, das erste Mal das sanfte Schmunzeln. Die Kutschfahrt auf drei Rädern hatte sie ordentlich durchgeschüttelt und sie war ärgerlich: „Wenn Ihr so ein wildes Tier reitet, solltet Ihr besser Acht geben.“

Taraya hatte eine leichte Verbeugung angedeutet und höhnisch gegrinst: „Es tut mir leid Prinzessin, dass ihr solche Unbequemlichkeiten auf Euch nehmen müsst. Aber ich schätze Eure Polsterung hat die harten Schläge der Kutsche ganz gut abgefangen.“

Sie war beleidigt gewesen, denn sie verstand wohl, dass die Oberhexe nicht die Kissen auf der hölzernen Bank gemeint hatte. „Ihr seid nicht nur eine schlechte Reiterin, sondern auch unverschämt. Hättet Ihr auch eine angemessene Polsterung, könntet Ihr Euer Campon vielleicht besser beherrschen.“

Taraya hatte wieder gelacht: „Getroffen, Prinzessin, mitten in meine Reiterehre! Dabei meinte ich es gar nicht böse.“

Bavontas Nebelschwaden kamen zurück, verwischten das Bild der Geliebten und wieder stiegen Tränen in ihre Augen. „Du hast doch nie etwas böse gemeint, aber jetzt bist du es eben doch.“ Langsam drehte sie sich im Kreis. „Wo soll ich denn jetzt hin?“ Sie lief die Anhöhe zum Schloss hinauf, hielt sich dann aber links, lief weiter an der Jakaaf entlang, fort von Stadt und Schloss zum Wald der Afflas.

Am Rand des Waldes angekommen, lief sie bis zu den Steinwänden und stellte sich an den äußersten Rand, um in die schwarze Tiefe zu blicken. Als sie hier stand und in das dunkle

Nichts spähte, wurde es ihr mit einem Mal klar. Sie erkannte jetzt, dass sie nicht zufällig den Weg hierher genommen hatte und sie sah in der tiefen Finsternis vor sich die Lösung. Sie nahm die Kappe von ihrem Haar und ließ sie fallen, schnell war sie in der Schwärze verschwunden. Ein Sprung, eine Sekunde Fall und all ihre Probleme wären ausgelöscht. Die Mutter und Taraya würden zerbrechen an ihrem schlechten Gewissen oder jedenfalls bis zu ihrem Tod damit leben müssen.

Die Oberhexen waren längst an der Halle angekommen und Tara strauchelte über die eigenen Füße und fiel der Länge nach hin. Cora schimpfte: „Steh auf! Reiß dich zusammen! Nie wieder wirst du soviel trinken. Was heißt trinken? Runter geschüttet hast du es.“

Die Schwester rappelte sich auf. „Von Bavonta ist nichts zu sehen, vielleicht liegt sie schon zu Hause im Bett.“ Sie klopfte sich den Dreck von der Hose, was fast zu einem neuerlichen Sturz führte. „Wo ich jetzt auch gern wäre... und das sage ich wahrlich nicht oft.“

Coras Augen leuchteten. „Sie ist nicht im Bett, sondern an der Jakaaf und läuft Richtung Wald.“ Sie gab Tara einen heftigen Stoß in den Rücken: „Los, los, weiter. Kommt sie wirklich bis in den Wald, finden wir sie nie.“

Die angeschlagene Oberhexe gab sich alle Mühe, ihre Beine zu koordinieren und der Schwester zu folgen. Den Weg am Fluss hatten sie hinter sich, der Wald lag vor ihnen und Cora war aufgeregt: „Verdammt noch mal. Ihr Vorsprung war zu groß. Oder besser“, sie warf Tara einen vorwurfsvollen Blick zu, „wir waren zu langsam. Oberhexen sind zu langsam, eine angetrunkene Avessana einzuholen. Wie peinlich ist das denn?“ Ihre Augen

leuchteten erneut. Dann griff sie aufgeregt nach Taras Hand: „Sie geht auf die Klippen zu... Los, komm!“

Sie riss die Schwester mit, fest an ihre Hand geklammert, bis sie zu den Felswänden kamen. Der Weg war hier so steinig, dass Tara ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Beine lenken musste und nicht mehr auf die Schwester schauen konnte, die sie plötzlich losgelassen hatte. Als diese dann abrupt stehen blieb, fiel Tara ihr prompt in den Rücken.

Cora zeigte zum vier oder fünf Meter entfernten Abhang: „Dort!“, raunte sie.

Im Stillstand konnte sich die Oberhexe nun wieder auf die Umgebung konzentrieren und erblickte Bavonta, die nur wenige Zentimeter vor der Felskante stand. Überlege, spornte sie ihr Gehirn an: denk nach! Dann fragte sie Cora: „Kannst du sie heilen, falls sie springt?“

„Ich weiß es nicht, aber wir könnten Jawonn rufen.“

„Gut! Hoffen wir erstmal, dass wir das nicht müssen.“

Bavonta hatte die Stimmen gehört und wendete ihren Kopf. Tara sah die Vorwürfe in ihrem Blick, selbst im Dunkeln. Vielleicht bildete sie es sich auch nur ein. Sie bemühte sich um eine feste, klare Stimme: „Prinzessin, was macht Ihr da? Kommt da weg, ich bitte Euch.“

Wortlos drehte die Prinzessin sich zurück.

Vorsichtig näherte die Oberhexe sich, blieb aber stehen, als Bavonta sich ihr wieder zuwandte: „Wollt Ihr mir wieder befehlen? Ihr habt mich verraten, mich getäuscht. Ihr mögt mir verzeihen haben, ich Euch aber nicht.“

Tara war noch immer zwei Meter entfernt, blieb aber, wo sie war und nickte: „Ja, das müsst Ihr denken, aber es ist nicht so. Prinzessin, ich möchte nur das Beste für Euch. Nie würde ich

Euch täuschen wollen. Euer Kopf ist voller Nebel, Ihr denkt nicht klar.“

„Ich muss nicht nachdenken, um zu wissen, dass weder meine Mutter noch Ihr mich wirklich liebt. Ihr denkt nicht an mich, sondern nur an Euch. Meine Mutter will mir ihren Willen aufzwingen, auch wenn es für mich der falsche Weg ist, und Ihr seid nicht besser.“ Sie äffte die Stimme der Oberhexe nach: „Denkt an Eure Mutter, Euer Volk, die andere Prinzessin.“ Sie schwankte ein wenig, bevor sie brüllte: „Aber ich will *mein* Leben.“ Wacklig drehte sie sich wieder um und setzte leise hinzu: „Oder keines!“

Tara spürte ihr Herz pochen. „Nicht Bavonta!“ Mit zwei Schritten war sie bei ihr und riss sie zurück. Sie fielen hart auf den steinigen Untergrund.

Cora setzte sich erleichtert auf einen Felsen.

Bavontas Blick wechselte von Überraschung zu Wut, sie begann zu strampeln und zu schreien: „Lasst mich! Sofort! Lasst mich los!“

Tara bemühte sich, die wild gewordene Prinzessin fest zu halten und sie zu beruhigen: „Bavonta, hört auf so zu zappeln! Ihr kratzt mir noch die Augen aus.“ Schließlich schaffte sie es, die Furie auf den Rücken zu legen, sich auf sie zu setzen und ihre Hände zu fixieren bis ihre Kräfte nachließen und sie ruhiger wurde.

Tara ließ ihr etwas Zeit und nutzte die Pause, um ihre eigenen Gedanken bestmöglich zu sortieren. „Ihr wollt *Euer* Leben, sagt Ihr? Und wie sieht das aus? Habt Ihr Euch Gedanken gemacht, was geschieht, wenn Ihr in einer fremden Welt ohne Freunde, ohne Mutter, ohne Euresgleichen leben müsst? Denn eines muss Euch klar sein: wenn Ihr diese Welt verlasst, gibt es keinen Weg

zurück und wenn Ihr es noch so bitter bereut.“

Die Prinzessin war erschöpft und sie antwortete nicht gleich. Die Oberhexe wollte schon weiter sprechen, als sie dann doch den Mund öffnete: „Ihr selber habt gesagt, dass jeder bei den Menschen Freunde finden kann.“ Die Nebel hatten sich gelichtet. Sie konnte wieder klarer denken, obwohl die Müdigkeit zu überwinden, einige Anstrengung kostete: „Diese Welt verliere ich so oder so, und lieber gehe ich mit Euch, als zu der fremden Avesana.“

„Ihr müsstet eine neue Sprache lernen, Euch anders kleiden, Euch anders verhalten...niemand bringt euch euer Essen.“

„Ja“, Bavonta schien erleichtert, fast ein wenig verträumt, „ich könnte ich sein. Neues kennen lernen und mich neu kennen lernen. Niemand, der mich einsperrt und mit seinen Ängsten trietzt.“

„Aber auch keine Sicherheit mehr und keine Rückkehr.“

Ihr Blick wurde fordernd: „Würdet Ihr mir nicht helfen, wärt Ihr nicht da für mich?“

Tara schwieg und versuchte nachzudenken, dann strich sie über Bavontas goldiges Haar: „Ja, natürlich werde ich das sein. Doch ich müsste Euch häufig allein lassen und an die Schwestern könntet Ihr Euch nicht wenden. Mago würde Euch schneller zurückschicken, als Ihr nein sagen könntet.“

„Ich kann bestimmt schon bald so leben wie die Menschen. Ich werde arbeiten und ein Haus haben und jeden Tag ein neues Abenteuer erleben. Und die Sprache setzt Ihr einfach in meinen Kopf, wie Ihr es bei Saskia getan habt.“

Tara wusste kein Argument mehr, um Bavonta ihre Entscheidung auszureden. „Schön! Dann wisst als Erstes, dass ich Euch nur die Worte einsetzen kann, den Umgang mit der Sprache werdet ihr lernen müssen. Vergesst die herrschaftliche Anrede, zu

Fremden sagt man sie, zu Freunden und Kindern du.“

Bavontas Augen glänzten vor Erschöpfung und Glück: „Werdet Ihr auch morgen noch von Eurem Versprechen wissen?“

Tara erhob sich noch ein wenig unsicher auf die Füße: „Du und deinem. Und nun steh auf, wir sollten ins Bett gehen.“

Cora hatte die beiden genau beobachtet und ihre Gefühle waren zwiespältig. Bavonta war jung und abenteuerlustig und nicht zu vergessen: verliebt. Aber die Schwester sollte es besser wissen. Was wäre, wenn die Liebe nachließe, Tara für Tage nicht bei ihr wäre. Was wäre mit Gritta, was mit Mago, wenn es irgendwann doch herauskäme. Sie verdrängte den Gedanken schnell. Sie konnte Taras Entscheidung doch nicht mehr ändern. Sie seufzte: „Die beiden sind so romantisch hoffnungsvoll, und so hoffnungslos romantisch die Lage.“

## Aufbruch

Tara erwachte in ihrer Hütte als die Sonne aufging, Bavonta neben sich. Ein paar Minuten würde sie ihr noch geben. Vermutlich hatten die Wachen bereits ihr Verschwinden bemerkt und die Königin informiert. Es war nicht schwer zu erraten, wo sie zuerst nach ihr suchen würden. Aber erst musste sie mit Tississi sprechen.

Die Freundin hatte auf der Anhöhe gestanden, als sie mit Bavonta aus dem Wald hinter dem Haus kam. Cora hatte vergessen, ihren Auftrag zur Überwachung der anderen Waldseite wieder aufzuheben. Viel hatte sie der Boga nicht mehr zu erklären vermocht und das musste sie nun nachholen, bevor sie Bavonta weg-schaffen würde.

Als Tara den Wohnraum betrat, kam Tississi gerade zur Tür herein. Sie war sehr aufgeregt und drehte sich um sich selbst: „Königin kommt. Königin. Ihr müsst fort. Fort. Schnell. Schnell. Sind unten am Wald. Am Wald. Viele Avessanas und Gritta. Schnell fort. Fort.“

Die Oberhexe schnappte sich ihren Umhang, den sie achtlos über einen Stuhl geworfen hatte und gab der Freundin letzte Informationen: „Ich war die Nacht nicht hier. Ich war in der Menschenwelt, wegen des Umzugs. Sag ihr das!“

Zurück im Schlafzimmer schüttelte sie Bavonta leicht. „Wach auf! Komm schon, mach die Augen auf!“

Die Prinzessin blinzelte. Schließlich wusste sie, wo sie war und erinnerte sich. „Es ist wahr.“

Tara drängte: „Deine Mutter sucht dich. Du musst dich jetzt entscheiden: willst du immer noch ein neues Leben beginnen?“

Bavonta blickte ernsthaft, als sollte sie einen Eid ablegen: „Ich

bin mir ganz sicher. Daran hat sich nichts geändert und wird sich nichts ändern. Ich will mit in die Menschenwelt und nie mehr zurück.“

„Gut, dann steh schnell auf. Wir klettern aus dem hinteren Fenster und laufen dann möglichst unsichtbar zum Wasserfall.“

Die Prinzessin kletterte aus dem Bett und blickte sich suchend nach ihrer Kappe um, sie hatte vergessen, dass sie im Abgrund lag. Tara mahnte zur Eile. So entschied sie, dass es vielleicht gut wäre, dass die Kappe zusammen mit allem Alten und Gewohnten hier bliebe, bevor sie die Reise ins Neue wagte.

Sie kletterten aus dem Fenster, liefen an der erstaunten Lagta vorbei, hinter den Unterstand, überquerten den Bach auf einem Steg und kamen durch ein paar Bäume hindurch, am Hang an. Der war hier steiler und felsiger, als zur Hütte hinauf, denn das Wasser hatte die Erde längst fortgespült. Tara zeigte hinunter zum kleinen See. „Ich gehe voran und du folgst mir. Halte dich dicht am Hang, damit wir nicht gesehen werden.“

Bavonta blickte sich nach vermeintlichen Zuschauern um, aber die Sicht zum Haus und der Wiese war verdeckt durch Sträucher, die hier oben am Hang die Gelegenheit nutzten, so nah an Bach und Wald unter besten Bedingungen wachsen zu können.

Nach einem kurzen Stück konnte Tara als Erste hinüber sehen zum grünen Anstieg unter ihrer Hütte und zählte acht Avessanas, die sich zu Fuß mühten, der Königin in ihrer Kutsche und Ültja auf ihrem Campon zu folgen. Sie stellte erleichtert fest, dass keine aus dem Trupp auch nur die geringsten Anzeichen machte, die Umgebung im Auge zu behalten. Konzentriert und Angestrengt schienen alle nur ihr Ziel im Auge zu haben, und das war zweifelsohne die Hütte, in der die böse Oberhexe die verhexte oder

verrückt gewordene Prinzessin gefangenhielt. Tara lächelte und kletterte ein Stück weiter hinunter, um dort zu verharren.

Bavonta folgte und war auf der gleichen Höhe wie die Oberhexe, als auch sie hinüber sah. Die Kutsche ihrer Mutter hatte bereits den höchsten Punkt des Hanges erreicht und Bavonta konnte nur einen kurzen Blick erhaschen, bevor Gritta wieder aus ihrer Sicht verschwand.

Tara war froh, dass der Prinzessin jetzt noch ein Mal ihr womöglich vergangenes Leben vor Augen geführt worden war; es wäre ihre letzte Chance umzudrehen. Genau beobachtete sie jede Regung ihres Gesichts, aber sie konnte keine Spur von Traurigkeit, Zweifel oder gar Sehnsucht entdecken.

Beruhigt wies sie den Hang hinunter: „Nur noch ein paar Meter. Dann kommen wir hinter den Wasserfall und von dort in die Menschenwelt.“

Kurz darauf traten sie durch den nassen Vorhang in die Höhle. Tara nahm Bavontas Hand. „Wir dürfen uns nicht verlieren.“ Sie bemerkte, wie der Brustkorb der Prinzessin sich hob und senkte. Stärker als sonst, schneller als sonst. „Hab keine Angst. Ich lass deine Hand nicht los.“

Angst?, dachte Bavonta, mein Herzschlag füllt mich aus, als gäbe es nichts anderes, nur mein Herz in mir. Aber doch nicht aus Angst. Und ich weiß, wie Angst sich anfühlt. Die macht mich stumm, aber jetzt könnte ich schreien vor Glück.

Sie lauschte dem beruhigend gleichmäßigen Gemurmels der Oberhexe. Dann wurde alles weiß. Aber es war kein Licht. Sie wunderte sich über dieses sonderbare matte Weiß, da wurde es schwarz um sie herum. Sie spürte Taras Hand um ihrer und sie spürte Nässe an den Füßen. Gerne hätte sie gefragt, ob sie angekommen seien, aber die Dunkelheit ließ sie schweigen.

Taras Augen begannen zu leuchten. Das grüne Licht erhellte den steinernen Raum. „Dieses Tor liegt im Ufer eines Sees. Siehst du dort?“ Sie hatte sich umgedreht und Bavonta mit sich gezogen. Vor ihnen war der Grund der Höhle mit Wasser bedeckt. „Dort müssen wir hindurch tauchen.“

Bavonta schaute erschrocken auf. „Ich bin noch nie getaucht.“

„Es ist nicht weit. Du brauchst nur die Luft anzuhalten und dich von mir ziehen zu lassen.“

Tara kamen Zweifel, ob es eine gute Idee gewesen war, dieses Tor zu wählen. Sie hatte es nach der Entfernung zu Burg Rochnow ausgesucht, es lag nur rund 200 Kilometer entfernt. Das war nicht sehr nahe, aber das nächste Tor zur Burg. Dabei wusste sie noch gar nicht, ob Mago ihren Segen für die neue Unterkunft geben würde. Außerdem mussten Bavonta und sie eine Ländergrenze passieren. Wenn sie sich doch nur lösen könnte, aber für die Prinzessin war das viel zu gefährlich, denn sie hätte ihren Geist verlieren können und das führte bei einer Avessana, wie auch beim Menschen, meistens zum Tod oder jedenfalls zum Verlust ihres Ichs.

Also würde sie versuchen müssen, Bavonta auf dem schnellst möglichen und unauffälligsten Weg in die Nähe der Burg zu schaffen, dann konnte man weitersehen.

„Atme ein paar Mal tief ein und aus. Wenn ich bis drei zähle, atmest du so tief ein, wie du kannst und hältst die Luft an!“ Bavonta tat, was Tara verlangte. Als die Oberhexe sah, dass die Atemzüge tief genug waren, zählte sie bis drei, warf sich nach vorne in den Tümpel und zog Bavonta mit sich.

Nur ein paar Sekunden später guckten ihre Köpfe aus dem See heraus in einen wolkenlosen, morgendlichen Himmel. Bavonta holte tief Luft, dann schwammen sie die wenigen Meter zum

Ufer. Die Avessana freute sich: „Sogar der Himmel in der neuen Welt begrüßt mich mit Sonnenschein. Es ist kaum anders als zu Hause. Bäume stehen am Ufer, dahinter ist alles grün...“

Sie nahm aus dem Augenwinkel eine schnelle Bewegung unter der Wasseroberfläche wahr und erschreckte sich. Vielleicht lebten in diesem großen See gefährliche Tiere. Tara lächelte sie von der Seite an, gab ihr Sicherheit. Sie hatte ihr blind vertraut, den ganzen Weg über, sie würde sich auch jetzt auf sie verlassen.

An einer flachen Stelle wateten sie ans Ufer und setzten sich ins Gras. Tara blickte sich aufmerksam um. „Keine Menschenseele weit und breit. Wir müssen jetzt schnell alles Nötige in die Wege leiten und eine Unterkunft für dich finden. Ich heile jetzt deine Wunden, trockne unsere Kleidung und dann kümmere ich mich darum, dass du Deutsch sprechen kannst.“ Sie blickte sich wieder um. „Und du behältst die Umgebung im Auge. Falls jemand kommt, stoß mich an!“

Taras Augen begannen zu leuchten, nicht sonderlich stark. Bavontas Wunden an Knie und Hand heilten schnell und ehe sie es noch recht begriff, war auch ihre Kleidung sauber und trocken. Dann legte die Oberhexe ihre Hände über die Stirn der gespannt drein blickenden Prinzessin und ihre Augen erstrahlten heller.

Bavonta erinnerte sich ihres Auftrags und wollte sich umschauen nach fremden Augen, denen das grüne Licht noch sonderbarer erscheinen würde als ihr, aber Taras Hände schränkten ihre Bewegungsmöglichkeit ein. So verdrehte sie hauptsächlich die Augen, um wenigstens eine Bewegung in unmittelbarer Nähe nicht zu übersehen.

Als der Glanz in den Augen der Oberhexe wieder die normale Intensität hatte, blinzelte Bavonta enttäuscht. „Ich habe nichts bemerkt. Bist du dir sicher, dass es geklappt hat?“

Die Oberhexe antwortete in Deutsch: „Verstehst du, was ich sage, Prinzessin?“

Bavonta strahlte und sprach ebenfalls in Deutsch: „Ja, aber nicht mich nennen Prinzessin.“

Tara schüttelte grinsend den Kopf: „Das meinte ich, als ich sagte, dass ich dich nur in die Lage versetzen kann zu übersetzen. Die Grammatik, Redewendungen und all das musst du jetzt selbst lernen.“

„Grammatik?“

„Du kannst nur die Worte übersetzen, die du in deiner Sprache kennst. Ich habe dich gewarnt: du wirst viel und schnell lernen müssen. Aber jetzt haben wir dafür keine Zeit. Entweder ich bringe dich in einem Hotel unter oder bei Freunden“, überlegte sie laut, „Im Hotel wärst du auf dich allein gestellt, in einer fremden Welt vermutlich nicht die beste Lösung. Außerdem würdest du garantiert auffallen.“ Sie schwieg einen Moment, dann fuhr sie fort: „Ich werde dich zu zwei Freundinnen bringen. Der Zufall hat dafür gesorgt, dass sie vor kurzem in die Nähe der Burg gezogen sind. Sollte Mago sich gegen die Burg entscheiden, können wir immer noch umdisponieren.“

„Warum wohnen ich nicht bei dir?“

„Die Schwestern und ich werden zumindest vorläufig zusammen leben. Wenn sie erfahren, dass du bei mir bist... Mago würde ein riesen Fass aufmachen und mich zwingen, dich umgehend zurückzubringen. Eigentlich sonderbar, dass sie sich noch nicht gemeldet hat.“

„Fass aufmachen? Und was ist Hotel?“

Tara blickte sich wieder um, dann strahlten ihre Augen ein wenig.

Christine putzte sich gerade die Zähne, als sie die Stimme der Oberhexe empfing. Überrascht spülte sie sich den Schaum aus, als bräuchte sie den Mund zum sprechen. Dann antwortete sie:

‘Was ist los? Kannst du das Geld für das Haus nicht auftreiben?’

‘Ich brauche deine Hilfe! Komm bitte nach Mescherin an der polnischen Grenze und hol mich dort ab.’

‘Wieso löst du dich nicht? Polnische Grenze? Da bin ich Stunden unterwegs. Und der Termin fürs Haus?’

Tara dachte an ihren eigenen Termin mit dem Bürgermeister und dem Gutachter. Sie verließ sich auf Inda. ‘Den können wir im Notfall verschieben. Aber wenn du gleich los fährst, schaffen wir es vielleicht noch. Mescherin.’

Die Verbindung brach ab. Christine ärgerte sich. Trotz „bitte“, hatte es sich mehr wie ein Befehl angehört und darauf reagierte sie zur Zeit allergisch. Sie blickte auf die Uhr. Es war kurz vor sieben und den Termin um elf würden sie nie im Leben schaffen.

Sie kämmte sich noch schnell die Haare, zog sich an, schnappte ihre Tasche und lief zu Frederikes Zimmer. An die Tür pochend, rief sie gedämpft nach der Hexe. Es blieb alles still.

Sie schlief sicherlich noch, also würde sie allein aufbrechen müssen. Sie flitzte hinunter zur Rezeption und ließ sich einen Zettel geben. Sie schrieb Frederike eine Notiz und beauftragte die Empfangsdame, der Freundin den Brief auszuhändigen, wenn sie zum Frühstück erschiene.

Nicht zum ersten Mal dankte sie dem Erfinder des Navigationssystems und gab den Stadtnamen ein, kurz darauf fuhr sie los und der kleine Pfadfinder vor der Windschutzscheibe leitete sie.

Tara erhob sich. „Komm, wir müssen uns beeilen, um zu dem Städtchen zu kommen, an dem wir verabredet sind. Wir laufen

jetzt zum nächsten Ort und dann schauen wir mal.“ Sie liefen los, nebeneinander durch ein paar Bäume und dann folgten sie einem Weg durch Felder hindurch.

„Ist es weit?“

„Bis zum Treffpunkt? Ja. Aber wir versuchen ein Auto zu organisieren. Das ist ein Fahrzeug aus Metall. Erschrick nicht, wenn du es siehst. Oder zeig es wenigstens nicht. Mach mir einfach alles nach und red am besten gar nicht.“

„Wie ich soll lernen, wenn ich nicht darf reden, wenn du nicht antworten meine Fragen?“

„Ich werde dir alles erklären, aber nicht solange Menschen in der Nähe sind. Wir werden eh auffallen mit unserer Kleidung. In der Menschenwelt wird dir vieles fremd sein, aber wenn du das zu offen zeigst, werden die Menschen misstrauisch. Ich kann ihnen schlecht erklären, dass du aus einer anderen Welt kommst.“

Bavonta versuchte sich Taras schnellem Schritt anzupassen.

„Haben Menschen nicht Wissen von anderen Welten?“

„Nein, ihr Verstand steht ihnen im Weg, deswegen können sie vieles nicht erkennen. Ihr Gehirn ist gut entwickelt, aber ihr geistiges Fassungsvermögen leider recht beschränkt. Sie sind bemüht, sich ihre Welt mit Logik zu erklären. Das können sie dann begreifen. Alles andere bleibt ihnen meist verborgen. Im Moment sollten wir aber zufrieden sein mit ihrer Beschränktheit, das hilft uns nämlich...“ Die Oberhexe verstummte, erhob die flache Hand zu Bavonta, sagte knapp: "Mago ruft mich", um zu erklären, warum sie nicht weiter sprechen konnte und ihre Augen leuchteten ein bisschen intensiver.

Mago rief zornig: `Wo ist die Prinzessin?`

`Mago, ich habe wirklich Besseres zu tun. Frag doch mal ihre Mutter.`

‘Die macht hier alle verrückt, weil ihre Tochter verschwunden ist.’

‘Wahrscheinlich konnte das verwöhnte Gör ihre eigene Schuld nicht länger ertragen und ist weggelaufen. Ehrlich gesagt interessiert mich das aber nicht im Mindesten, und ich bin erstaunt, dass es dich so aufzuregen scheint.’ Sie war froh, dass Bavonta das nicht hören konnte.

‘Tara, wenn du auch nur das Geringste damit zu tun hast, wirst du die nächsten hundert Jahre ohne Körper existieren müssen. Wir sind sowieso noch nicht miteinander im Reinen.’

Die Vorstellung, nur noch geistig vorhanden zu sein, machte Tara nervös, aber sie beruhigte sich mit der Hoffnung, dass Mago zu klug war, um ihrer besten Kriegerin den Körper und damit einen Teil ihrer Kampfkraft zu nehmen. ‘Ich weiß, ich weiß. Ich gebe ja zu, dass du allen Grund hast verärgert zu sein, aber du kannst mir glauben, dass ich nie wieder so viel riskiere für so eine miese, kleine Verräterin.’

Die Ratsschwester blieb misstrauisch: ‘Wir werden sehen.’

‘Mago, hast du dich entschieden? Wegen der Burg?’

‘Ja. Inda hat sich alle Mühe gegeben, uns dieses alte Gebäude schmackhaft zu machen. Fürs Erste werden wir uns damit zufrieden geben. Und beeilt euch, dass wir umziehen können. Im Übrigen war es auch keine gute Idee, Plastiktöpfe in diese Welt mitzubringen. Gritta hat sie in deiner Hütte entdeckt und natürlich auch deinen Metalltopf. Das gab Grittas Unterstellungen noch Nahrung, dass du dich an keinerlei Gesetze hältst. Sie vermutet, du hättest ihre Tochter entführt oder Schlimmeres, das macht den Umzug noch dringlicher.’

‘Ach ja, die Plastiktöpfe. Entschuldige, die hatte ich bei dem ganzen Durcheinander völlig vergessen. Aber beruhige dich, Inda

und ich werden das Kind schon schaukeln.’

‘An diese neumodischen Ausdrücke werde ich mich wohl nicht so schnell gewöhnen. Bis später.’

Tara musste lächeln bei dem Gedanken, dass die Redewendungen, die für die alten Schwestern neumodisch waren, unter den jungen Menschen schon längst als überholt galten. Sie wendete sich Bavonta zu: „Deine Mutter sucht dich. Alle sind in heller Aufregung.“

Die Avessana schwieg dazu und zeigte nach vorn: „Häuser sind da, ich glaube. Dort wir finden das Auto?“

„Das ist Debina. Ich war schon öfter hier. Hier gibt es eine Werkstatt. Wenn wir einen von den Männern dort Geld geben, wird er uns sicherlich zur Grenze fahren.“

Bavonta hatte vor Aufregung rosa Wangen. „Du mir hast schon erzählt, dass es Männer und Frauen geben bei den Menschen, aber woran ich erkennen das?“

„Das wird für dich anfangs schwierig sein. Das eindeutigste Erkennungsmerkmal ist ihr Geschlecht, da sie aber in der Öffentlichkeit Kleidung tragen, kann man das nicht sehen, außer manchmal die Brüste der Frauen. Die sind so wie unsere, während die meisten Männer eine flache, breite Brust haben. Männer haben mehr Haare am Körper und im Gesicht, am Kinn, den Wangen und zwischen Nase und Mund, das nennt man Bart. Daran kann man sie leicht erkennen. Es gibt aber viele Männer, die sich rasieren, das heißt sie schneiden sich diese Haare ab. In der Regel haben die männlichen Menschen kantigere, breitere Gesichtszüge, niedrigere Augenbrauen und einen schmaleren Mund. Ach ja, und eine tiefere Stimme. Das Problem ist nur, dass all diese Unterscheidungsmerkmale leider auch weniger ausgeprägt sein können. Manche Männer rasieren sich sogar die Brust- und

Beinhaare ab.“

Bavonta hatte aufmerksam zugehört. „Frauen wollen die sein lieber?“

„Ich weiß es nicht. Ich vermute, das ist eine Mode, da sind die Menschen ein bisschen verrückt.“

Tara zeigte nach vorn: „Da ist schon das erste Auto. Da auf der Straße.“

Bavonta beobachtete in einiger Entfernung einen schwarzen Metallkasten, an dem unten dicke, schwarze Räder befestigt waren und in der oberen Hälfte durchsichtige Platten erkennen ließen, dass sich eine Person im vorderen Teil befand. Sie staunte über das Gefährt, das nach wenigen Sekunden schon hinter einigen Häusern verschwunden war. „Oben man kann durchgucken.“

„Die durchsichtigen Scheiben nennt man Glas.“

„Das sein gut, wenn es regnen. Und das Auto sein sehr schnell. Wer ziehen es?“

„Niemand. Das ist Technik. Ein Motor ist vorne in dem längeren Teil, der macht aus Benzin Kraft. Und diese Kraft dreht die Räder.“

Bavonta war fasziniert, aber verstand nichts. Als sie näher an die Häuser kamen, erkannte sie, dass auch die Fensterlöcher mit diesem Glas verschlossen waren. Sie schüttelte begeistert mit dem Kopf. „Das sein sehr klug. Man kann sehen hindurch, aber der Regen prallen ab.“

Aber Bavonta hatte keine Zeit sich noch Gedanken darüber zu machen, denn da kam schon wieder ein Auto und dieses Mal war es blau und laut. „Es macht Krach.“

„Ja, das ist der Motor.“ Tara zeigte auf die Fahrbahn. „Das ist eine Straße. Straßen sind für Autos gebaut. Man sollte nicht unachtsam darauf laufen oder darüber gehen. So ein Auto kann dich

töten.“ Sie standen nun direkt an der Straße. „Wir laufen neben der Fahrbahn. Meistens gibt es da einen extra Weg für Fußgänger, aber hier ist leider nur Dreck. Egal. Ein Stück da rauf müsste die Werkstatt sein. Mal sehen, ob es die noch gibt.“

Schließlich kamen die Oberhexe und die Prinzessin an ein zurückgebautes, flaches Gebäude, vor dem mehrere Autos abgestellt waren. Tara zeigte auf einen weißen Opel. „Du kannst dir die Autos ja ansehen, ich gehe inzwischen rein und sehe zu, dass wir einen Fahrer finden.“ Sie ging ein paar Schritte auf den Eingang zu, aus dem Geräusche drangen, drehte sich noch mal um und setzte hinzu: „Lauf nicht auf die Straße. Und behalte ein bisschen Abstand zu den Autos, sonst denkt noch jemand, du willst sie stehlen.“

Tara fand drei Männer vor. Der Jüngste schweißte unter viel Lärm an einem Blech, einer mit Schnauzer schien in einer Kiste nach einem passenden Teil zu suchen und der Dritte und Älteste saß an einem kleinen Tisch vor einer ausgebreiteten Zeitung. Der Sitzende und der Schnauzer blickten sie fragend an. Tara grüßte auf polnisch: "Witam" und die Männer erwiderten. Jetzt hatte auch der Jüngste bemerkt, dass jemand eingetreten war und drehte sich um.

Die Oberhexe wusste, dass sie mit ihrem Umhang einen sonderbaren Eindruck machte, lächelte aber selbstsicher und freundlich und fragte auf polnisch, ob einer der Herren sie für zweihundert Euro zur Grenze fahren würde.

Sie blickten sich gegenseitig an, bevor der Schnauzer sich überrascht aber geschäftstüchtig bereiterklärte, für die große Frau den Chauffeur zu spielen. Der Älteste blinzelte und erkundigte sich höflich, ob sie schon ein Mal, so vor fünfzehn Jahren hier gewesen sei. Die Oberhexe wusste, dass er der Mann war, der ihr

beim letzten Mal noch gegen Zlotys weitergeholfen hatte.

Der Euro war hier jetzt beliebter und zweihundert davon erst recht und so wusste sie, dass sie keine Erklärungen abgeben musste, damit der Mann sie fahren würde. Sie bestätigte also nur kurz die Vermutung des alten Mannes und wandte sich dann an seinen bärtigen Kollegen. Sie hätte noch eine Freundin dabei und sie hätten es eilig. Der Mann nahm einen Schlüssel von einem Haken und ging mit ihr hinaus.

Bavonta klopfte gerade interessiert und vorsichtig mit den Knöcheln gegen die Frontscheibe des Opels. Tara sprach avessanisch mit ihr, da sie vermutete, so dicht an der deutschen Grenze nicht sicher sein zu können, ob der Pole nicht auch die Nachbarsprache verstehen konnte. „Bavonta komm da jetzt weg, der denkt sonst, wir sind verrückt. Und wenn du sprichst, dann bitte avessanisch, kann sein, unser Fahrer spricht deutsch. Und bitte versuche so zu tun, als wären Autos und Männer etwas ganz normales für dich.“

Die junge Frau lächelte schüchtern in das überraschte Gesicht des Mannes. Der musterte irritiert das mantelartige Kleid und die geschnürten Schuhe. „Sie haben sich schon den Richtigen ausgesucht. Den nehmen wir“, sagte er auf polnisch.

Mit einem Druck auf den automatische Türöffner, entriegelte er die Türen des Opels. Tara öffnete die hintere Tür und zog Bavonta leicht am Ärmel: „Komm, steig ein“, forderte sie in Bavontas Muttersprache.

Umständlich kletterte die Avessana auf den weichen Sitz. Die Oberhexe folgte ihr. Wortlos stieg auch der Schnauzer ein, ließ den Motor an, worauf Bavonta einen überraschten Laut von sich gab, und dann setzte er rückwärts auf die Straße. Dabei drehte er sich um und beobachtete einen Moment aufmerksam das runde

Gesicht der jungen, blonden Frau. Bavonta konnte ihr Erstaunen und ihre Neugierde nicht allzu gut verbergen, und sie strich gerade mit fast andächtigem Gesichtsausdruck über die Kopfstütze des Fahrersitzes.

Als der Fahrer gewendet hatte und wieder nach vorne sah, gab Tara ihr einen Klaps auf die Finger.

Tississi hatte der Königin die Antworten gegeben, die Tara ihr aufgetragen hatte. Trotzdem hatte Gritta voller Misstrauen die Hütte durchsuchen lassen, aber bis auf die völlig verschlafene und etwas verwirrte Saskia und Gefäße aus sonderbaren Materialien niemanden gefunden. Als sie das Mädchen befragen wollte, hatte die Kleine fast wieder angefangen zu weinen; die noch lebhaftere Erinnerung an die brutale, riesige Frau hatten sie verängstigt. Gritta hatte erst getobt, dann eingesehen, dass Saskia ihr nicht weiterhelfen konnte und war vor Wut schnaubend wieder abgezogen.

Die Boga beruhigte das Mädchen und gab ihr Frühstück. Sie hatte sich so gewöhnt an das Kind, es schien ihr unmöglich, sie in die Menschenwelt gehen zu lassen und sich nie wieder um sie kümmern zu dürfen.

Saskia hatte aufgegessen und war ruhiger geworden. „Hat Tara die Prinzessin denn nun mitgenommen?“

Tississi lief ein paar Kreise auf der Stelle. „Das ist Geheimnis. Großes Geheimnis.“

„Sag doch, ich verrate es auch niemanden“, drängte Saskia, „Tississi, ich sag es auch keinem.“ Sie hob zwei Finger zum Schwur: „Ehrenwort!“

Die Boga kannte die Bedeutung der erhobenen Hand nicht und schaute das Mädchen verwirrt an. „Tara wird reden. Mit dir

reden. Wenn sie wieder da. Bald wieder da. Bestimmt.“

Saskia maulte: „Ich denke, wir sind Schwestern. Dann muss ich doch wissen, was mit ihr ist.“

Tississi flitzte zum großen Regal und zog das Pendel hervor. Sie reichte es Saskia und nickte auffordernd. „Du musst üben. Tara bald da. Bald da. Pendelübung lässt dich an anderes denken. An anderes.“

Saskia nahm missmutig das Pendel. „Das klappt doch sowieso nicht. Das ist blöd. Macht doch keinen Spaß, wenn es nicht funktioniert.“

„Musst üben. Üben. Wird bewegen irgendwann. Wird bewegen.“

Schicksal ergeben hängte Saskia das Pendel auf und starrte es an.

Wie all die Male zuvor geschah nichts und sie wurde bald wütend. „Blödes Ding!“, rief sie und schlug gegen den Metalltropfen.

Tississi nahm alle Ruhe zusammen, die sie aufbringen konnte und setzte sich neben das Mädchen auf die Bank. „Warum nicht? Warum? Kannst du nicht vorstellen Pendel in Hand? Nicht vorstellen?“

„Ich weiß nicht.“

„Saskia. Kannst du vorstellen, Bulitbrei in Mund? In Mund?“

Das Mädchen schaute die Boga an, als sei sie verrückt geworden.

„Vielleicht du schmecken besser als fühlen? Schmecken?“

Saskia grinste: „Soll ich mir vorstellen, das doofe Pendel im Mund zu haben? Ihh.“

Tississi überlegte einen Moment. „Manche vorstellen, was sehen. Was sehen. Andere, was fühlen. Fühlen. Jeder anders. Ganz

anders kann sein.“

Saskia tippte sich mit dem Finger an die Stirn. „Ich kann das doch nicht schmecken.“

Tississi hielt es nicht mehr aus und stand auf, um auf der Stelle zu trippeln. „Vielleicht anderer Sinn. Anderer. Was du können? Denk nach! Denk!“

Das Mädchen überlegte und antwortete schließlich: „Vielleicht hören. Weißt du, ich habe den Kritsch gehört und das schreckliche Tier im Wald.“

„Gut. Gut. Versuche zu hören. Höre Pendel schwingt. Höre!“ Tississi gab dem Tropfen einen Schubs und es schwang lautlos hin und her.

Saskia setzte sich aufrecht und konzentrierte sich. Tatsächlich war sie, nachdem das Pendel noch drei Mal angestoßen wurde, in der Lage es zu hören. Sie strahlte: „Ich höre es, Tississi, ich kann 's hören.“

„Gut, gut!“ Tississi war fast ebenso aufgeregt: „Jetzt anders herum. Anders herum. Vorstellen Geräusch. Vorstellen!“

Saskia konzentrierte sich erneut, aber dieses Mal nicht auf das Fühlen des kühlen Metalls und auch nicht das Pendel vor sich zu sehen, wie es hin und her schwingt, sondern auf den Klang der Luft, wenn es schwang. Sie war selbst überrascht, den feinen singenden Ton gehört zu haben, mit dem das Pendel die Luft teilte, aber sie hatte ihn sich eingepägt. Nun starrte sie den glänzenden Tropfen an, der bewegungslos herunter hing und bemühte sich den Klang seiner Bewegung zurückzurufen.

Ein Weilchen geschah nichts, doch dann löste sich das Pendel aus seiner Ruhestellung und begann leicht zu schwingen.

Tississi jubilierte: „Gut, gut, gut! Funktioniert. Funktioniert.“

Während Saskia nun übermütig immer neue Bewegungen aus

dem Pendel herauszulocken versuchte, betrachtete Tississi sie voller Stolz, aber auch nachdenklich. Ihr war gelungen, was Tara nicht geschafft hatte. Wie sollte die Kleine nur zurecht kommen ohne sie in der anderen Welt? Und wollte sie wirklich allein bleiben? Wog das Glück, Saskia aufwachsen zu sehen und ihr beizustehen, nicht die Angst und Abscheu vor den Menschen auf?

Christine hatte das Radio laut gestellt und den Fuß hart auf dem Gas. Typisch, dachte sie, meine Termine sind völlig unwichtig, Madame ruft und ich renne. Wenigstens erklären hätte sie es mir ja können. Eigentlich hätte ich nein sagen sollen.

Aber insgeheim wusste sie, dass es eine Chance war, etwas zurückzugeben. Außerdem wäre ihr neues Zuhause gefährdet, wenn sie nicht gehorchte. Ihre Abhängigkeit, die zu Tara bestand, machte ihr ein ungutes Gefühl. Unabhängig hatte sie sein wollen, schon so lange sie denken konnte. Hilfe und Beistand anderer hatte sie, wann immer möglich, zurückgewiesen. Auf diese Weise hatte sie auch zwei Männer vergrault, mit denen sie sich eine Partnerschaft eigentlich hatte vorstellen können, die aber schon bald begonnen hatten, sich zu sehr in ihr Leben einzumischen. Nur bei der Oberhexe hatte sie sich von Anfang an gefügt und nun hatte sie ihre Fürsorge sogar eingefordert, die sie bei jedem anderen strikt abgelehnt hätte. Fast schämte sie sich dafür. Ein schwaches aber hartnäckiges Gefühl von Erniedrigung begleitete sie seitdem und machte ihre erfolgreiche Einforderung von Taras Zuneigung und Unterstützung bitter.

Die Hilfe, die sie womöglich jetzt zurückgeben konnte, könnte sie die Schuld ausgleichen lassen, und dass der Termin mit dem Makler gefährdet war, könnte die Rollen sogar wieder vertauschen. Dafür lohnte sich der kurzfristige Auftrag dann doch wie-

der.

Sie gab Gas und überholte einige Male allzu riskant. Gegen halb zehn folgte sie der Anweisung auf dem Display und bog rechts von der 113 ab. Auf einem Straßenschild las sie, dass sie sich auf der oberen Dorfstraße befand und konnte sich anhand der Umgebung denken, dass es viel mehr Straßen in dem kleinen Ort wohl nicht geben würde. Wenn eine Straße schon obere Dorfstraße hieß und sich damit als eine Art Hauptstraße auswies, würde es vermutlich nur noch eine gleich große Straße geben, die dann vermutlich untere Dorfstraße genannt wurde.

Auf einem Sandparkplatz direkt an der Straße hielt sie an, rief die Oberhexe und gab ihren Standort durch.

Die Antwort kam prompt: `Bleib wo du bist, wir sind in ein paar Minuten da.

Christine stellte ihre Rückenlehne etwas runter und blickte auf die Straße. Vielleicht sollte sie Frederike rufen und fragen, ob alles in Ordnung sei. Sie ging ihr schon manchmal ganz schön auf den Keks, aber trotzdem fing sie an, sich für sie verantwortlich zu fühlen.

Ihr Magen knurrte laut, verärgert und nicht zum ersten Mal an diesem Morgen. Sie würde sich nach einem Laden oder Imbiss umsehen müssen, sonst würde ihr auf der Rückfahrt sicherlich schlecht werden vor Hunger. Andererseits hatte Tara angeordnet, sie solle hier warten. Wenn sie nun käme, bevor sie selbst zurück wäre und vor dem leeren Auto stehen würde? Es wäre vielleicht besser, der Oberhexe Bescheid zu geben. Sie rief sie erneut.

`Warum so ungeduldig? Wir sind gleich da.'

Christine hörte wieder ihren Magen. `Ich habe Hunger und würde mir gern, was zu Essen organisieren.'

`Musst du nicht. Ich bringe dir etwas mit. Wenn du die nächs-

ten zehn Minuten aushältst.'

'Ich brauche aber auch einen Kaffee.'

'Dann werden es wohl zwölf Minuten.'

Christine blickte aus dem Seitenfenster und beobachtete eine dicke Krähe, die über den Sand watschelte. Sie wunderte sich. Hatte Tara wirklich gesagt: „*Wir* sind gleich da“? Oder hatte sie sich verhört oder spielte ihr die Erinnerung einen Streich? Doch je angestrongter sie sich bemühte, das Gespräch wörtlich abzurufen, desto unsicherer wurde sie sich über den genauen Wortlaut. Sie seufzte und brabbelte laut vor sich hin: „So alt bin ich doch noch gar nicht, dass mein Kurzzeitgedächtnis schon so nachlässt.“

## Das Böse

Tara und Bavonta waren zu Fuß über die Grenze nach Deutschland gekommen. Um eine Ausweiskontrolle zu vermeiden, musste gehext werden. Andere zu beeinflussen erforderte starke Magie, die auch eine Oberhexe einige Kraft kostete und schon deswegen von den Schwestern selten eingesetzt wurde. Ihre Augen hatten geleuchtet, als die beiden auf die Grenzbeamten zugingen, aber die hatten es nur kurz bemerkt, dann schienen sie die ungewöhnlich bekleideten Frauen nicht mehr zu interessieren. Die Uniformierten gingen ein Stück zur Seite und ließen die Oberhexe und die junge Avessana unbehelligt passieren.

Bavonta war auf der Brücke über die Oder kurz stehen geblieben, hatte den breiten Fluss hinauf und hinunter geblickt und gestrahlt: „Es sein schön hier. Wir bleiben hier nahe?“

„In der Nähe. Nein, aber Flüsse und Seen gibt es viele in dieser Welt. Komm jetzt, wir sollten uns beeilen. Unser Abholservice ist gerade angekommen.“

„Abholservice?“

„Christine hat gerade Kontakt zu mir aufgenommen. Sie wartet im Ort auf uns.“

Sie bogen nach links in die untere Dorfstraße, liefen ein Stück und Bavonta starrte einer Fahrradfahrerin hinterher, die an ihnen vorüber fuhr. Die großen und kleinen Metallschilder hatte sie schon während der Autofahrt bestaunt und sie hatte Kühe gesehen und auch zwei Pferde, die auf einer Koppel an der Straße geweidet hatten. Aber dieses kleine Dorf war noch viel spannender. Doch sie schwieg. Sie staunte still und sog alles auf, was um sie herum zu sehen war.

Tara war das ganz recht, Christines erneuter Anruf hatte etwas

ärgerlich geklungen. Sie wollte das Treffen mit ihr nicht durch lange Erklärungen verzögern. Kurz vor einer Seitenstraße, die sie zur oberen Dorfstraße führen konnte, entdeckte sie einen Bäcker. „Bavonta, ich werde etwas zu essen kaufen. Willst du mit in den Laden gehen oder hier draußen warten?“

Bavonta lachte nervös: „Ich wissen schon: wenn ich mit gehen hinein, ich dürfen sagen nichts.“

„Am besten wäre es. Aber du solltest grüßen. Und entschuldige, wenn ich für uns beide aussuche, du könntest doch keine Wahl treffen. Du weißt ja noch nicht, was dir schmeckt.“

Bavonta nickte und folgte Tara in den kleinen Laden.

Die Verkäuferin, die, wie Bavonta beruhigt feststellte, noch viel ausladendere Maße aufwies als die Mehrheit der Avessanas und eindeutig als Frau zu identifizieren war, bediente gerade einen Menschen. So konnte Bavonta ohne Aufsehen die Auslage erkunden und staunen. Ein herrlicher Duft stieg ihr in die Nase und verzückt betrachtete sie all die Gebäckstücke, einige in Reih und Glied nebeneinander gelegt, andere übereinander gestapelt und manche aufgeschnitten und gefüllt mit grünen Blättern, gelben oder rötlich dünnen Scheiben, die hervorquellen wollten aus ihrer goldbraunen Teighülle. Die Avessana stupste Tara an und zeigte darauf. Die nickte und kam nun an die Reihe.

Sie kaufte verschiedene belegte Brötchen, ein paar Stück Kuchen und einen Becher, der nach dem Auffüllen mit Kaffee mit einem Deckel verschlossen wurde. Alles wurde von der mächtigen Dame in Papiertüten gepackt. Bavonta staunte über die knisternden Transporthilfen und freute sich über die Vielfalt, die von der Verkäuferin geschickt darin verstaut wurde. Sie vermutete, dass die große Auswahl für sie bestimmt war. Fröhlich, dankbar lächelte sie Tara an. Doch das Gesicht, das gerade noch freund-

lich zurück blickte, erstarrte plötzlich und Bavonta ahnte nichts Gutes.

Tara bezahlte mit ernster Miene, nahm die Tüten und reichte beide an Bavonta weiter. Die verkniff sich die Frage, was das Stück buntes Papier zu bedeuten hatte, das gerade über den Ladentisch ging und die Plättchen -sicherlich wieder dieses ominöse Metall, denn sie hatten so wundervoll ge glänzt-, die die Verkäuferin zurückgab. In dem Blick der Oberhexe stand höchste Konzentration, sie wirkte angespannt. Dann ging sie wortlos zur Tür und Bavonta folgte ihr. Sie traten hinaus in die Sonne und blieben vor dem Laden stehen.

Die Oberhexe sah sich aufmerksam um, betrachtete die Passanten und eine Dame, die vor ihrem Haus den Weg zur Straße fegte. Sie spürte das Böse deutlich, aber konnte es nicht ausmachen. Gerade wollte sie Bavonta auffordern, mit ihr zum Treffpunkt zu gehen, als sie einen alten, über einen Stock gebeugten Mann erblickte, der auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig die Straße herunter kam.

Tara fixierte ihn, aber er ignorierte die Frauen. Erst als der Alte mit ihnen auf einer Höhe war, blieb er stehen und drehte sich langsam in ihre Richtung. Regungslos betrachteten sie sich über die Autos hinweg, die nichts ahnend vorbeifuhren.

Der Oberhexe war nicht klar, ob der Alte schon in der Nähe gewesen war, als sie mit Bavonta über die Grenze gekommen war. Möglicherweise hatte er ihre Kräfte gespürt, hatte sie beobachtet, ohne dass sie es bemerkt hatte. Tara ärgerte sich über sich selbst, ihr hatte die nötige Aufmerksamkeit gefehlt, sie war abgelenkt gewesen, um Bavonta und sich unbemerkt an den Grenzen vorbei zu mogeln. Das hätte ihr nicht passieren dürfen. Oder war es nur ein Zufall, dass er hier entlang kam? Möglicherweise war

er auch mit Christine gekommen, wurde sie trotz der Vorsichtsmaßnahmen verfolgt? Hatte sie ihn ungewollt hierher geführt? `Hat man denn nie seine Ruhe vor euch? Der Zufall meint es nicht gut mit mir, gerade erst musste ich einen von euch zur Hölle schicken, da kommt schon der Nächste daher.`

`Der Zufall ist ein untreuer Gefährte, der hat schon manch einem das Leben gekostet.`

Tara hatte den drohenden Ton verstanden und höhnte: `Du bist so arrogant wie dumm. Mein Leben ist so sicher wie dein baldiger Tod, wenn du nicht schnellstens verschwindest.`

`Würde wohl eine Oberhexe einen harmlosen, alten Mann auf offener Straße töten? Ich denke nicht. Sag mir lieber, wer die Kleine an deiner Seite ist.`

Sie hatte gehofft, er würde sich ganz auf die verhasste Oberhexe konzentrieren, sein Interesse an Bavonta machte ihr Sorgen. Normalerweise hätte sie Inda hinzugerufen, ein paar detaillierte Instruktionen und sie hätte den Alten ausgeschaltet. Inda war von allen Schwestern die schnellste. Ihr Reaktionsvermögen und ihre Geschwindigkeit im Kampf war unfassbar. Sie hätte sich so schnell her- und weglösen können, dass kein menschliches Auge es wirklich hätte wahrnehmen können. Und wenn, wäre nur ein Schatten in der Erinnerung eines möglichen Zuschauers verblieben, von dem man Sekunden später schon nicht mehr gewusst hätte, ob er real oder Traum gewesen ist. Doch Inda sollte nichts von Bavontas Aufenthalt wissen. Sie wollte die Schwester nicht mit einem Geheimnis belasten, das sie zur Verräterin an Mago machen könnte. Nicht, dass sie glaubte, es würde der Schwester etwas ausmachen, aber sie sollte sich die Größe ihrer Verfehlungen besser selbst aussuchen dürfen.

Auch Tara selbst hätte den Alten töten und sich fortlösen kön-

nen, doch auch hier stand Bavonta im Weg. Sie konnte sie nicht mitnehmen und außerdem waren zu viele Menschen auf der Straße. Das Hexen vor menschlichen Augen war stets die letzte Option. Das Klügste wäre es, das Böse zu vertreiben. Aber wie? Er schien sich in seiner Überheblichkeit sehr sicher zu fühlen. `Ein magischer Pfeil fliegt schnell. Schon mal gestorben? Keine schöne Sache. Erst recht nicht, wenn ich dafür Sorge, dass deine Freunde dich nicht finden können, um dich aus dem toten Körper rechtzeitig herauszuholen.`

`Dein magischer Pfeil fliegt nicht schnell genug, um mich zu treffen.`

`Wer sagt dir denn, dass es meiner ist und du ihn kommen siehst?`

`Du hättest deine Schwestern längst gerufen, wenn du könntest.`

`Sie haben gerade Wichtigeres zu tun, aber du wirst mir langsam zu anstrengend. Vielleicht sollte ich sie doch stören.`

`Die Kleine gefällt dem Alten. Er steht auf junge, runde Dinger.`

Tara gefiel seine Missachtung ihrer Drohungen überhaupt nicht und das Thema Bavonta noch weniger. Sie wusste, dass die Seele des alten Mannes große, schwarze Flecken aufweisen musste, sonst könnte das Böse seinen Körper nicht als Heim benutzen. Trotzdem hatte sie stets eine Hemmung, das Böse mit dem Menschen, in dem es wohnte, zu ermorden.

Andererseits benötigte sie keinerlei magische Werkzeuge, wenn sie das Böse tötete, wenn es sich in einem Menschen befand, denn das Böse konnte den Körper nicht selbstständig verlassen, es brauchte die Hilfe eines Kumpanen oder der reguläre Inhaber nahm sich willentlich selbst das Leben. Tötete sie den

Greis, wäre das Böse in dem toten Körper gefangen. `Wenn der Alte so wenig Respekt vor Frauen hat, müsste ich ja nicht einmal ein schlechtes Gewissen haben, ihn in die Hölle zu schicken.`

Der Böse schwieg grinsend. `Also mir reicht das jetzt.`

Sie ließ ihre Augen ein wenig leuchten und drehte ihre Hand, als sichtbare Zeichen, dass sie eine magische Kraft anwenden wollte. Und der Bluff zeigte Erfolg, der Alte wendete sich ab und schlurfte auf seinen Stock gestützt seinen Weg weiter, als hätte er ihn nie unterbrochen. Doch hörte Tara ein letztes Mal seine Stimme in ihrem Kopf und sie war beunruhigt, als sie seine Worte vernahm: `Die Kleine werde ich wiederfinden und ich werde sie früher oder später dazu bringen, mir zu gehorchen wie so viele andere zuvor.`

Der blaue Audi, der auf der Straße ihnen entgegen fuhr, beschleunigte plötzlich, scheinbar grundlos. Tara konnte die Augen des Fahrers erkennen, leer starrten sie die Frauen an.

Sie riss Bavonta am Arm: „Komm!“, stieß die Tür des Bäckerladens auf, schubste Bavonta hinein und stürzte hinterher, fast gleichzeitig prallte das Auto mit sicherlich fünfzig Sachen und ohrenbetäubenden Getöse neben dem Eingang in die Hauswand. Die Scheibe der Tür zersprang unter der Erschütterung zu einem Spinnennetz, die Schaufensterscheibe, die verglaste Theke und die kleinen Stehtische vibrierten gefährlich scheppernd.

Der Krach erstarb so abrupt wie er hereingebrochen war. Wie abgeschnitten herrschte plötzlich atemlosen Stille. Durch diese Lautlosigkeit auf fast unheimliche Weise von dem Geschehen getrennt, zog eine dichte Staubwolke am Schaufenster der Bäckerei vorbei.

Die Verkäuferin und der einzige Kunde waren vom Schreck erstarrt. Dann, als wollte sie sich vergewissern, dass ihr Herz

noch schlägt, fasste die orange bekittelte Frau sich an die mächtige Brust, den entsetzten Blick noch immer auf die letzten Staubschwaden geheftet. Der Kunde, ein großer Mann in mittleren Jahren, hatte den Schreck langsam überwunden, näherte sich vorsichtig dem Fenster und schaute hinaus: „Du meine Güte! Ein Auto... muss direkt in die Wand gefahren sein.“ Dann, auf dem Weg zur Tür, richtete er sich an die beiden Frauen: „Ein Glück, dass sie so schnell hereingekommen sind. Stellen sie sich mal vor...“ Doch dann schien er es sich anders zu überlegen und allen Anwesenden die Vorstellung von zerquetschen Leibern doch lieber ersparen zu wollen.

Tara wendete sich an die Verkäuferin, die immer noch wie angeklebt hinter dem Tresen verharrte: „Sie sollten die Polizei rufen.“ Sie reagierte nicht. „Und sich beeilen, der Fahrer ist sicherlich schwer verletzt, braucht schnellstens Hilfe.“ Die beliebte Frau nickte endlich und lief in einen hinteren Raum.

Der Mann war an der Tür und bemühte sich, sie möglichst vorsichtig zu öffnen, um das gesprungene Glas nicht unnötig zu provozieren, seinen Rahmen endgültig zu verlassen. Er schaffte es und trat ins Freie, die beiden Frauen folgten.

Die Avessana blickte mit Erstaunen auf die stark verkürzte Blechkiste, von der nur noch das Hinterteil einem Vergleich mit seiner ursprünglichen Erscheinung standhielt. Sprachlos fasziniert starrte sie auf die völlig zerdrückten, gefalteten Metallteile.

Tara war Bavontas Wortlosigkeit auch jetzt ganz recht. Sie ging um das zerstörte Fahrzeug herum und blickte in den Fahrerraum. Die Airbags hatten ihre Pflicht erfüllt. Der Mann blutete aus der Nase und lag bewusstlos über dem weißen, verschrumpelten Sack. Die Oberhexe fasste durch den leeren Fensterrahmen und legte die Hand an seinen Hals.

Mittlerweile scharten sich einige Passanten um das Auto und einer sprach Tara an: „Ich kann helfen, bin Rettungssanitäter. Hat denn schon jemand die Feuerwehr gerufen?“

Die Oberhexe zog die Hand zurück: „Ja, die Polizei ist verständigt. Der Mann lebt noch. Wir sollten versuchen, ihn da rauszuholen.“ Gemeinsam versuchten sie die Tür zu öffnen, aber es stellte sich schnell heraus, dass menschliche Kraft nicht ausreichen würde und Taras wirksameren Kräfte waren nicht publikumstauglich.

Sie ging zu Bavonta zurück, die sich nicht von der Stelle gerührt hatte, griff nach ihrer Hand und flüsterte: „Wir müssen hier weg, bevor die Polizei kommt.“ Bavonta bewegte sich nicht und die Oberhexe griff fest ihr Handgelenk und erinnerte: „Für die Menschen existierst du nicht. Du hast keinen Ausweis. Komm!“

Die Umstehenden schienen in einem unheimlichen Bann gefangen und bemerkten nicht, wie die beiden sonderbaren Frauen die paar Meter bis zur nächsten Straßenecke liefen und dort um die Ecke bogen.

Bavonta stand noch immer unter dem Eindruck des zerstörten Autos, von dem sie bis vor kurzem nicht gewusst hatte, dass es so etwas überhaupt gab. Doch als Tara dann mit ihr die schmale Straße entlang hetzte, fand sie ihre Sprache wieder: „Der Mensch leben noch?“

„Ja, ja, die Ärzte werden ihn wieder hinbekommen.“

„Ärzte?“

Tara war in Gedanken nicht wirklich bei Bavonta, aber antwortete: „Heiler. Ärzte sind Menschen, deren Beruf es ist zu heilen.“ Ein kurzer Seitenblick auf die verwirrte Avessana nötigte Tara zu einer weiteren Erklärung, bevor diese noch fragen konnte: „Wenn die Menschen eine bestimmte Arbeit erlernen, die der

Allgemeinheit oder einigen bestimmten Menschen zu Gute kommt, dann kriegen sie Geld dafür und diese Arbeit nennt sich dann Beruf.“

Dieses Mal war die Prinzessin schneller: „Geld?“

Sie erreichten die Obere Dorfstraße. Tara blickte nach rechts und links. „Das führt jetzt zu weit. Ich erkläre dir das ein anderes Mal. Da vorne ist Chris.“ Sie zeigte nach rechts, wo das Auto der Freundin stand.

Christine hatte es sich im Auto bequem gemacht und die Rückenlehne etwas herunter gedreht. Sie entdeckte Tara schon, als sie um die Ecke kam und hatte Zeit sich zu fragen, wer wohl die stämmige Blondine an der Seite der Oberhexe wäre. Die sonderbare Kleidung hätte für eine Hexe sprechen können. Viele der Kolleginnen kleideten sich ungewöhnlich. Vielleicht hatte Tara eine junge Hexe vor dem Bösen gerettet, so wie Frederike und sie zuvor? Wer wusste schon, wie oft sie Hexen aus der Klemme helfen musste. Das könnte vielleicht auch erklären, warum sie den Auftrag, sie hier abzuholen, so Hals über Kopf bekommen hatte. Aber warum hatte die Oberhexe nicht einfach ein Taxi genommen oder den Zug?

Sie drehte die Rückenlehne wieder hoch und stieg aus. Die beiden Frauen wechselten gerade die Straßenseite und kamen auf sie zu.

Tara wirkte sehr ernst und angespannt, als sie vorstellte: „Hallo Chris. Das ist Bavonta, Prinzessin der Avessanas. Das ist Christine, Hexe und langjährige Freundin.“

Christine grinste unsicher: „So, so, eine Prinzessin. Das ist ja mal was anderes.“ Sie streckte der Blondin die Hand entgegen, aber Bavonta ließ ihre Arme baumeln und blickte fragend Tara an. Aber ehe die Oberhexe ihr Erklärungen zu menschlichen Be-

grüßungsritualen geben konnte, zog Christine die Hand wieder weg und zischte: „Ach so, Hochwohlgeboren rechnen wohl mit einem Knicks. Tut mir leid, da ist eure Hoheit bei mir schief gewickelt.“

Bavonta verstand Christines verärgerten Tonfall nicht und noch weniger, warum sie schief gewickelt sei. Verwirrt blickte sie zu Tara, der gerade klar wurde, wie schwierig es für die Avesana wirklich werden würde, hier ein neues zu Hause zu finden und dass es um einiges länger dauern könnte, als angenommen. „Bavonta kommt von weit her und kennt die Gepflogenheit der Menschen noch nicht. Nimm es nicht persönlich.“

Während Bavonta doch noch mal nachfragte: „Ich sein gewickelt schief?“, wunderte sich Christine laut: „Gepflogenheiten der Menschen? Ist sie denn kein Mensch?“

Tara seufzte, nahm Bavonta die Bäcker-Tüten aus der Hand und reichte sie Christine: „Lass uns hier möglichst schnell verschwinden. Für Erklärungen ist dann immer noch Zeit.“

Christine stieg ein, stellte die Tüten neben sich, suchte ein Salamibrotchen heraus und fragte dann kauend: „Und der Kaffee?“

„In der anderen Tüte.“

„Ins Hotel zurück?“

Die beiden Fahrgäste saßen mittlerweile hinter ihr und Tara zeigte der Avesana, wie man sich anschnallt. Im polnischen Taxi hatte sie es nicht unbedingt für nötig gehalten und auch jetzt tat sie es nicht aus Sorge um Bavontas Gesundheit, aber eine Polizeikontrolle auf Grund eines nicht angeschnallten Fahrzeuginsassen, hätte ihr jetzt noch gefehlt. Christines hochgezogene Augenbraue im Rückspiegel ignorierte sie und antwortete: „Ja, ins Hotel. Auf schnellstem Weg. Und achte darauf, ob wir verfolgt

werden. Ich muss gerade mal mit Inda sprechen.“

Ihre Augen glänzten etwas mehr als gewöhnlich und einer der zwölf Steine an ihrem Ring leuchtete. `Inda, bist du schon bei der Burg?`

Es dauerte einige Sekunden, bevor die Schwester antwortete: `Nein, erst so in einer Stunde.`

`Ich werde es nicht schaffen. Kommst du allein klar?`

`Ich bin schon ein großes Mädchen. Mach dir keine Gedanken. Wenn was Unvorhergesehenes passiert, melde ich mich.`

`Gut, ich versuche noch dazu zu kommen. Bis dann.`

Taras Augen blickten wieder normal und sie deutete Christines fragende Miene im Spiegel richtig. „Bin fertig! Frag ruhig!“

„Warum musste ich euch abholen? Wo liegt Avessanien, warum ist sie hier und nicht zu Hause?“

Bavonta legte eine Haarsträhne zurück, die ins Gesicht gefallen war: „Mein Deutsch sein nicht perfekt, aber gut. Sein gut genug zu reden selbst. Avessanien es nicht gibt mehr, aber Boga-welt. Von dort ich komme, wie Tara auch.“

Tara war erfreut, dass Bavonta begann, die Verben in die richtigen Personalformen zu setzen und erleichtert über Bavontas zickigen Ton, denn das war ein Hinweis darauf, dass sie ihr Selbstbewusstsein wieder gefunden hatte. „Ich kenne Bavonta schon ihr Leben lang. Warum sie so überstürzt in die Menschenwelt kommen musste, erzählen wir dir ein anderes Mal. Jetzt ist es erstmal wichtig, dass wir einen Platz finden, an dem sie bleiben kann und jemand, der sich um sie kümmert, wenn ich nicht da bin.“

Christine wurde hellhörig: „Ich hoffe, du sprichst nicht von mir. Ich habe schon einen Kümmere-dich-Fall.“

„Da sprechen wir auch später drüber. Warum klebt das weiße Auto die ganze Zeit hinter uns?“

Christine guckte in den Spiegel und entdeckte den angesprochenen Mercedes: „Was soll er sonst tun? Hier gibt es nur eine Spur und den Gegenverkehr. Selbst wenn er wollte, könnte er nicht so einfach überholen. Außerdem fahre ich schon 110. Vielleicht reicht ihm das ja und er will gar nicht überholen? Und wenn: wir sind gleich auf der Autobahn, dann werden wir sehen.“

„Wenn wir da ankommen.“

Christine war verwirrt: „Seit wann neigst du zum Verfolgungswahn?“

„Bavonta und ich wurden vor ein paar Minuten fast von einem Auto in eine Hauswand gedrückt. `Tschuldige, dass ich da vorsichtig bin.“

„Bitte?“

„Das Böse hat uns entdeckt. Ein alter Mann. Er hat mir gedroht und einen Autofahrer so beeinflusst, dass er uns über den Haufen fahren wollte.“

Bavonta machte große Augen: „Er wollte töten uns?“

„Ja. Das Böse kann die Menschen genauso beeinflussen wie wir Oberhexen. Nicht jeden Menschen und nicht jeden gleich stark, aber ein geeignetes Opfer ist meistens in der Nähe. So wie vorhin.“

Bavonta hakte nach: „Menschen, die schon sind böse?“

„Nicht unbedingt, oft sind es Menschen mit wenig Selbstbewusstsein, beeinflussbar, labil, unkritisch oder einfach in einer sehr schwierigen Lebenssituation. Aber natürlich sucht das Böse sich auch gern Menschen als Opfer, die die Neigung schon mitbringen, andere zu unterdrücken oder zu quälen. Deren Körper verwenden sie dann auch für sich selbst. Anders als wir Oberhexen, die wir nur tote und von den eigenen Seelen schon verlassene

ne Körper nutzen, bedient sich das Böse des menschlichen Leibes, wenn er sozusagen noch bewohnt wird. Je schwärzer die darin befindliche Seele ist, desto leichter ist auf Dauer wohl das Zusammenleben mit ihr.“

Christine grinste: „Da gibt es ein paar Politiker und andere hohe Tiere, bei denen könnte man auch annehmen, da stecke das Böse drin.“

Tara winkte ab: „Die sind es meistens nicht. Die sind stark, selbstsicher bis zum Größenwahn und so überzeugt von ihrer Intelligenz und Überlegenheit, dass nichts und niemand sie beeinflussen könnte. Ist ja meistens auch gar nicht mehr nötig. Außerdem stehen sie in der Öffentlichkeit. Das Böse bevorzugt es, unauffällig agieren zu können.“

Bavonta bemühte sich, Taras Ausführungen zu folgen. „Was sind Politiker und warum will das Böse eigentlich, dass Menschen tun Böses auch?“

Christine steuerte das Auto auf die Autobahn.

Tara nahm erleichtert zur Kenntnis, dass der Mercedes überholte. „Für das Böse ist es eine Lebensaufgabe, das Gute auszulöschen und ein Spiel, das Böse zu verbreiten. Jedes denkende Wesen sucht einen Sinn im Leben, sonst verkümmert es. Wir Oberhexen schützen die Guten vor dem Bösen, Avessanas werden Handwerker oder Künstler und bekommen Kinder... Wenn ich mir selbst zuhöre, muss ich sagen, dass ihr eigentlich eine ganz ähnliche Sinnhaftigkeit wie die Menschen habt.“

Christine hatte genug von Taras philosophischen Anwandlungen. „Der Mercedes ist zwar weg, aber dafür klebt jetzt ein silberner Tesla hinter uns. Der hält zwar ordentlich Abstand, aber verschwindet nie aus dem Rückspiegel.“

Die Oberhexe drehte sich um und sah auch den flachen, sil-

bernen Wagen. „Mit so einem Auto fährt man doch nicht mit“, sie blickte kurz auf den Tacho, "110 auf der rechten Spur. Fahr links rüber und gib Gas. Schauen wir mal, was er macht.“

Christine setzte den Blinker und drückte aufs Pedal. Bei 140 Stundenkilometern war jedoch Schluss. Sie wollte ihr altes Auto nicht überfordern und verringerte das Tempo auf 130. Nach wenigen Sekunden schob sich ein schwarzer BMW so dicht an ihre Stoßstange, dass sie es für sicherer hielt, wieder nach rechts zu wechseln. „Tut mir leid, mein Auto gibt nicht genug her, um ständig links zu fahren.“

Tara nickte: „Wenn wir nicht schneller können, dann geht’s auch anders. Ist der Tesla noch zu sehen?“

„Ja, der hat die zwei Wagen auch überholt und ist wieder hinter uns.“

„Fahr die nächste Ausfahrt runter.“

"Das ist die Ausfahrt nach Stralsund, da sind wir ganz falsch."

„Wir fahren runter, drehen und fahren wieder rauf, kostet uns ein paar Minuten, aber bringt uns Gewissheit.“

Christine nickte: „Noch 1 km.“

„Bestens, dann nach links rüber und überhole nicht zu rasant einen oder zwei Wagen. sollte er wieder mit uns die Spur wechseln, ziehst du so knapp wie möglich vor der Ausfahrt und den überholten Autos wieder rechts rüber und dann gleich runter.“

„Alles klar, ich versuche mein Bestes.“

Tatsächlich folgte der Tesla auch jetzt wieder dem Spurwechsel. Christine hätte sich gewünscht, er hätte es nicht getan. Sie war nicht die höflichste Fahrerin auf Deutschlands Straßen, aber so maßlos rücksichtslos vor die Rechtsfahrer einzuscheren, um dann direkt auf die Ausfahrt zu brettern, war doch um einiges unangenehmer und gefährlicher als gedacht. Zudem konnte sie ihre

Geschwindigkeit nicht schnell genug reduzieren. So schoss sie viel zu schnell noch in der Kurve, die sich unmittelbar an die Ausfahrt anschloss, an einer kopfschüttelnden Kangoofahrerin vorbei. Christine hatte alle Hände voll zu tun, um nicht aus der Kurve zu fliegen und alle Insassen wurden unfreiwillig nach rechts gedrückt.

Bavonta war die Einzige, die nach einem kleinen Aufschrei vor vergnüglichem Schreck laut los lachen musste.

Als die akute Gefahr vorüber war, stand Christine das Entsetzen noch ins Gesicht geschrieben und Tara gab sich Mühe zu beruhigen: "Das hast du super gemacht. Wie im Film."

Die Fahrerin fand auch, dass sie das gut hinbekommen hatte, konnte sich aber noch nicht so richtig freuen: "Bloß ist das kein Film und ich bin keine Stunt-Frau."

Tara legte eine Hand auf ihre Schulter: "Vielleicht solltest du über einen Berufswechsel nachdenken, also ich würde dich engagieren."

Sie waren direkt auf die 96 gekommen. Nach einigen Sekunden auf der Bundesstraße, nun wieder sittsam den Verkehrsregeln gehorchend, hatte Christines Herzschlag sich beruhigt.

Tara blickte sich um: „Und?“

Christine beobachtete im Rückspiegel den nachfolgenden Verkehr: „Ich sehe ihn nicht mehr. Ich denke, der ist auf der Autobahn geblieben. Sollte mich auch wundern, wenn der uns hätte folgen können.“ Das Navigationsgerät drängte wiederholt mit fordernder Stimme bitte zu wenden.

Tara nickte: „Allerdings. Bleib trotzdem weiter aufmerksam.“ Sie dachte über die Möglichkeit nach, dass das Böse Christine schon hinzu gefolgt sein könnte. Die Hexe war eine starke Telepathin, konnte auch das Böse wittern, wenn es zu dicht kam, aber

wenn ein Mensch auf sie angesetzt worden war, so wie womöglich der Tesla-Fahrer, hätte sie kaum eine Chance gehabt, die Gefahr zu erkennen. Es wäre also durchaus möglich, dass das Böse ihren Zielort bereits kannte, vielleicht schon dort wartete. Doch sie würde ihre Überlegungen vorerst für sich behalten.

"Bitte wenden Sie!"

"Können wir hier irgendwo runter fahren und drehen, deine Copilotin zerrt etwas an den Nerven."

Christine schnaufte: "Wie stellst du dir das vor und vor allen dieses schwachsinnige Navi-Weib? Dass du keine Ahnung hast, wundert mich nicht, aber die müsste das doch von berufswegen wissen: Das ist eine zweispurige Bundesstraße, da kann man nicht mal eben in einen Feldweg abbiegen und drehen. Und mit zwei Spuren meine ich pro Richtung."

"Bei der Abfahrt Wilhelmshagen rechts abfahren", ließ das Navi verlauten.

"Na, bitte, hast du's endlich kapiert", bestätigte Christine die neue Wegweisung.

Frederike war spät aufgestanden. Als sie Christines Nachricht erhielt, war sie auf dem Weg in den Frühstücksraum. Die meisten Gäste waren schon wieder fort und sie hatte freie Platzwahl. Sie setzte sich ans Fenster und nahm sich kurz Zeit hinauszuschauen. Der Tag begann vielversprechend, die Sonne ließ die weite Rasenfläche sich noch grüner vor den Laubbäumen des nahen Waldes erstrecken. Wie ein weicher Teppich lud das Gras ein, barfuß darüber zu laufen, den Geruch der nachtfuchten Erde einzuatmen und die warme Luft auf der Haut zu genießen.

Frederike klappte den Zettel auf, las und seufzte. Sie schalt sich eine faule Langschläferin und bedauerte, das Treffen mit

Tara verpasst zu haben. Wäre sie doch nur schon wach gewesen, als Christine aufgebrochen war. Doch es half nichts, verpassten Chancen nachzutruern. „Neues Spiel, neues Glück“ hatte ihre Oma immer gesagt.

Sie ging zum Buffet, schenkte sich Kaffee ein, nahm sich ein Brötchen, einen kleinen Butterwürfel und ein Schälchen Marmelade. Eine junge Frau mit Pferdeschwanz begann gerade die Tafel abzuräumen. Frederike warf ihr ein entschuldigendes Lächeln zu, worauf die Hotelangestellte ihr freundlich riet: „Die Frühstückszeit ist eigentlich vorbei. Wenn Sie noch Kaffee möchten, mache ich Ihnen aber gerne noch ein Kännchen voll.“

Frederike lehnte dankend ab, schenkte sich aber noch ein Glas Orangensaft ein und trug dann alles zu ihrem Tisch. Die letzten Gäste verließen den Saal und so saß sie allein am Fenster und genoss ihr Frühstück.

Sie trank den letzten Schluck des Saftes, als sie einen alten Mann erblickte, der draußen einen schmalen Sandweg in Richtung des Sees nahm. Auf einen Stock gestützt und schier unendlich langsam humpelte er am Fenster vorbei, drehte den Kopf, lächelte höflich und nickte Frederike grüßend zu. Sie erwiderte den Gruß und erhob sich dann. Sie hatte noch keine Idee, wie sie die Zeit herumbringen konnte bis Christine zurück wäre, aber stundenlang auf dem Zimmer hocken, wollte sie auf gar keinen Fall.

Sie könnte zum Wald schlendern und einen Weg durch den kühlenden Schatten der Bäume suchen. Aber noch war die Wärme des Vormittags angenehm. Ein Spaziergang am See wäre vielleicht erst einmal die angenehmere Variante.

Sie könnte sich dort auf eine Bank oder einfach ins Gras am Ufer setzen, aufs Wasser blicken und ihren Gedanken freien Lauf geben.

Nachdem Christine Dampf abgelassen hatte, hatte sie einen Geistesblitz: "Ich bin mir nicht ganz sicher, aber wenn die nächste Autobahnausfahrt "Grimmen" ist, gibt's da direkt hinter der Ausfahrt ein Kaufhaus. Die haben auch Kleidung. Ich war da mal mit meinem Ex. Vielleicht sollten wir da mal ranfahren und die Prinzessin standesgemäß einkleiden. Und während ihr shoppt, rufe ich beim Makler an und verschiebe unseren Termin."

Tara lobte: "Sehr gute Idee, das machen wir. Obwohl mit einer kleinen Abweichung von deinem Vorschlag: Ich gehe besser alleine, das ist immerhin ein Kaufhaus mit sehr vielen unterschiedlichen Dingen, da sind wir sonst bis Ladenschluss nicht wieder draußen."

Christine nickte: "Richtig!"

Tara lächelte Bavonta an: "Ein paar Jeans, denke ich. Stehen dir bestimmt gut! Aber du bist keine Hosen gewöhnt, vielleicht besser einen Rock."

„Was ist eine Jeans?“

„Eine ziemlich bequeme und robuste Hose, die die Menschen gerne und häufig tragen.“

Tatsächlich hatte Christines Erinnerung sie nicht getäuscht, ein paar Minuten später hielt sie auf dem Parkplatz ein paar Meter vom Eingang des Kaufhauses.

Tara öffnete die Tür: „Chris, behalte bitte die Umgebung im Auge und Bavonta. Ihr könnt euch ja schon mal über die Backwaren hermachen. Wenn was ist, ruf mich sofort!“

Christine tippte sich an die Stirn. „Ey, ey Kapitän!“

Als Tara die Bekleidungsabteilung gefunden hatte, dauerte es eine Weile, bis sie sich orientiert hatte, denn eine Oberhexe geht nun wahrlich selten in ein Kaufhaus. Dann ging es aber recht zü-

gig voran mit der neuen Ausstattung, da sie eine Verkäuferin ausgemacht hatte. Die kam mit einem Arm voll Kleidung von den Umkleidekabinen, um sie wohl wieder an Ständer und in Regale zu sortieren. Tara wartete bis die ziemlich aufgedonnerte Dame mit kupferrot gefärbten Haaren in den Fünfzigern ihre Hände endlich frei hatte. Sie stellte sich dann lächelnd direkt vor sie, woraufhin die Dame keine Möglichkeit zur Flucht hatte und etwas eisig fragte: „Kann ich helfen?“

„Ja. Einer Freundin ist die Wohnung abgebrannt. Sie hat nur noch die Sachen, die sie am Leib trägt. Ich möchte ihr gern zwei oder drei komplette Outfits schenken.“

Die Augen der Verkäuferin zeigten augenblicklich Mitgefühl.

Tara fuhr fort: „Meine Freundin hat, würde ich schätzen Größe 48 oder 50?“

„Kein Problem. Da ist die Auswahl nicht ganz so groß, aber wir haben für alle Größen etwas.“

„Gut, dann hätte ich gerne zwei Jeans, eine in Schwarz und eine in Blau und einen Rock, am besten in Hellblau, einige T-Shirts, zwei Blusen und eine Jacke oder zwei. Ach ja, und natürlich Unterwäsche. Gibt es bei Ihnen eigentlich auch Schuhe?“

Die Augen der Kupferroten zeigten jetzt Erstaunen: "Und das wollen alles Sie bezahlen für Ihre Freundin?"

"Das ist doch selbstverständlich. Ich habe alles, was ich brauche und sie hat gerade nichts."

"Na, so eine Freundin hätte ich auch gerne. Dann beginnen wir mal mit den Hosen..." Eifrig flitzte die Verkäuferin zwischen den Ständern und Regalen hin und her.

Die Dame war so angetan von Taras Großzügigkeit, dass sie ihr auch noch half, alles zur Kasse zu bringen. Fast eine Dreiviertelstunde und rund vierhundert Euro später verabschiedete die

Kupferrote ihre Kundin mit vier prall gefüllten Tüten.

Tara grinste, als sie Christines große Augen sah, und stellte die Tüten in der Mitte der Rückbank ab. „Das sollte fürs Erste reichen. Ich hoffe, es passt alles. Aber es sollte kein größeres Problem sein, noch das Eine oder Andere zu ändern. Schuhe gab es allerdings nicht. Das heißt, natürlich gab es welche, aber die fand ich alle doch sehr billig. Die können wir dann ja noch später besorgen. Jedenfalls wirst du fürs Erste nicht mehr auffallen.“ Sie quetschte sich neben eine Tüte, die nicht mehr in den Kofferraum passte, auf den Rücksitz. „Chris, denkst du, sie könnte sich irgendwo umziehen, bevor wir das Hotel erreichen?“

Die Freundin presste erstaunlich schlecht gelaunt die Lippen beim Reden zusammen: „Vor dem Hotel kommen wir durch Wald. Ich fahre da irgend einen Forstweg rein.“

„Gut!“

Bavonta hatte viele Fragen und da Tara und Christine jetzt schwiegen, hielt die Prinzessin die Zeit für gekommen, um sich genauer über die neue Welt zu erkundigen: „Was ist Geld?“

Christine seufzte: „Na das kann ja heiter werden.“

Tara verspürte auch keine große Lust, Bavonta ihre zahlreichen Fragen zu beantworten, aber geduldig versuchte sie ihr nahe zu bringen, was die Scheine und Münzen bedeuteten, was Politiker taten oder tun sollten, sie über den Sinn eines Navigationsgerätes in Kenntnis zu setzen und ihr die Eigenschaften und Verwendung verschiedener Metalle und Kunststoffe zu erläutern.

Christine war froh, sich aus dem Gespräch auf der Rückbank heraushalten zu können und schaltete schließlich das Radio ein.

Tara versuchte noch, sie rechtzeitig davon abzuhalten: „Nicht Chris! Nicht das auch noch.“ Aber es war schon zu spät.

Bavontas Faszination über die körperlosen Stimmen und In-

strumente entlud sich in endlosen neuen Fragen, deren Beantwortung zu immer neuen Fragen führte.

Tara nutzte eine Denkpause Bavontas, in der sie die neuen Informationen aufzunehmen versuchte und wandte sich an Christine: „Wenn wir im Hotel sind, holen wir Frederike ab und fahren zusammen zum Makler.“

Christine überlegte kurz und gab dann zu bedenken: „Wäre es nicht besser, Rike bei Bavonta im Hotel zu lassen? Beim Makler, das ist doch nur langweilig für die beiden.“

Tara wusste wohl, was die Hexe eigentlich meinte. Frederike wäre beim Makler keine Hilfe und Bavonta war nicht nur sonderbar gekleidet, sondern konnte auch eine Menge sonderbarer Fragen stellen, wenn sie erst die Büroeinrichtung, wie Lampen, Computer und Telefon entdecken würde.

Tara dachte wieder an ihre Ahnung, dass das Böse vielleicht schon im Hotel auf sie warten könnte: „Ich möchte nicht, dass die beiden allein bleiben. Das wäre zu gefährlich.“

Der alte Mann hatte auf einer Bank nicht weit vom Hotel Platz genommen und blickte über den See. Als Frederike vorbeikam und ihm höflich lächelnd zunickte, sprach er sie an: „Guten Morgen mein Fräulein, wollen Sie sich nicht einen Moment zu mir setzen? Nur auf ein paar Worte.“

Frederike blieb unsicher stehen, so schnell wollte ihr keine glaubhafte Entschuldigung einfallen.

Der Alte lächelte: „Ich beiße schon nicht, aber ich bin allein hier und das ist doch nicht gut, wenn man den ganzen Tag mit niemanden ein Wort spricht.“ Er klopfte mit der Hand neben sich auf das Holz der Bank. „Tun Sie einem alten Mann den Gefallen und setzen Sie sich für ein paar Minuten.“ Steif rutschte er noch

weiter ans äußerste Ende der Bank.

Frederike sah sich genötigt, seinem Wunsch Folge zu leisten und nahm am anderen Ende Platz. Was sollte schon sein, sie hatte ja doch nichts Besseres zu tun und so furchtbar würde es schon nicht werden, sich Opas alte Kamellen für ein paar Minuten anzuhören.

„Herbert“, stellte er sich vor, „Herbert Lemke.“

„Frederike Mohrhardt“, erwiderte sie artig.

Seine matten, grauen Augen waren auf den See gerichtet. „Wissen Sie, meine Tochter hat mir eine Woche Urlaub in diesem Hotel geschenkt. Sie meint es gut, aber was soll ich hier? Hier ist niemand in meinem Alter und die jungen Leute wollen sich natürlich nicht mit so 'nem alten Opa abgeben. Zu Hause ist es besser, da sind meine Nachbarn und natürlich Günther, das ist der Wirt von der Eckkneipe.“

Frederike wusste nichts zu sagen und schwieg.

„Sind Sie auch allein hier? Vermutlich nicht. Eine junge, hübsche Frau ist sicherlich in Begleitung.“

„Ich bin mit einer Freundin hier.“

„Ach, und die schläft wohl noch? Sie waren sicherlich lange aus letzte Nacht. In ihrem Alter habe ich auch den Tag zur Nacht gemacht.“

„Nein, meine Freundin ist eine Frühaufsteherin, im Gegensatz zu mir. Sie ist schon unterwegs. Ich würde schon auch mal wieder gerne abends einen drauf machen, aber hier ist ja der Hund begraben. Ich glaube, hier gibt es keine Clubs in der Nähe.“

„Tja, das weiß ich auch nicht. Kenn mich hier nicht aus, ich komme eigentlich aus Melchow bei Eberswalde.“ Er sah wohl, dass sie mit den Ortsnamen nichts anfangen konnte und setzte hinzu: „Brandenburg, südlich von Berlin. Und Sie?“

„Berlin.“ Frederike fragte sich, warum sie das alles interessieren sollte. „Ich werde dann mal wieder. Schließlich will ich um den See rum sein, bevor meine Freundin wieder da ist.“

„Ja natürlich“, der Alte deutete ein Aufstehen an, „Lassen Sie sich von mir nicht länger aufhalten. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.“

„Danke, wünsche ich Ihnen auch.“

Bavonta hielt nicht viel davon, sich im Freien umzuziehen, aber Tara versicherte ihr, dass weder Christine noch sie selbst hinsehen würden, und von der Straße aus könnte man wegen der Bäume auch nichts sehen.

Die Prinzessin hatte eine blaue Jeans aus einer Tüte gezogen und betrachtete verwundert den Reißverschluss. Die Oberhexe erklärte: „Da ist vorne. Den Metallschniepel musst du einfach hoch ziehen, wenn du sie an hast, dann greifen die beiden Reihen mit den Metallgliedern ineinander und die Hose ist zu. Den Knopf kennst du ja.“

Schließlich trug die Avessana eine ziemlich enge Jeans und ein himmelblaues T-Shirt mit der Aufschrift: „NO RISK NO FUN“. Sie war diese Kleidung nicht gewöhnt, die so eng anlag, jede Rundung ihres Körpers betonte. Gritta hätte getobt, wenn sie ihre Tochter so hätte sehen können. Etwas verschämt trat sie hinter dem Auto hervor.

Tara grinste breit: „Sexy! Dreh dich mal um!“ Bavonta konnte das Wort sexy nicht übersetzen und zögerte. „Na komm, hier laufen alle so rum. Du wirst dich dran gewöhnen.“

Die junge Frau drehte sich langsam ein Mal im Kreis und die Oberhexe lächelte anerkennend: „Passt gut, steht dir wunderbar. Jetzt können wir zum Hotel fahren.“

Christine war die ganze Zeit still gewesen. Was für ein Gewese Tara um das Pummelchen machte. Außerdem besaß sie jetzt mehr Klamotten als Christine in dem einen Koffer, der ihr nach dem hastigen Auszug geblieben war. „Zehn Kilo weniger wären da wohl angesagt“, konnte sie sich nicht verkneifen.

Bavonta hatte an dem zickigen Tonfall und Taras missmutigem Blick vernommen, dass die Bemerkung eine Beleidigung gewesen sein musste, hatte aber keine Ahnung, worin die mögliche Kränkung lag: „Zehn Kilo?“

Tara drängte die Avessana ins Auto: „Sie meint, du wärst zu dick. Die Menschen messen ihr Gewicht in Kilogramm. Kilo ist die gängige Abkürzung. Und wie’s scheint, messen sie damit auch ihre Schönheit. Sie bilden sich ein, dünn und knochig wäre attraktiv.“

Bavonta war verunsichert: „Ich soll aussehen wie Menschen jetzt?“

Die Oberhexe blickte sie liebevoll an: „Nein. Du darfst aussehen, wie du möchtest. Die Menschen sehen auch nicht alle gleich aus. Erwinnere dich an die Verkäuferin in der Bäckerei.“

Bavonta nickte: „Ja, schöne, runde Frau.“ Dann fing sie Christines Blick im Rückspiegel auf und zickte retour: „Dein Geist ist knochig wie dein Körper.“

Die letzten Minuten zum Hotel legten sie schweigend zurück.

Nachdem Tara Christine beauftragt hatte, Frederike zu suchen, checkte sie Bavonta im Hotel ein. „Ein Einzelzimmer bitte. Wenn möglich in der Nähe von Frau Schmidt und Frau Mohrhardt. Die drei sind befreundet.“

Der Mann guckte in seinen Computer. „Tut mir Leid, die ganze erste Etage ist ausgebucht. Da wäre nur noch ein Doppelzimmer, aber das liegt in einem anderen Gang.“

„Dann nimmt sie das.“

Der Mann nickte irritiert, fragte sich offensichtlich, warum die blonde Frau nicht selbst sprach, wagte aber nicht zu fragen.

Tara beantwortete die nicht gestellte Frage: „Frau Bavonta Avessana! Sie ist Ausländerin und ihr Deutsch noch nicht sehr gut.“

„Der Mann schob einen Zettel zu seinem neuen Gast. Eine Unterschrift und den Ausweis bitte.“

„Frau Avessana hat noch keinen Ausweis, ich gebe Ihnen meinen. Ich werde dann wohl auch besser unterschreiben.“

Der Hotelangestellte nickte. „Darf ich Ihnen dann das Gepäck hinauf tragen?“

„Danke, nicht nötig, das holen wir später, wir müssen gleich nochmal los. Geben Sie uns bitte fürs Erste nur den Zimmerschlüssel.“

Christine hatte in Frederikes Zimmer nur die Frau angetroffen, die gerade die Betten machte. Sie war wieder hinuntergegangen und auf die Terrasse hinter das Haus. Zwei Frauen hatten es sich hier auf Liegestühlen bequem gemacht, eine las, die andere schien dösend die Mittagssonne zu genießen.

Christine seufzte. Sie könnte auch mal Urlaub vertragen. Doch schnell dachte sie wieder an ihren Auftrag und den wartenden Makler. Sie griff zum Handy und suchte Frederikes Nummer aus dem gespeicherten Telefonbuch.

Die junge Hexe meldete sich bereits nach dem zweiten Klingeln und Christine gab ihr kurz und bündig die Order, sofort zum Hotel zu kommen. Eigentlich hätte sie das Handy nicht gebraucht, aber Tara hatte ihr eingeschärft, jegliche telepathischen Kontaktaufnahmen auf das aller Notwendigste zu beschränken,

um das Böse nicht auf sie aufmerksam zu machen.

Nach einer knappen halben Stunde stieß Frederike zu den drei vor dem Hotel wartenden Frauen. Sie begrüßte die Oberhexe und ihre Bekannte mit den sonderbaren Schuhen.

Tara schien gestresst und die junge Hexe, die sich so auf das Treffen mit der Oberhexe gefreut hatte, machte sich Sorgen, als sie in das angespannte Gesicht sah. `Albern`, sagte sie zu sich selbst, `das ist die stärkste Frau, die dir je im Leben begegnet ist.` Trotzdem erkundigte sie sich: „Was ist denn los? Geht 's dir nicht gut?“

Die Frage irritierte Tara. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sich das letzte Mal jemand nach ihrer Befindlichkeit erkundigt hätte, außer Cora. „Nein, es ist alles in Ordnung. Ich habe nur nicht die Zeit gehabt, mich um alles Nötige zu kümmern.“ Sie lächelte Bavonta an, die sich in ihrer neuen Kleidung noch sichtlich unwohl fühlte und ständig daran herum zupfte. „Unser Aufbruch war ziemlich hastig, wir müssen noch einiges organisieren. Als Erstes brauchst du dringend einen Ausweis.“

Bavonta nickte. „Die kleine Karte, die der Mann im Hotel wollte sehen. Da war ein kleine Bild drauf, der Maler muss sein ein große Künstler. Wo ich bekomme die her?“

„Ich lasse mir was einfallen. Jetzt fahren wir erst mal zum Makler.“

Inda hatte die freie Zeit genutzt, um sich unauffälligere Klammotten zu besorgen. Dann hatte sie sich in die Burg gelöst und wanderte durch die Räume. Ein kleines Zimmer im Turm gefiel ihr besonders gut. Jetzt war es noch das höchste, aber wenn die Burg erst wieder aufgebaut worden wäre, würde es bestimmt noch eine Etage darüber geben. Diesen Raum könnte dann Tara

haben, überlegte sie großzügig.

Hier nahm sie nun den Umhang ab und zog auch ihre anderen Sachen aus. Sie neigte keineswegs zur Sentimentalität, aber ein bisschen schwer fiel es ihr schon, die alte Kleidung abzulegen, die ihr so treu gedient hatten. Trotzdem verbrannte sie Hemd und Hose im magischen Feuer. "Wenn man neu anfängt, muss man Altes hinter sich lassen", sagte sie zu sich selbst. Sie streifte das neue Shirt über und schlüpfte in die neue Hose. Nachdem sie der gekauften Lederjacke dann einige magische Taschen hinzugefügt hatte, räumte sie ihren Umhang aus. Dabei kamen Dinge zum Vorschein, deren Existenz ihr vollkommen entfallen waren. Eine kleine vertrocknete Kröte ließ sie die Stirn runzeln. „Tut mir leid, dich hatte ich ja ganz vergessen.“

Sie hing den alten Umhang an einen verrosteten Nagel, der aus einem Balken an der Decke herausguckte und zog sich die Jacke an. Zufrieden grinsend löste sie sich vor den Eingang der Burg und wartete dort auf den Bürgermeister den Statiker und einen Denkmalschützer.

Sie überlegte, wie Saskia in dieser Welt wohl gesichert werden könnte. Die Kleine war fröhlich und immer für ein Abenteuer zu haben. Sie mochte das Kind. Wäre sie erst eine richtige Oberhexe, so dachte sie, würden sie zusammen mit Tara sicherlich ein gutes Team abgeben. Abgesehen von Lavada, bei der sie groß geworden war, konnte sie mit den anderen Schwestern nicht viel anfangen. Tara hatte sie in der Kampfkunst ausgebildet und obwohl sie ziemlich streng gewesen war, hatten sie auch immer etwas zu lachen gehabt. Mittlerweile hatten sie auch schon einige Schlachten miteinander geschlagen. Zusammen gekämpft und gesiegt zu haben, das verband einen eben. Überhaupt war sie ihre Lieblingsschwester, was sie ihr aber natürlich nie sagen würde.

Eigentlich kam Inda mit allen gut aus, das steckte in ihrem Wesen, dass sie jeden so nehmen konnte, wie er war. War man ehrlich, waren die anderen Schwestern aber schon alle ein bisschen angestaubt. Diese ständige Vorsicht und zeitraubende Abwägung von Entscheidungen, das war eben nicht ihr Ding. Nun musste sie jedoch selbst daran denken, dass Saskia in dieser Welt nicht so sicher aufwachsen würde, wie es für sie in der Bogawelt möglich gewesen war.

Sie wunderte sich über diese sonderbaren Gedanken und sprach zu sich selbst: "Mensch Inda, altes Haus, du wirst doch nicht so was wie Mutterinstinkte entwickeln. Kommt Zeit kommt Rat! Die Kleine wird von zwölf Schwestern bewacht, was kann da schon passieren?"

Ein dunkelblauer Toyota kam langsam und holpernd den schmalen Waldweg heraufgefahren. Schnell rekapitulierte sie im Geiste nochmal den zurechtgelegten Lebenslauf von sich und der Familie...

## Der Überfall

Christine hatte einen Parkplatz gegenüber eines Fabrikgeländes gewählt, ein Stück weiter befand sich ein Schrottplatz. Angehalten hatten sie neben einem großen Gelände, das brach lag. An dem hohen Drahtzaun wanden sich Winden und wilder Wein empor. Hier würde sie niemand beobachten können.

Bevor Tara und sie das Auto verließen, um das Büro des Maklers aufzusuchen, drehte die Oberhexe sich in ihrem Sitz noch ein Mal um und mahnte Frederike und Bavonta zur Vorsicht: „Ihr werdet das Auto auf keinen Fall verlassen. Ich verschließe es magisch, so seid ihr geschützt. Auch du nicht, Rike. Du passt mir auf Bavonta auf. Lass dir ja nicht einfallen, auch nur die Tür zu öffnen oder die Scheibe runter zu fahren. Und auf gar keinen Fall steigst du aus! Auch wenn zwanzig Eichhörnchen von den Bäumen fallen und weinen. Und du“, sie blickte Bavonta an, „bleibst auch hier drinnen, egal was auf der Straße Spannendes passieren mag.“

Frederike nickte, aber verstand die übertriebene Vorsicht nicht: „Was soll denn der Stress? Wir haben das Böse doch bestimmt abgehängt.“

„Vielleicht, vielleicht nicht. Wir wollen kein Risiko eingehen. Bavonta und ich wurden angegriffen. Kann Zufall gewesen sein, vielleicht aber auch nicht. Ihr macht, was ich sage, dann sind wir auf der sicheren Seite. Kommt euch irgendetwas sonderbar vor, kann Rike mich ja rufen.“

Christine drängte: „Komm schon Tara, wir müssten längst da sein.“

Tara mahnte ein letztes Mal: "Egal, was geschieht, ihr beide verlasst auf gar keinen Fall das Auto!"

Die beiden Frauen stiegen aus. Die Oberhexe legte ihre Hände auf das Autodach und ihre Augen leuchteten. Sie legte ihre Stirn an das Glas der Scheibe, um den grünen Glanz weit möglichst abzuschirmen. Christine behielt derweil die Straße im Auge, aber weit und breit war niemand zu sehen.

Als die beiden fort waren, wendete Frederike sich an Bavonta mit freundlichem, aber unsicherem Lächeln, denn noch immer konnte sie die blonde Frau nicht einordnen. „Dein Deutsch ist ja schon ganz gut. Wo kommst du denn her?“

Bavonta fand die Hexe, die so bunt gekleidet und ungefähr in ihrem Alter war, wesentlich sympathischer als Christine auch wenn sie ihr furchtbar mager erschien. Womöglich war sie ja krank. Bereitwillig erzählte sie von sich, den Avessanas und der Bogawelt. Dabei fiel ihr auf, dass sie eigentlich schnell bei dem Grund ihres überstürzten Aufbruchs in diese Welt angekommen war. Ihr bisheriges Leben hatte sie in wenigen Sätzen zusammenfassen können, aber das, so nahm sie sich vor, würde sich jetzt ändern.

Frederike hatte die Prinzessin nicht unterbrochen und aufmerksam zugehört. Befremdet hatte sie die andere Welt zur Kenntnis genommen und sich gefragt, ob es wohl noch viele anderer Welten gäbe. Aber besonders interessiert hatte sie die Beziehung zwischen ihrer Oberhexe und dieser Avessana. Sie meinte aus Bavontas Bericht herausgehört zu haben, dass da mehr war zwischen den beiden, obwohl sie nicht ein einziges Mal das Wort „Liebe“ verwendet hatte, auch nicht „verliebt“, „verknallt“ oder nur „zusammen gehörig“. So beiläufig wie möglich fragte sie nach: „Seid ihr ein Paar?“

Bavonta überlegte einen Moment, bevor sie antwortete: „Noch nicht und ich nicht weiß, ob das kann sein. Wir sind anders, ver-

schieden. Unsere Körper an manchen Orten.“

„Oh“, machte Frederike erstaunt, „verstehe!“ Na schön, dachte die junge Hexe, dann ward ihr nicht miteinander im Bett, da habe ich dir was voraus. Aber vielleicht seid ihr ja ineinander verknallt. „Und gefühlsmäßig? Seid ihr verliebt?“

Bavonta irritierte das Interesse der jungen Hexe an der Beziehung zwischen Tara und ihr. „Ich nicht weiß. Vielleicht?“

Frederike hatte noch nie zur Eifersucht geneigt. Doch jetzt spürte sie, wie das verträumte Lächeln im Puppengesicht der blonden Frau, die Wut in ihr hoch steigen ließ. Die Prinzessin hatte alle Vorteile in der Hand. Die Vergangenheit, weil sie sie mit Tara geteilt hatte, die Gegenwart, weil sie auf Tara angewiesen war und die Zukunft? Und als wäre das nicht genug, sah sie auch noch bedeutend besser aus als sie selbst. Diese Frau war der Inbegriff der Weiblichkeit, während sie selbst...

Sie konnte nicht anders, obwohl es ihr billig und vulgär erschien: „Also wir waren schon..., na, also, wir haben schon eine Nacht miteinander verbracht.“

Bavonta begriff nicht, was an dieser Feststellung so bedeutend war und schwieg abwartend.

Frederike wurde deutlicher: „Mensch, wir haben miteinander geschlafen. Verstehst du? Wir hatten Sex. Und zwar richtig guten.“

Die Avessana verstand das Wort, auch wenn es in ihrer Sprache eher mit Vereinigung übersetzt würde. Da sie über keinerlei eigene Erfahrung verfügte, verband sie damit nur ein unbestimmtes Gefühl von dem Wunsch nach Fortpflanzung und Vertrauen. Deswegen hob sie überrascht die Augenbrauen. „Tara hat gar nicht erzählt mir, dass sie hat eine Kameradin.“

Frederike erstaunte die Gelassenheit der Rivalin. Entweder da

war gar nichts zwischen den beiden oder Bavonta hatte nicht verstanden, wovon sie sprach. Sie wendete sich ab und blickte durch die Frontscheibe auf die Straße.

Eine ältere, hagere Frau kam mit einem kleinen, struppigen Mischlingshund auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf sie zu. Die Frau zerrte ungeduldig an der Leine, doch der Hund schien von der Eile seines Frauchens nichts mitzubekommen. Er schnüffelte hier und da und trödelte hinter der abwechselnd lockenden und energisch rufenden Frau hinterher.

Frederike spürte, den Ärger der Frau langsam hochkochen. Völlig auf die beiden konzentriert, bemerkte sie nicht den alten Mann, der schon vor ein paar Minuten zwischen ein paar Bäumen hinter dem Auto aufgetaucht war.

Bavonta hatte Frederikes Ablenkung auch zur Kenntnis genommen und schaute ebenfalls hinaus zu der Hundehalterin, die immer wütender wurde und mittlerweile lautstark, aber vergebens versuchte, den Hund über den Grund ihrer Eile aufzuklären.

Die Avessana hatte bereits von Tara gehört, dass Menschen sich Tiere hielten. Auch ihr Volk hatte Vögel, Campons und Fronjas, die das Ungeziefer in den Häusern jagten, aber sie banden die Tiere nicht an Seile und führten sie hinter sich her. Gerne hätte sie Frederike über die näheren Umstände zu der sonderbaren Tierhaltung befragt, aber als sie deren angespanntes Gesicht wahrnahm und bemerkte, wie die Hexe ihre Finger in die Kopfstütze des Vordersitzes krallte, schwieg sie lieber.

Die Frau zerrte mittlerweile so heftig an der Leine, dass der Hund mehr über den Weg geschleift wurde, als dass er lief. Die beiden waren schon fast auf der Höhe des Wagens, als dem Frauchen endgültig der Geduldsfaden riss und sie begann mit dem Leinenende auf den Hund einzuschlagen. Ihr Geschrei und sein

Jaulen übertönten fast Frederikes Worte: „Bleib hier im Auto!“

Die Hexe sprang aus dem Wagen, warf die Tür zu und hetzte über die Straße, wo die Frau noch immer auf den Hund einschlug.

Bavonta hörte ihr Herz schneller schlagen und lehnte sich zwischen den Vordersitzen nach vorne, um die Szene genau beobachten zu können. Frederike brüllte die Frau an und diese schrie mit hysterisch sich überschlagender Stimme zurück. Der Hund drückte sich mit eingeklemmter Rute gegen einen Zaun. Da hörte die Prinzessin plötzlich ein Klopfen.

Bavonta konnte das Geräusch nicht zuordnen und brauchte einen Moment, bis sie begriff woher es kam. Ein alter Mann klopfte gegen die Seitenscheibe. „Ist das nicht furchtbar, was manche Menschen mit ihren Tieren machen?“

Bavonta war völlig verblüfft und nickte nur.

Der Alte zeigte über die Straße: „Sie sollten der jungen Frau lieber beistehen, sonst prügelt die Furie auch noch auf ihre Freundin ein.“

Bavonta hatte schon den Türgriff in der Hand: „Ich nicht darf. Ich nicht darf das Auto verlassen.“

Der Alte schüttelte grimmig den Kopf. „Na, ich kann ihr nicht helfen. Und was heißt hier, Sie dürfen nicht raus. Sie sind doch kein kleines Kind. Sie sind doch jung und kräftig, nun geh'n Sie schon!“

„Ich nicht darf“, stammelte Bavonta. Aber sie dachte: der Alte hat Recht, Frederike braucht Unterstützung und ich bin kein kleines Kind. Ein neuerlicher Blick auf die kreischenden Frauen bestärkte sie. Die hagere Frau hob jetzt sogar die Hand mit der Leine, als wollte sie tatsächlich auf Frederike losgehen.

Bavonta hörte im Geist Taras mahnende Worte, aber ihre Fin-

ger öffneten derweil schon die Tür.

Hexe und Oberhexe nahmen gemeinsam die drei Stufen aus dem Haus des Maklers heraus und den kurzen gepflasterten Weg zur Straße. Christine schien das erste Mal seit ihrem Zwangsauszug entspannt zu sein und wieder optimistischer in die Zukunft zu sehen.

Tara war erleichtert, dass wenigstens dieses Problem gelöst war. „Na siehst du, hat doch alles geklappt. Nächste Woche ist der Termin beim Notar und dann könnt ihr einziehen.“

„Noch nicht ganz. Wir können ja schlecht auf dem Boden essen und schlafen.“

Tara zog die Augenbrauen hoch. „Reicht das Geld nicht, das ich dir gegeben habe.“

„Fürs Erste bestimmt, aber ich will ja nicht irgendein Bett und irgendein Sofa. Die nächsten Tage werden Frederike und ich wohl in Möbelhäusern zubringen.“

Sie überholten ein junges Paar, das Händchen haltend vor ihnen lief. Im Gegensatz zu der Parallelstraße, die wie ausgestorben dagelegen war, als sie das Auto verließen, war diese Straße belebter. Neben einigen Einfamilienhäusern waren die Frauen auf ihrem Weg zum Makler an einem Fitnessstudio, Arztpraxen und einem Baumarkt vorbeigekommen.

Tara grinste. „Ihr Menschen legt viel zu viel Wert auf Äußerlichkeiten. Ein Bett ist ein Bett, Ein Tisch ein Tisch. Stabil müssen Möbel sein, praktisch und fertig.“

Christine boxte sie spielerisch in den Arm. „Dabei sollte man meinen, ihr Oberhexen habt soviel Zeit und Geld, dass gerade ihr euch den Luxus leisten könntet, euch um künstlerische Gestaltung Gedanken zu machen.“

„Ich wusste nicht, das Kunst etwas mit Zeit zu tun hat.“

Christine zuckte mit den Schultern: „Ihr werdet so alt. Was macht man mit soviel Zeit?“

Tara lächelte: „Ach, ich kann mich eigentlich nicht über Langeweile beklagen. Allerdings wenn du mal Lust hast, einigen meiner Schwestern einen themenbezogenen Vortrag zu halten, könnte ich da sicherlich was arrang...“

Christine hatte gerade erst registriert, dass Tara im Wort aufgehört hatte zu sprechen, als die Oberhexe erst ein paar Schritte im Laufschrift zurücklegte und dann zu rennen begann.

Die Hexe bemühte sich aufzuschließen und als sie Tara ein paar Meter vor sich um die Ecke spurten sah, fühlte sie es auch. Das Böse war nahe.

Es waren nur ein paar Meter bis auf die Straße, in der das Auto parkte. Noch während des Laufens zog die Oberhexe den magischen Pfeil aus ihrem Umhang. Im gleichen Moment in dem sie den Kopf des Alten über dem Autodach erblickte, schickte sie den Pfeil auf seine Reise. Er sirrte durch die Luft, doch in dem Augenblick, als er sein Ziel finden sollte, war der Alte fort und der Pfeil blieb in den wirren Pflanzenranken des Zaunes stecken.

Tara hetzte über die Straße und blickte in das Wageninnere, aber es war leer. Sie schlug mit der Faust auf das Autodach.

Christine war der Oberhexe nicht gefolgt, sondern zu Frederike und der aufgeregten Frau gelaufen. Die junge Hexe schrie noch immer und schien in ihrer Wut gar nicht zu bemerken, dass die Hundehalterin still geworden war und sie verständnislos anstarrte.

Christine legte der Freundin die Hand auf die Schulter und spürte das Zittern, das Frederikes hohe Anspannung bezeugte. „Ruhig, Rike! Beruhige dich.“

Die Dame blickte fassungslos auf das Leinenende in ihrer Hand, mit dem sie gerade noch ihren Hund und fast auch die fremde Frau geschlagen hätte. Eine Entschuldigung brabbelnd und „das verstehe ich nicht“ aufsagend wie eine Litanei, führte sie ihren Hund fort.

Frederike schaute verwirrt Christine an, die den Kopf schüttelte, sich abwandte und zu der Oberhexe über die Straße ging. Die junge Hexe folgte ihr wortlos. Sie hatte Angst vor Taras Reaktion. Sie würde ihr erklären müssen, warum sie den Wagen verlassen hatte und fürchtete, dass Tara empört wäre über die in ihren Augen unbegründete Zuwiderhandlung ihre Anweisung.

Aber die Oberhexe lehnte mit dem Rücken am Auto und betrachtete den Pfeil in ihrer Hand, der so nutzlos sein Ziel verfehlt hatte.

Die Hexen blickten ins Wageninnere und Frederike fragte mit heiserer Stimme: „Wo ist Bavonta?“

Taras Augen glühten, als sie die junge Hexe fixierte. Frederike wich einen Schritt zurück, aber sie hätte schon viel weiter laufen müssen, um dem Gewitter zu entgehen. Tara brüllte noch heftiger, als die hagere Frau: „Du bist so dumm, so maßlos dumm. Wie kann eine Hexe so blöd sein? Pass auf Bavonta auf, habe ich gesagt. Verlasst das Auto nicht, habe ich gesagt. Es ist deine Schuld, dass Bavonta jetzt in den Händen des Bösen ist. Du dummes Weib. Warum hast du nicht gehört? Wenn du schon nicht selber denken kannst, dann gehorche wenigstens.“ Sie steckte den Pfeil ein und fuhr leiser, aber mit scharfer Stimme fort: „Christine, bring die dumme Gans heil zum Hotel, nicht dass sie auch noch wegkommt. Obwohl das kein wirklicher Verlust wäre.“

Christine nickte, legte den Arm um die aufgelöst weinende

Hexe und schob sie zur Beifahrertür.

Die Oberhexe ging zu den Bäumen, hinter denen das Böse aufgetaucht war. Es war auch die Wut über sich selbst, die sich gerade über die junge Hexe entladen hatte. Sie rammte bei jedem Schritt die Füße auf den Boden. Sie hätte wissen müssen, dass Frederike viel zu unbedarft und unerfahren war, um Bavonta in ihrer Obhut zu lassen. Sie hätte die beiden mitnehmen müssen, egal wie unbequem es geworden wäre.

Sie rief sich zur Ordnung. Das war jetzt unwichtig, sie musste sich darauf konzentrieren Bavonta wiederzufinden oder das, was nach dem Lösen von ihr übrig wäre. Dafür würde sie ihre Schwestern brauchen. Mago würde sie hart bestrafen für die Lüge über Bavontas Flucht. Und die alte Eule hätte Recht. Tara war bewusst, dass sie mit ihrem Alleingang zu weit gegangen war. Sie würde die Strafe annehmen, auch wenn das bedeutete, dass sie ihre Kräfte verlieren würde. Es blieb ihr nur die Hoffnung, dass Mago den Vollzug aufschieben würde, bis Bavonta gefunden und befreit wäre oder sich ihr Schicksal auf andere Weise erfüllt hätte.

Hinter der Baumgruppe angekommen, blickte sie sich noch ein Mal um und löste sich dann fort.

Christine fuhr mit der stetig weinenden und schluchzenden Frederike zum Hotel zurück. Ihre Freude über den erfolgreichen Vertragsabschluss beim Makler hatte nur kurz gewährt. Sie verzichtete darauf, Frederike Vorwürfe zu machen, das heulende Elend neben ihr war schon genug gebeutelt, doch tröstende Worte wollten ihr auch nicht über die Lippen kommen. So schwieg sie und konzentrierte sich auf den Verkehr.

Nach dem halben Weg, schnäuzte die junge Hexe und stammelte, immer noch unter Tränen: „Warum hat es nicht mich ge-

nommen? Ich bin doch zuerst ausgestiegen. Mich hätte es erwischen müssen. Jetzt ist die arme Bavonta irgendwo allein mit dem Bösen. Ob sie noch lebt? Ich bin wirklich dumm und blöd...“

Christine kannte die Antworten nicht und schwieg weiter, während Frederike sich unter ständigem Schluchzen selbst zerfleischte. Bis sie vor dem Hotel ankamen, ging es so weiter. Christine drehte den Motor aus und blickte Frederike an. „Rike, es ist gut jetzt. Mit deinem Geheule ist keinem geholfen. Wir sollten lieber versuchen Bavonta zu finden und vielleicht irgendwie zu helfen.“

Auf so eine verrückte Idee wäre Frederike nie gekommen. Vor Erstaunen vergaß sie für einen Moment ihre Selbstvorwürfe. „Wie sollten wir das können? Hast du das Böse vergessen, wie es mit uns umgesprungen ist? Wir hatten keine Chance gegen den nackten Kerl. Wieso sollten wir jetzt eine haben?“

Christine öffnete die Tür. „Weil wir jetzt nicht überrascht werden und weil wir uns Verstärkung holen. Wozu gibt es denn Hexenzirkel? Ich weiß da ein paar Hexen, die uns helfen können. Komm!“

Sie stieg aus und ging ins Hotel, Frederike folgte.

In Frederikes Zimmer angekommen griff die Hexe zum Handy, suchte eine Nummer aus dem Speicher und wenige Sekunden später sprach sie: „Hallo Tina. Ich brauche deine Hilfe und die deiner Schwester.“ Sie berichtete kurz, dass eine Freundin verschwunden sei, vermutlich vom Bösen entführt. Die näheren Umstände erklärte sie nicht.

Ihre Gesprächspartnerin stellte wohl Fragen, aber Christine meinte: „Es ist besser, wenn ihr nicht all zu viel wisst, sonst könnte es gefährlich werden. Ich brauche aber eure medialen Fä-

higkeiten für die Suche. Ist das okay?“

Sie vereinbarte eine Zeit für das geistige Treffen und nach drei weiteren ähnlich verlaufenden Anrufen wandte sie sich wieder Frederike zu: „Es ist wenigstens eine Chance, deinen Fehler wieder gut zu machen.“

Die junge Hexe war skeptisch: „Und wie soll das funktionieren?“

„Zur angegebenen Zeit nehmen die drei mit mir Kontakt auf. Ich übermittle ihnen Bavontas Bild und dann suchen wir sozusagen gemeinsam. Mit verstärkter Kraft, wenn du so willst.“

„Denkst du, dass Tara damit einverstanden wäre? Vielleicht gibt es irgendeine Gefahr dabei, die du nicht kennst?“

„Wir suchen doch nur, was soll da schon passieren? Sollten wir die Prinzessin finden, teile ich das Tara gleich mit.“

Frederike war unwohl. „Könnten wir sie nicht vorher einweihen? Und denkst du nicht, dass sie Bavonta auch alleine aufspüren kann?“

Christine reagierte gereizt. Endlich konnte sie ihre Kräfte mal einsetzen und es waren keine langweiligen Übungen. Das wollte sie sich von Frederike nicht kaputt machen lassen. „Na, wenn du meinst, du müsstest Tara Bescheid geben, bitte, mach doch, tu dir keinen Zwang an. Bin gespannt, wie sie reagiert, wenn du sie rufst.“

Frederike kaute an ihrer Unterlippe.

Tara stand vor der Höhle, in der die Ratsschwestern gemeinsam wohnten. „Eulenbau“ pflegte es Inda wenig respektvoll zu nennen. Die Oberhexe rief laut nach Mago, sie hatte das Gefühl ihre Stimme benutzen zu müssen.

Die Schwester antwortete in ihrem Kopf: `Mach nicht solchen

Lärm und tritt ein!`

Einem kurzen Gang folgend erreichte Tara den Wohnraum, der durch schummriges Licht erhellt war, dessen Quelle nicht auszumachen war. Mago und Kirok räumten unzählige Gegenstände aus den Regalen in eine riesige Holztruhe. Die dritte Ratschwester war nicht zu sehen. Tara vermutete sie in ihrem Schlafraum, der wie die zwei anderen hinter dunklen Gängen verborgen lag.

Mago blickte ihr misstrauisch entgegen. „Ich hoffe, du kommst nicht mit schlechten Nachrichten. Inda hat sich bereits bei mir gemeldet und verkündet, wie großartig deine Idee doch sei. Sie hat sich sehr bemüht, mir diesen verfallenen Steinhäufen, den ihr Burg nennt, in den schönsten Farben zu malen.“

Tara stand stumm da und wusste nicht, wo sie anfangen sollte.

Das Misstrauen der Ratsschwestern war nun endgültig geweckt und beide unterbrachen ihre Arbeit und schauten die sonst selten wortlose Schwester abwartend an.

Aber noch immer suchte die Oberhexe nach dem besten Anfang für die Beichte.

Mago unkte: „Was ist geschehen? Hat unser neues Zuhause sich von einem Steinhäufen in einen Staubhaufen verwandelt? Braucht ihr noch mehr Zeit?“

Tara war dankbar für die Möglichkeit, nicht gleich mit Bavontas Verschwinden beginnen zu müssen. „Nein, wenn Inda sagt, dass alles in Ordnung ist, dann ist wohl alles in Ordnung.“

„Das klingt so, als wüsstest du es nicht. Warst du nicht bei ihr?“

„Nein.“ Tara zögerte und entschied sich nicht weiter drum rum zu reden. „Ich war bei Bavonta. Ich habe sie mit in die Menschenwelt genommen.“

Magos Stimme war ein unheilverkündendes Flüstern: „Du hast was?“

„Ich brauche eure Hilfe. Das Böse hat sie entführt.“

Magos Augen glühten vor Erregung: „Jetzt ist es genug! Deine gefährliche Selbstherrlichkeit hat uns Unglück gebracht, seit du ein Kind warst. Deine Arroganz ist unerträglich. Wir werden dir deine Kräfte entziehen. Das Leben als gewöhnliche Hexe wird dich vielleicht Demut und Rücksichtnahme lehren.“

Tara wusste, das nichts die Ratsschwester umstimmen konnte und ihr Schicksal für die nächsten Jahre, vielleicht Jahrzehnte damit besiegelt war. Trotzdem hatte sie Hoffnung, dass Mago die Strafe nicht sofort verhängen würde. „Ich nehme die Strafe an. Ich verspreche dir, mich nicht zu widersetzen, aber Mago bitte, ich bitte dich“, Tara sank auf die Knie, „gib mir die Möglichkeit, meinen Fehler wieder gut zu machen. Bestrafe mich erst, wenn Bavonta in Sicherheit ist.“

Mago kniff die strahlenden Augen zusammen. „Dein übersteigertes Selbstbewusstsein kennt wohl keinerlei Grenzen. Bildest du dir ein, ohne dich könnten wir Bavonta nicht finden und befreien? Du überschätzt dich, wie immer, und du unterschätzt deine Schwestern.“

„Nein, das tue ich nicht. Ich weiß um die Stärke meiner Schwestern. Aber“, sie starrte nach der Suche um die richtigen Worte kurz gegen eine der kahlen Höhlenwände, „wie sollte ich mir das alles je verzeihen können, wenn ich nicht mithelfen dürfte.“ Die Ratsschwester schien wenig beeindruckt und Tara rang weiter nach Worten, um ihre Gefühle verständlich zu machen. „Mago, du glaubst, dass ich nicht lieben kann. Vielleicht hast du Recht, vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht, habe nie begriffen, was genau dieses Wort beschreibt. Aber wenn man alles für je-

manden tun würde, um ihn glücklich zu machen. Wenn man die Qual des anderen spürt, als wäre es die eigene. Wenn man ihm alles verzeihen kann, selbst einen Verrat. Kann es nicht sein, dass das dann Liebe ist? Wenn dem so ist, dann liebe ich Bavonta. Und durch meine Schuld ist sie jetzt in den Händen des Bösen und in Gefahr um ihr Leben. Wie sollte ich das je wieder auch nur ansatzweise gutmachen, wenn nicht jetzt. Wenn Bavonta etwas zustößt, sie vielleicht sogar getötet wird, trage ich eine Schuld auf meinen Schultern, die mich für den Rest meines Lebens nicht mehr aufrecht gehen lassen wird. So eine Strafe kannst auch du dir nicht für mich wünschen. Und zusätzlich müsste ich noch mit dem Bewusstsein leben, nichts zu ihrer Rettung beigetragen zu haben." Sie flehte die Ratsschwester an: "Mago bitte! Bitte!"

Zum ersten Mal hatte die Älteste ein Eingeständnis Taras Liebe gehört. Ihr Temperament und ihre Leidenschaft waren die Ursache für zahllose Liebschaften mit Menschen und anderen Wesen gewesen. Das Wort „Liebe“ war nie gefallen und Mago hatte, wie auch die anderen Schwestern geglaubt, dass die sprunghafte Tara zu so einem wahrhaftigen Gefühl wohl nicht in der Lage wäre. Vielleicht, so überlegte sie jetzt, war dieses große Wort jetzt sehr bewusst gewählt. Sollte es sie nur milde stimmen? Taras Fähigkeit, andere zu beeinflussen, waren fast legendär. Sie selbst hatte sich schon mehrfach von ihr um den Finger wickeln lassen. Und auch jetzt, trotz ihres Misstrauens, dass die Selbstanklage nur Mittel zum Zweck war, hatte sie Mitleid mit der reuigen Schwester. „Tara!“ Sie trat auf die Kniende zu und blieb dicht vor ihr stehen. „Ich erwarte Gehorsam, und dass du nichts tust ohne meine Kenntnis. Wenn nur ein einziges Mal deine Sturheit siegt, wird mir Schlimmeres einfallen, als dich nur deiner

Kräfte zu berauben.“

Tara nickte.

„Als Erstes werden wir Gritta über den Verbleib ihrer Tochter in Kenntnis setzen.“

Tara war erstaunt. „Warum? Bavonta hat sich, und zwar gegen mein Zureden, gegen ihre Mutter und diese Welt entschieden. Gibt es nicht Wichtigeres zu tun?“

Mago setzte sich in einen Sessel. „Steh endlich auf, deine Zurschaustellung von Demut und Reue ist langsam lächerlich.“

Die Schwester gehorchte wortlos.

„Gritta macht sich Sorgen. Auch wenn wir sie nicht zur beliebtesten Avessana dieser Welt wählen würde, dürfen wir nicht vergessen, dass sie eine Mutter ist, deren einzige Tochter verschwunden ist. Außerdem sind ihre Untertanen auf der ganzen Bogawelt auf der Suche nach der Prinzessin. Das ist zuweilen sehr anstrengend. Von Grittas ständigen Unterstellungen will ich gar nicht sprechen.“

Sie wendete sich an die Ratsschwester, die Taras Geständnis nur mit einem erschrockenen „oh“ zur Kenntnis genommen und seitdem geschwiegen hatte. „Kiro, berichte doch bitte Jawonn und dann löse dich zum Schloss und erzähle Gritta, was geschehen ist.“ Im Geist rief sie nach der dritten Ratsschwester und kurz darauf trat Jawonn aus einem Gang in die Höhle. „Ruf bitte die Schwestern zur Versammlung in die Halle. Kiro wird dir alles erklären. Ich werde derweil Cratagayas Zeichen befragen.“

Während Mago nach einem großen Stein griff, der rotgesprenkelt und still auf dem Holztisch lag, trat Tara zu ihr. „Gritta wird nicht glauben, dass es Bavontas Wunsch war, mit mir in die Menschenwelt zu gehen. Sie wird unterstellen, dass ich sie entführt habe. Mago, wir werden noch ein paar Tage brauchen bis

zum Umzug. Denkst du nicht, es wäre besser, wenn wir Gritta erst Bescheid sagen, wenn wir Bavonta befreit haben und kurz bevor wir von hier verschwinden?“

Magos Augen blitzten: „Du hast Angst vor Gritta? Das würde ich dir nicht glauben, wenn Du nicht wirklich ein schlechtes Gewissen hättest. Was auch immer ich von dir halte, ängstlich warst du noch nie. Aber vermutlich würde dir Angst helfen, nicht immer deinem Verlangen nachzugeben. Das ist gut so! Ich hoffe, Angst und schlechtes Gewissen bleiben dir eine längere Zeit erhalten. Das könnte heilsam für dich sein. Und noch heilsamer wäre es wohl, wenn *du* dich ins Schloss löst und Gritta unterrichtest, dass du ihre Tochter nicht nur unerlaubt mitgenommen hast, sondern nicht einmal einen Tag auf sie aufpassen konntest.“

Tara nickte: „Gut, wenn du es so möchtest. Aber wir sollten die Zeit trotzdem besser für die Suche nutzen, als für Diskussionen mit Gritta, sonst kann ich ihr auch gleich sagen, dass Bavonta vielleicht nicht mehr am Leben ist.“

„Ich glaube nicht, dass Gritta diskutieren wird. Während du dich ihrem verdienten Zorn aussetzen wirst, und zwar ohne mit der Wimper zu zucken, werden wir uns bereits auf die Suche nach Bavonta machen.“

Die Ratsschwestern hatten mitgehört und sahen sich erleichtert von ihrem unangenehmen Botenauftrag enthoben.

Tara war wütend bei dem Gedanken, nicht sofort alle Kräfte für die Befreiung Bavontas einsetzen zu dürfen und sich statt dessen mit ihrer Mutter herumärgern zu müssen. Doch befand sie sich nicht in der Position nochmals widersprechen zu dürfen. Also löste sie sich ohne ein weiteres Wort ins Schloss, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren.

Die Zeit des gedanklichen Treffens zwischen Christine und den drei Hexen war gekommen. Sie öffnete ihren Geist und spürte im selben Moment die Anwesenheit der anderen Frauen.

Auch Frederike bemühte sich alle zu empfangen, aber sie spürte nur Christine. Vielleicht weil sie noch nicht genug Übung hatte, vielleicht weil die unterstützenden Hexen sich noch nicht aktiv einschalten konnten, solange sie nicht wussten, nach wem sie suchen sollten. Und dann sah sie tatsächlich Bavonta vor sich, als stünde sie leibhaftig vor ihr, obwohl es sich eigentlich nur um die Erinnerung an die Prinzessin handelte, die Christine abrief und medial an die anderen Hexen sendete. Bald wandelte sich das Bild und sie konnte nur noch das hübsche Gesicht der Prinzessin erkennen. Nach einigen Augenblicken zerfloss ihr Antlitz, wurde unscharf und breit, bis sie schließlich nur noch in die runden, blauen Augen blickte.

Ein Weilchen veränderte sich die Gedankenzeichnung nicht mehr, dann wandelte sich der Ausdruck in den schönen Augen. Erst langsam und Frederike war es noch nicht möglich zu erschließen, was dieser Wechsel genau beinhaltete. Doch schließlich wurde ihr klar, dass diese Augen in Angst geweitet und erstarrt waren. Schon machten sich Furcht und Verzweiflung als fremde Gefühle in ihr breit. Fast hätte sie angefangen zu weinen, als sie diese niemals selbst empfundenen Emotionen schockiert zulassen musste. Die Qualen der Seele hinter diesem Blick konnte sie kaum noch ertragen.

Frederikes Erleichterung war entsprechend groß, als die Augen endlich wieder schrumpften und das restliche Gesicht langsam an Klarheit gewann. Aber auch dieses größere Bild hatte nicht viel mit Christines gemalter Erinnerung zu tun. Bavontas Miene drückte nichts als Leid aus.

Frederike bemerkte, dass sie schon längere Zeit nicht geatmet hatte, gierig sog sie Luft in ihre Lungen. Dann konzentrierte sie sich wieder auf das Bild, das sie von Christine und vielleicht auch den anderen Hexen empfing. Es gruselte sie, als sie immer mehr sehen konnte von der entsetzlichen Szenerie. Ein alter nackter Mann lag auf der ebenfalls entblößten Prinzessin. Eine Hand hatte er in ihr goldenes Haar vergraben, die andere auf ihre nackte Brust gepresst. Sie schrie so schrill, dass Frederikes Eingeweide in der Frequenz mit zu zittern, mit zu schreien schienen.

Und plötzlich kam die Erkenntnis über die junge Hexe, die all das Furchtbare, das sie in den letzten Minuten -oder waren es nur Sekunden- noch weiter ins unfassbar Unerträgliche steigerte: Frederike erkannte diesen Greis. Dieses perverse, sadistische, alte Schwein war derselbe Mann, der sie am See angesprochen hatte. Augenblicklich stellte sich das Gefühl ein, Schuld zu sein. Wieder! War er durch sie erst auf Bavontas Spur gekommen? War er in ihre Gedanken eingedrungen, ohne dass sie es bemerkt hatte? Hatte sie all dem Grauen Vorschub geleistet?

Aus dem Standbild war ein Film geworden. Sie stöhnte vor Ekel auf, als sie die Vergewaltigung miterleben musste. Doch gnädig schwamm das Bild schließlich und das Hotelzimmer kam zurück. Der Eindruck aber blieb. Tiefe Spuren hatte das Miterlebte hinterlassen in ihrer Seele, in ihrem Geist. Mit einem Schlag wurde ihr klar, dass sie jetzt nicht mehr dieselbe wäre wie zuvor.

Christine war noch immer in Trance. Sie hielt die Verbindung mit den anderen, versuchte das Geschehen in der Sequenz auszublenzen, um sich ganz auf die Umgebung konzentrieren zu können. In dem Bewusstsein, Hinweise auf den Ort finden zu müssen, bemühte sie sich jede Einzelheit des Raumes aufzunehmen

und zu merken. Christine hatte gelernt, fremde Gefühle nicht zu ihren eigenen werden zu lassen. So neutral wie möglich betrachtete sie die Gewalttat, versuchte das Entsetzen zu verdrängen und nur eine Beobachterin zu sein, mit dem einzigen Ziel, herauszufinden, wo diese Grausamkeit stattfand.

Tara hatte sich vor das Schloss gelöst, um ein Minimum an Höflichkeit aufrecht zu erhalten. Als sie direkt vor den Augen einer Wache erschien, wäre diese fast in Ohnmacht gefallen. Die Oberhexe nahm sich nicht die Zeit herauszufinden, ob vor Schreck oder Empörung und befahl: „Bring mich zu Gritta, ich habe Neuigkeiten von eurer Prinzessin.“

Es dauerte, bis die Wache die Überraschung verarbeitet hatte und den Mund schloss. Tara drängte: „Na los! Ich habe es eilig.“

Die Avessana öffnete eingeschüchtert die Schlosstür, hinter der allerdings eine zweite Wache bereitstand und die Oberhexe misstrauisch beäugte, bevor sie schnauzte: „Oberhexen haben keinen Zutritt ins Schloss!“

Tara wollte keine Zeit mehr mit Erklärungen verlieren, mit „blöde Vogelbrut“ stürmte sie an der Wache vorbei und die Treppe hinauf. Laut rief sie nach Gritta, verfolgt von mittlerweile vier Avessanas. Oben angekommen riss sie die Tür zum großen Saal auf und blickte hinein. Doch er war leer und sie drehte sich um und rannte den Gang zurück an der Treppe vorbei, über die die keuchenden Verfolgerinnen gerade heraufkamen. Immer wieder rief sie nach Gritta, die den Lärm eigentlich längst hätte hören müssen, denn auch die Avessanas brüllten Befehle, Verwünschungen und Drohungen, die Tara als vollkommen lächerlich einstufte. Zusätzlich vergaß ihre keuchende Nachhut dabei, dass die ungewohnte körperliche Anstrengung auch schon ohne ihr

Geschrei ihre letzte Puste verbrauchte und sie fielen immer mehr zurück. Jeden Vorhang, an dem Tara vorbei kam, riss sie auf, blickte in den dahinter liegenden Raum und hastete weiter.

Sie hatte den vierten Türvorhang gerade ergriffen, als er sich von allein zur Seite schob und Gritta die Öffnung ausfüllte. Böse blickte sie auf den unwillkommenen Gast. „Taraya! Ihr wagt es hier einzudringen? Hier herumzubrüllen? Verschwindet zu eurer Hexenbrut, wo ihr hingehört! Ihr habt kein Recht, hier zu sein.“

Tara verzichtete auf den Kniefall, Höflichkeiten fraßen nur die Zeit, die sie nicht hatte und waren in ihrer Situation sowieso nicht mehr entscheidend. Obwohl ihr nicht verborgen blieb, wie bekümmert die Königin aussah und welche tiefe Schatten um ihre Augen lagen, ging sie in medias res: „Eure Tochter ist in der Menschenwelt. Sie wollte sich von Euch nicht länger Vorschriften machen lassen und bat mich sie mitzunehmen.“

„Ihr habt meine Tochter entführt?“ Grittas Überraschung war schnell überwunden und sie begann zu brüllen, als wollte sie das Schloss zum Einsturz bringen: „Ich hab es gewusst. Nur Ihr seid zu solch einer schändlichen Tat fähig. Ihr werdet sie sofort wieder zurückbringen! Jetzt! Sofort! Ihr habt ihr den Kopf verhext. Bavonta würde nie freiwillig mich und ihr Volk verlassen. Ihr habt sie verhext. Ihr verfluchtes Hexenweib! Nie würde meine Tochter uns im Stich lassen! Nie!“

Tara rechtfertigte sich zwar, wusste aber, dass sie sich den Atem hätte sparen können: „Ihr wolltet sie fortschicken in eine andere Welt. Ihr wolltet ihr keine Wahl einräumen. Die Wünsche Bavontas waren Euch unwichtig. Ich brauchte keine Magie. Sie hat nur eine Gelegenheit genutzt, um ihren dringlichsten Wunsch in Erfüllung geh...“

„Maßt Ihr Euch an, meine Entscheidungen zu beurteilen?“

schrie die Königin nicht mehr ganz so laut, "Ich hatte Gründe, die Ihr in Eurer unsagbaren Eigenliebe nie verstehen könntet. Unter anderem wollte ich meine Tochter vor Euch beschützen und ihrer eingebildeten Verliebtheit. Hättet Ihr sie nicht verhext, hätte sie Eure Ichsucht, Eure Berechnung erkannt. Meine Wünsche für ihr Leben sind aus Liebe geboren, aus Mutterliebe. Eure aus Eigenwillen und Selbstherrlichkeit." Für einen Moment verdrehten sich ihre Augen nach oben, als fiel sie gleich in eine Ohnmacht. Dann schloss sie mit der strikten, aber in normaler Lautstärke hervorgebrachter Anordnung: "Bringt mir sofort meine Tochter wieder!"

Tara schluckte schwer, denn sie sah Grittas Schmerz und fühlte ihre Sorge mit, auch wenn sie ihr glückenhaftes Benehmen der Tochter gegenüber noch immer für ein übertriebenes Fehlverhalten hielt. Sie war sich sicher, dass Gritta selbst es gewesen war, die Bavontas dringliches Begehren nach Freiheit ausgelöst hatte. Für die Flucht vor der Mutter hatte niemand anderes Schuld getragen. Im Gegenteil, sie selbst hatte es ihr doch sogar mehrfach ausreden wollen.

Jedoch für die nächste Eröffnung fühlte sich Tara durchaus verantwortlich, was ihr das Reden schwer machte: „Selbst wenn ich wollte, Eure Tochter wurde entführt, ich weiß im Moment nicht einmal genau, wo sie sich befindet.“

Der Schlag kam langsam, es wäre für die Oberhexe ein Leichtes gewesen ihm auszuweichen, aber sie wusste, sie hatte die Abreibung verdient und hoffte nur darauf, dass der unvermeidliche und erwartete Ausbruch Grittas jetzt endlich erfolgen würde. Sie würde die Schläge allesamt einstecken, um sich dann baldmöglichst auf Bavontas Suche konzentrieren zu können. Außerdem war sie entschlossen, Magos Befehl zu gehorchen, „ohne mit der

Wimper zu zucken“, denn die Ratsschwester würde sie härter bestrafen, als Gritta es je könnte, wenn sie ihrem Befehl schon wieder entgegenhandeln würde.

Dieser erste Hieb war heftig und brach die Nase.

Doch die weiteren Schläge blieben für's Erste aus, Grittas Gesicht hatte die Farbe einer reifen Tomate angenommen und sie schnaufte schwer, hatte Atemnot. Tara wurde ungeduldig und reizte die Königin, um es endlich fertig zu bekommen. Das Blut aus der Nase lief beim Sprechen in ihren Mund: „Ich kann Euch Eure Tochter nicht holen. Sie wurde vom Bösen entführt, ich konnte sie nicht beschützen und wir wissen noch nicht wo...“

Die Königin hatte ihre körperliche Schwäche bei den Worten Taras schnell überwunden. Mit verblüffender Behändigkeit und Ausdauer drosch sie nun auf die verhasste Oberhexe ein, wie auf einen Boxsack.

Tara konnte sich nicht erinnern, jemals so verprügelt worden zu sein. Gritta ließ auch nicht nur ihre Fäuste sprechen, doch die wütend ausgespienen Worte blieben für Tara unverständlich. Als hätte die Schmerzen jede Sinneswahrnehmung überlagert, konnte sie weder klar sehen noch hören. Nur der abwechselnd kreischende und dröhnende Klang in ihren Ohren erschloss ihr den Sinn der Worte. Schließlich vernahm sie nur noch ein stetiges Donnern. Selbst als Tara längst am Boden lag, trat und schrie die Tobende noch auf sie ein. Dann straukelte Gritta bei einem besonders harten Tritt in den Bauch der sich im Schmerz krümmenden Oberhexe. Sie stürzte neben ihr zu Boden, was sie aber nicht einhalten ließ, sondern einzig beherrscht von verzweifelter Hass prügelte sie kniend weiter mit den Fäusten auf die Wehrlose ein.

Tara spürte nur noch rasenden Schmerz in jeder Faser ihres Leibes. Sie wusste, dass sie an die Grenze des Erträglichen kam.

Sollte ihr Körper sterben, würde sie ihn verlassen müssen. Das wäre für eine Befreiung Bavontas eventuell ungünstig. Sie durfte nicht länger warten.

Mit letzter Kraft löste sie sich in die Halle. Dort erschien sie zu Füßen Coras, die sich entsetzt über sie beugte und dann fragend Mago anblickte.

Die Ratsschwester zeigte kein Mitleid. „Wie ich sehe, hast du Gritta gebeichtet. Vielleicht wird dir das ja jetzt endlich eine Lehre sein.“

Tara konnte nichts erwidern, denn Blut füllte ihren Mund, aber sie wagte noch nicht, sich selbst zu heilen. Sie ertrug also weiter die Schmerzen, die jeden Menschen längst eine gnädige Bewusstlosigkeit geschenkt hätten, und versuchte Magos Worte zu verstehen. „Wenn wir Bavonta retten wollen, werden wir jede Hand benötigen, damit hattest du Recht. Deshalb werden wir dir jetzt helfen, wieder auf die Beine zu kommen, aber denke an die Schmerzen. Und nicht nur an die körperlichen. Erwähne dich an die Schuld, die du auf dich geladen hast und erwähne dich an den Schmerz, wenn du wieder in Versuchung kommst dich zu überschätzen und andere in Gefahr zu bringen. Podri, du kennst doch sicherlich eine passende Redewendung der Menschen, die Tara vermutlich mehr Bedeutung und Sinn beimisst als meinen Worten.“

Podri versagte kurzzeitig der Zugriff auf ihre reichhaltige und sonst jederzeit abrufbare Sammlung an Menschengesprüchen. Beim Anblick der so scheußlich zugerichteten Schwester war das nicht verwunderlich. Sie wusste, dass die Ratsschwester Tara ohne Bedenken leiden lassen würde, bis sie mit ihrer Ansprache fertig wäre. Sie mühte sich redlich, möglichst schnell zu reagieren, um der Schwester ein baldiges Ende ihres Leids beschern zu kön-

nen, aber gerade das führte wohl zu der Blockade. Man konnte förmlich sehen, wie angestrengt sie sich um den gewünschten Satz bemühte, während die gesamte Schwesternschaft sie ungeduldig und auffordernd anstarrte. Endlich stammelte sie leise: „Hochmut kommt vor dem Fall.“

Mago wiederholte: „Hochmut kommt vor dem Fall. Das trifft es doch ganz gut. Wiederhole das Tara, damit ich weiß, dass du in Zukunft daran denken wirst!“

Als die Oberhexe gehorsam den Mund öffnete, kam jedoch nur ein Schwall Blut und ein ausgeschlagener Zahn heraus.

Cora war neben der Schwerverletzten auf die Knie gegangen. Wütend zischte sie jetzt Mago an: „Ihr Körper stirbt!“

Die Ratsschwester musste einsehen, dass sie gerade über das Ziel hinausschoss. Mit Großmut in der Stimme wies sie an: „Cora hilf Tara bei der Heilung.“

Während die beiden ihre Kräfte einsetzten, um alle Knochen zu heilen, alle Blutgefäße und sonstige Risse zu flicken und Schwellungen zurückzudrängen, nahmen die restlichen Schwestern stumm ihre Plätze an dem u-förmigen Tisch ein. Nur Saskia fehlte. Sie war glücklicherweise in der Obhut Tississis geblieben.

Es dauerte, bis Tara und Cora soweit waren, auch ihre Plätze an der Tafel einzunehmen. Die anderen hatten Bavonta längst gefunden. Die ganze Halle war in helles, weiches Licht getaucht, in der sich die verschiedenen Farbnuancen der leuchtenden Augen zu einem warmen Weiß verschmolzen hatten. Die beiden Schwestern mussten nur ihre Gedanken mit den anderen verbinden und wurden augenblicklich Zeugen der selben Situation, die auch Christine und die anderen Hexen erblickten. Nun, mit der Kraft von zwölf Oberhexen, schien das Leuchten bis in die Steinmauern zu dringen, so klar und rein wie Sternenlicht.

Nachdem sie genug gesehen hatten, ließen die Oberhexen ihr Bewusstsein zurückkehren in die Halle, die raumfüllende Helligkeit erlosch. Inda brach als erste die betretene Stille: „Das Böse hat es uns zu leicht gemacht. Das riecht nach einer Falle.“

Mago nickte nachdenklich: „Ein gewöhnliches Haus, vermutlich in einem gewöhnlichen Ort, keine Abschirmung. Es ist, als wollte es sagen: `kommt und holt mich`. Außerdem waren da noch andere auf der Suche. Hexen, vermute ich. Das sieht schon sehr nach einer Einladung aus, wenn das Böse es selbst einfachen Hexen ermöglicht, sein Opfer zu finden.“ Nachdenklich sah sie Tara an: „Ich vermute, du weißt, wer die Hexen sind?“

Die Schwester nickte stumm, natürlich wusste sie es. Aber sie wollte jetzt nicht von den Hexen erzählen, nicht noch mehr Zeit verlieren, Zeit, in der Bavonta unsagbar litt. Die Qual der Prinzessin hatte ihr fast das Herz zerrissen. Ihre Erschöpfung nach der anstrengenden Selbstheilung war von der Ansicht Bavontas´ Pein in den Hintergrund gerückt worden und Wut und Hass gaben ihr die Energie zu drängen: „Was kann uns schon geschehen? Gegen zwölf Oberhexen kann das Böse nicht viel ausrichten. Es müsste eine halbe Armee zur Abwehr besitzen. Und selbst dann wäre es einen Versuch wert. Wovor habt ihr Angst, schließlich können wir nicht getötet werden.“

Mago gab zu bedenken: „Aber es könnte uns gefangen halten, denk an Akyl.“

Die kleine, zierliche Schwester bestätigte eifrig: „Ja, und das ist nicht lustig, das kannst du glauben.“

Mago gab noch zu bedenken: „Es ist doch sonderbar, wie sicher das Böse sich zu sein scheint.“

Tara winkte ab: „Das wäre nicht das erste Mal, dass das Böse sich maßlos überschätzt. Und selbst wenn sie einen neuen Zauber

gefunden hätten, müssten wir uns dem stellen, wenn nicht jetzt, dann später.“

Die Ratsschwester gab ihr Recht: „Auch die Zeichen sagen, dass wir kämpfen müssen. Sicherlich sind wir im Zugzwang. Das Böse weiß das. Ich hoffe nur, dass sie nicht darauf spekulieren, dass wir uns erpressen lassen, um die Prinzessin zu retten.“ Sie blickte Tara an. „Denn das werden wir nicht!“

„Ich weiß wohl, dass du auf mich anspielst, aber ich halte mich an die Regeln, das musst du mir jetzt einfach glauben.“

Mago schien nicht überzeugt, aber schwieg.

Tara dauerte das alles zu lange, Bavonta litt. „Wir sollten uns teilen. Inda und ich könnten gehen und sollten wir wirklich Probleme bekommen, kommt ihr nach und haut uns raus.“

Mago überdachte den Vorschlag: „Wenn das Böse es aber schaffen sollte, unsere beiden besten Kriegerinnen gefangen zu nehmen, wie hoch wären dann unsere Chancen, euch wieder herauszuholen? Es ist besser, ihr teilt euch. Fünf von uns gehen mit Inda, und wenn es sich wirklich um eine Falle handeln sollte, wird Tara mit uns Restlichen eingreifen.“

Tara wäre lieber im ersten Trupp dabei gewesen, aber für den Moment war sie zufrieden, dass überhaupt etwas geschah und sie wollte nicht noch ein Mal widersprechen. Trotzdem konnte sie auch nicht untätig bleiben. „Gut. Dann kümmere ich mich derweil um die Hexen, die wir gespürt haben, sonst bringen die es glatt fertig und tauchen da auf.“

Bevor sie ihren Geist wieder verschloss, hatte Christine sich noch bei ihren Helferinnen bedankt, vielleicht etwas knapp, aber sie fühlte eine starke Mattheit. Erschöpft ließ sie sich neben Frederike aufs Bett sinken: „Lass mir noch einen Moment Erholung.

Dann können wir Tara rufen und ihr mitteilen, was wir gesehen haben. Ich glaube, ich weiß, wo die Prinzessin festgehalten wird. Auf einem Schränkchen lagen Ortsblätter aus Gartz. Muss in der Nähe der polnischen Grenze sein, ich kann mich an ein Hinweisschild erinnern. Stand an irgendeiner Kreuzung, als ich Tara und die Avessana abgeholt habe.“

Frederike war noch immer erschüttert: „Also, das war widerlich, echt widerlich! Wir müssen ihr unbedingt helfen. Aber wie? Wir können uns nicht lösen. Klar können wir Tara Bescheid geben, aber mal ehrlich, was du mit den anderen Hexen schaffst, kriegt sie mit ihren Schwestern doch auch bequem hin.“

„Das mag ja sein, aber weißt du, ob sie ihre Schwestern eingeweiht hat? Ich schätze, sie würde ziemlichen Ärger von der Sippe bekommen. Und wenn das so ist, ist sie bestimmt froh über unsere Hilfe.“

Frederike stimmte halbherzig zu. Noch immer verspürte sie Sorge, erneut Taras Zorn auf sich zu ziehen. Außerdem hatte sich nach der sonderbaren Verbindung mit den Hexen ein Nebel in ihrem Kopf festgesetzt, der ihr das Denken erschwerte. Es mochte auch an der schrecklichen Vision gelegen haben, denn die furchtbare Szene wiederholte sich noch immer, sobald sie ihre Augen schloss.

Christine sah aus, als hätte sie einen Wettkampf hinter sich, erschöpft und abgespannt erklärte sie: „Ich habe noch nicht die Kraft Tara zu rufen. Willst du das nicht übernehmen?“

Frederike stand auf, blickte durch das Fenster ins Grüne und redete sich heraus: „Nein, ich fühle mich nicht besonders. Das musst du schon erledigen.“

Tara erschien unhöflicher Weise mitten im Raum und hielt sich nicht mit Begrüßungsfloskeln auf, als die Hexen sie erschro-

cken anstarrten: „Ward ihr das?“ Ungeduldig schnauzte sie Christine an: „Frederike kann so was noch nicht, aber du. Musst du dich eigentlich immer ungefragt einmischen?“

Die Hexe verteidigte sich: „Ich wollte dir helfen. Ich dachte, falls du deinen Schwestern nichts erzählen würdest, könntest du jede Unterstützung brauchen.“

Tara wurde ruhiger: „Natürlich wissen meine Schwestern Bescheid und merke dir: Eine Oberhexe ist nie auf deine Kräfte angewiesen. Sollte ich dich wirklich mal brauchen, werde ich dich das wissen lassen. Jetzt habe ich noch mehr Ärger am Hals. Wenn das Böse dich geortet hat oder die anderen... Du hattest doch bestimmt Unterstützung.“

Christine sprang auf und fauchte: „Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Klar haben mir ein paar Zirkelhexen geholfen, die ich *telefonisch* kontaktiert habe und die alle die Schirmhexerei beherrschen. Niemand konnte uns orten, auch nicht das böseste Böse.“ Die Oberhexe blickte sie noch immer etwas misstrauisch an und Christine endete: „Wenn du dich mal öfter bei unseren Treffen hättest blicken lassen, wüsstest du, dass wir das lange und gut geübt haben. Und ich habe nur die Besten als Hilfe ausgesucht. Wir beherrschen das mittlerweile im Schlaf.“ Sie ließ sich aufs Bett fallen. „Auch wenn es wirklich anstrengend ist.“

„Na schön. Trotzdem wirst du die anderen Hexen noch ein Mal anrufen. Mit dem Telefon! Und sie zur erhöhten Vorsicht mahnen. Wenigstens die nächsten Tage sollten sie ganz besonders aufmerksam auf alles Ungewöhnliche oder Bedrohliche achten und mich sofort rufen, wenn sie auch nur darüber nachdenken, ob es nötig sein könnte mich zu rufen. Danach kannst du dich ausruhen. Dann bin ich mir wenigstens sicher, dass du dich nicht einmischst. Außer du kannst auch im Schlaf hexen.“

Mago rief nach der Schwester. „Ich muss wieder fort. Macht keinen Blödsinn.“

Der zweite Stoßtrupp stand in der Halle bereit und erwartete die Schwester. Die Ratsschwester brachte Tara auf den neuesten Stand: „Wir haben keinen Kontakt mehr. Der Raum muss so gut abgeschirmt sein, dass sie sich nicht melden können. Offensichtlich kommen sie auch nicht mehr heraus, sonst wäre Kirod längst wieder hier und würde Bericht erstatten. So war's ausgemacht.“

Wie die anderen war Tara sich darüber im Klaren, dass das Böse über einen sehr kraftvollen Zauber verfügen musste, um die Oberhexen an einer geistigen Verbindung oder dem Weglösen zu hindern. Seit über einem Jahrhundert war das dem Bösen nicht mehr geglückt. Aber nun musste es tatsächlich einen Weg gefunden haben.

„Na, dann werden wir sie da jetzt rausholen. Ihr wisst ja, was wir im schlimmsten Fall tun müssen.“ Tara sprach die Trennung von ihren Körpern an. Körperlos konnten die Schwestern das Böse kaum noch bekämpfen, aber es war diesem auch nicht mehr möglich, eine Oberhexe festzuhalten. Jedenfalls in der Regel. Ganz ausschließen konnte man auch das nicht, denn diesem neuen Zauber musste man offensichtlich einiges zutrauen.

Die Schwestern waren sich einig, stellten sich im Kreis auf, Rücken an Rücken und lösten sich fort.

Sie erschienen in der Mitte des Raumes. Tara benötigte nur die Hälfte einer Sekunde, um die Örtlichkeiten wahrzunehmen und die folgende Situation. Auf dem Boden dicht bei ihr lag Bawonta, nackt, mit starrem Blick und reglos, aber atmend. An der rechten Wand waren die Schwestern des ersten Stoßtrupps aufgereiht, vollkommen bewegungslos wie Schaufensterpuppen, nur

ihre Augen zeugten von Leben. Jede trug ein Band um die Taille, das aussah, als wäre es aus sehr hellem, dünnem Leder.

Gegenüber den gefangenen Frauen standen der alte Mann, eine fast ebenso alte Frau und ein großer, dünner Mann mit blondem Haar.

Das Böse ging selten Bündnisse ein, auch nicht mit seinesgleichen. Tara wunderte die Allianz, aber nichts desto trotz begann sie gemeinschaftlich mit den Schwestern an ihrer Seite alle Kräfte zu mobilisieren, um die aufgereihten Gefangenen zu befreien. Sie empfingen die warnenden Botschaften der anderen: „Es sind die Bänder, gebt Acht!“ „Vorsicht, sie kommen aus dem Nichts!“

Tara riss den Dolch aus der Manteltasche, mit dem sie schon viele Böse ausgelöscht hatte, seine Magie war stark. Doch der Gurt war bereits sichtbar geworden und legte sich um ihre Taille. Als sie die Hand zu dem Riemen führte, um ihn zu zerschneiden, schloss sich das Band. Sie fühlte sich erstarren und mit ihr die Klinge, nur wenige Millimeter von dem Riemen entfernt. Selbst mit aller Konzentration konnte sie ihren Arm nicht mehr bewegen. Hektisch versuchte sie, den Dolch mit Willenskraft zu steuern, doch auch das gelang ihr nicht.

Tara spürte die unheimlich starke Kraft des Bandes, versuchte verzweifelt, ihren Geist aus ihrem Körper zu lösen, aber auch dieser Versuch scheiterte.

Verdattert blickte sie in die schwarzen Augen des bösen Trios. Sollten die drei tatsächlich eine so unbezwingbare Magie aufgespürt oder gar kreierte haben? Doch rasch konnte sie an ihren angespannten Haltungen ablesen, dass sie ihre Kräfte gegen die Oberhexen bündelten. Fast erleichtert stellte sie es fest, denn dann, so folgerte sie, kann nicht alle Macht von diesem Gurt aus-

gehen. Die drei müssen sich ordentlich anstrengen, um die Fesselung von Körper und Geist aufrecht zu erhalten.

Vielleicht gab es eine Chance, sich doch noch zu befreien. Ihr Körper musste sterben, dann löste sich ihr Geist von ganz allein. Jedenfalls hoffte Tara das, denn sie hatte es bereits drei Mal am eigenen Leib erlebt. Ob die Kraft des Bandes ausreichen würde die Regel zu brechen, wusste sie nicht. Aber es war einen Versuch wert, auch wenn ein Fehlschlag bedeuten würde, dass sie in einem toten Körper gefangen wäre.

Tara fasste einen Plan. Da das Böse offenbar die geistige Kommunikation zwischen den Schwestern wenigstens innerhalb dieses Raumes nicht vollständig unterbrechen konnte, bat sie die anderen um Hilfe: `Sprecht durcheinander, was das Zeug hält!` Die Schwestern fragten nicht lange nach Gründen. Sofort telepathierten alle Frauen ohne Sinn und Verstand wild durcheinander, was für Oberhexen -wie für die meisten weiblichen Wesen- kein Problem darstellte. Das sollte Taras Deckung sein, um die einzige Person zu erreichen, die keinen Gurt trug und vom Bösen unbeachtet am Boden lag.

Tara rief die Prinzessin, wieder und wieder. Aber Bavonta rührte sich nicht. So nackt am Boden liegend, wirkte sie klein und schutzlos. Tara bekam Zweifel an ihrem Plan. Wie sollte sie in so kurzer Zeit aus der in sich zurückgezogenen, apathischen Bavonta die temperamentvolle, selbstbewusste und couragierte Prinzessin erwecken, die sie jetzt so dringend brauchte?

Die Oberhexe nahm Bavontas Betäubung wahr. Doch kein äußerer Zwang, keine magische Kraft war die Ursache dafür. Sie war sich nicht sicher, ob die Taubheit in dem Kopf der Prinzessin von der Grausamkeit des Alten herrührte oder ob das Fortlösen hierher, etwas in ihrem Geist zerstört hatte. Tara wollte noch

nicht aufgeben, aber es war, als klopfte sie mit der bloßen Hand gegen einen Betonbunker. Gerade als die Oberhexe ihre Bemühungen einstellen wollte, glaubte sie Bavonta zu erreichen, da tat sich ein schmaler Riss auf in der Betonwand: `Bavonta, schau mich an! Schau mich an!` Eine so einfache Aufforderung musste sie doch verstehen, hoffte Tara inständig und wiederholte ihre Bitte, bis die Prinzessin tatsächlich den Kopf einige Zentimeter drehte und die geliebte Oberhexe anblickte.

Doch in den blauen Augen stand keine Liebe, keine Hoffnung, aber auch nicht Trauer oder Pein, sie waren leer und in Tara brannte ein reuiger Schmerz. Angst überkam sie und Zweifel, dass sie der Avessana begreiflich machen könnte, was zu tun sei und wie immens bedeutsam diese Tat wäre. Doch sie versuchte es, was blieb schon anderes: `Du musst mich befreien! Hilf mir!` Tara nahm eine Reaktion bei Bavonta wahr, nicht äußerlich aber in ihr. Gefühle tauchten auf aus der Taubheit, als würden Fenster entstehen in den Betonwänden ihres Geist-Bunkers, klein und beschlagen erst, dann wurden sie größer und klarer. Tara schöpfte Hoffnung: `Befrei mich! Bavonta, hilf mir!`

Die Stimme des Alten grunzte böse und laut durch den Raum: „Hört auf alle durcheinander zu schnattern! Seid ihr Oberhexen denn nur dumme Gänse?“

Tara wurde eiliger und drängender, sie wollte das stärkste Gefühl rufen, das Bavonta die Kraft gäbe, ihren Plan umzusetzen: `Er hat dich gequält, dir das Schlimmste angetan. Er ist abgrundtief böse. Er ist das Böse in Person. Bavonta, du hasst ihn. Du hasst den Alten. Er hat dich verletzt, wie noch nie jemand zuvor, du musst ihn hassen!`

Tatsächlich öffnete sich das Fenster und die Oberhexe spürte etwas von Bavontas unbändiger Wut. Sogar in ihrem Gesicht

konnte sie den Hass jetzt sehen: 'Bavonta befrei mich und ich werde dich rächen. Komm zu mir! Nimm den Dolch aus meiner Hand und schneid mir die Kehle durch.'

In das zornige Gesicht der Prinzessin mischte sich verständnislose Verzweiflung.

'Bavonta, tu es! Töte meinen Körper! Nimm den Dolch! Ich werde leben. Töte meinen Körper!'

Tara verlangte zu viel, dazu war die junge Avessana nicht fähig. 'Bavonta, sieh hin und denk nicht nach!' Tara nahm ihre gedanklichen Kräfte zusammen und schickte der Prinzessin eine Illusion.

Bavonta blickte die Liebste an, die gekommen war, sie zu retten und war entsetzt über die Aufforderung. Wie konnte sie das verlangen? Doch plötzlich verschwamm das Gesicht der Oberhexe, ihr Körper wurde klein und gebeugt. Es war gar nicht die Liebste. Der Alte stand dort, hämisch grinsend, ihren Schmerz, ihre Angst verspottend.

Sie hörte Taras Stimme in ihrem Kopf: 'Töte ihn! Nimm den Dolch! Schneid ihm die Kehle durch! Töte ihn!' Und sie spürte ihren Hass, glaubte plötzlich es zu können, es zu wollen, es zu müssen. Langsam kroch sie auf den Alten zu. Dann sprang sie auf. Riss den Dolch aus der schrumpeligen Hand und führte mit hasserfüllten Schreien die Klinge mit aller Kraft gegen die Kehle des plötzlich gewachsenen Mannes. Sie hatte den Schnitt mit solcher Kraft geführt, dass sie einen Augenblick auf die Knochen der Halswirbel blicken konnte, bevor das Blut aus der klaffenden Wunde schoss.

Das Blut spritzte in ihr Gesicht und sie schloss einen Moment die Augen, aber spürte wie die warme Flüssigkeit sie besprühete, über ihr Kinn und ihre Brüste lief und von dort zu Boden tropfte.

Angeekelt und voller Entsetzen über sich selbst ließ Bavonta den Dolch fallen und starrte auf den Körper, der absurder Weise aufrecht vor ihr stehen blieb. Doch das war nicht mehr der alte Mann. Er war verschwunden. Tara stand da an seiner Stelle, tot, mit auf den Nacken geklappten Kopf wie bei einer kaputten Puppe und noch immer bespritzte Blut stoßweise Bavontas Gesicht, dann fiel der Körper nach hinten. Die Prinzessin erkannte die grauenvolle Wahrheit, verlor erneut das Bewusstsein und sackte in sich zusammen.

Taras Körper war schnell gestorben, schneller als das Böse reagieren konnte. Sie löste sofort ihren Geist, rief nach dem Dolch, der ihr nun wieder gehorchte und ließ ihn auf Inda zurasen. Sie hoffte inständig seine Macht mochte ausreichen gegen die böse Magie. Mit einem Ritsch zerschnitt er den Gurt der Schwester.

Der junge Mann hatte die Gefahr als einziger rechtzeitig erkannt. Als er begriff, dass das Spiel verloren ging, löste er sich augenblicklich fort. Doch die Alten hatten noch nicht begriffen, dass es für sie vorbei war. Sie überschätzten ihre Kräfte, wie so oft, doch ihre noch eben zu dritt gebündelte Magie trugen nun nur noch zwei.

Tara ließ den Dolch auf den Alten zufliegen, aber der riss die Hände hoch und ein Schild entstand, das den Dolch abprallen und scheppernd zu Boden fallen ließ. Der metallene Klang war noch nicht verhallt, als Indas Pfeil ihn am Schild vorbei zwischen den Rippen traf und in dem zusammensinkenden Körper stecken blieb.

Inda mobilisierte alle Kräfte, um die übriggebliebene Alte am Weglösen zu hindern und Taras Geist riss den Dolch vom Boden hoch und ließ ihn gegen die Frau fahren. Die Alte schrie auf, als die Klinge sich in ihren Bauch versenkte und fiel im selben Mo-

ment um, wie eine Dose in einer Jahrmarktsbude.

Im selben Moment tauchte der große, junge Mann wieder auf, direkt neben den beiden Alten. Die Überraschung war ihm gelungen, umso mehr, als dass er nicht allein erschien, er hielt Frederike an sich gepresst und ein Teufelsstilet in der Hand: „Lasst mich mit meinen Eltern weglösen oder die Hexe wird sterben.“

Tara kannte die böse Kraft des Stiletts. Die Klinge seiner Waffe war dünn und kurz, aber nicht einmal eine Oberhexe könnte den sterbenden Körper heilen, der von ihr tödlich verletzt würde.

Inda lachte: „Nun sieh dir den Verrückten an. Der meint, er könnte uns erpressen! Das war keine gute Idee zurückzukommen, wo du dein Fell schon gerettet hattest.“

Tara stimmte zu, was aber niemand sehen konnte: ‚Steck die Waffe ein und lass die Hexe los, dann kannst du gehen.‘

Der Kerl hatte nicht wirklich damit gerechnet, dass die Gegner es so schnell schaffen könnten, seine Eltern außer Gefecht zu setzen. Natürlich dachte er auch nicht daran, sich seines einzigen Druckmittels zu entledigen. „Lasst mich mit meinen Eltern fortlösen und ich werde die Kleine leben lassen, und verschwinden.“

Während Tara überlegte, wie man aus der Pattsituation einen Sieg herausholen könnte, ließ sie den Dolch die restlichen Bänder zerschneiden, die ihre Schwestern noch immer bewegungslos hatten verharren lassen. Inda lenkte ihn derweil mit höhnischer Miene ab: „Mein lieber Freund, da bist du ein bisschen zu spät dran. Der Dolch hat deine Mami längst dorthin geschickt, von wo auch nicht das mächtigste Böse je wiederkehrt und dein Papi-lein... Na, ich gebe zu, sein elendes Wimmern hallt noch leise zwischen den Eingeweiden des Greises wieder...“

Ihr Grinsen war so triumphal, dass dem Kerl spätestens jetzt

klarwerden musste, dass der Versuch seine Eltern zu retten, ein ausgesprochen dummer Gedanke gewesen war. Zusätzlich musste er feststellen, dass er es nicht mehr nur mit einer Oberhexe und einem Geist zu tun hatte, sondern auch die anderen zehn Schwestern zum Leben erwacht waren. Seine aufgerissenen Augen führten zwischen den Frauen hin und her, die ihn alle gleichermaßen wütend anstarrten und sich bedrohlich vor ihm aufstellten. Diese zornigen Oberhexen würden ihm keine Chance mehr geben, seine Eltern aus den toten Körpern zu befreien und sich mit ihnen fortzulösen. Längst verhinderte ihre gebündelte Macht sein Entkommen. Er müsste froh und dankbar sein, würde er selbst eine Gelegenheit bekommen sich zu retten. Er musste sich eingestehen, dass die dunkelhäutige Oberhexe Recht hatte, er hätte nicht zurückkehren dürfen. Aber war der eigene Tod beschlossen, hatte man nichts mehr zu verlieren. Er setzte das Stilett an Frederikes Brust. Er bestand nicht länger auf seine Eltern, wollte jetzt nur noch sich selbst retten. „Lasst mich gehen und ich verschone die Hexe.“

Tara wusste, dass ihm die Zeit bliebe Frederike zu töten, selbst wenn Inda, deren Erschöpfung sie spürte, genau so wie ihre eigene, noch genug Kraft hätte, ihn bewegungsunfähig zu hexen. Selbst wenn alle Schwestern gleichzeitig hexen würden, könnten sie ihn nicht unschädlich machen oder gar töten, ohne den Tod der Hexe in Kauf zu nehmen. Er war selbst ein magisches Geschöpf und würde schnell genug auf jeden Angriff reagieren können, um das Teufelstilett im Hals Rikes versenken zu können. Schaudernd blickte sie in die panisch aufgerissenen Augen der jungen Hexe und wies die Schwestern an, sich abwartend zu verhalten.

Doch Mago reagierte momentan äußerst gereizt auf den Fehl-

griff beim angeschlagenen Ton der Schwester, Anweisungen wollte sie gerade keine von ihr entgegennehmen. Tara müsste dringend aufgezeigt werden, wer hier das Sagen hatte. Schließlich war das alles ihre Schuld, würde sie nicht stets so eigenmächtig handeln, wären die Schwestern, Bavonta und diese Hexe niemals in diese Situation gekommen. Nun würde diese junge Frau wohl sterben so oder so. Also warum nicht die kleine Chance nutzen, dass das Böse sich erkenntlich zeigen würde, ließe man ihm einen Ausweg. Sie ging auf den Kerl zu, griff nach Frederikes Arm: „Du kannst gehen, aber die Hexe bleibt hier.“

Der blonde Kerl dachte natürlich nicht daran, seine einzige Lebensversicherung dem alten Hexenweib zu übergeben: "Löst erst das Schutzschild auf!", verlangte er.

Zu seinem und wohl aller Erstaunen befahl die älteste Oberhexe den Schwestern: "Hebt das magische Schild auf!"

Die Schwestern gehorchten, Tara schrie: 'Nein!' Aber es war zu spät, der Kerl stach zu und verschwand im selben Moment. Frederikes Tod kam so schnell, dass die Panik in ihrem Gesicht stehen blieb.

Mago wendete sich an Cora: „Versucht es! Cora tu dein Bestes und ihr alle: helft ihr!“

Die Schwestern mühten sich redlich Frederike zu retten, aber der böse Zauber des Stiletts war zu stark. Frederikes Seele löste sich von dem toten Körper und verschwand.

Tara schrie die Ratsschwester an: 'Warum hast du das getan?'

Mago blieb ruhig, wie meistens, nur ihre Augen glühten ein wenig mehr als üblich. „Sie war ein Mensch. Menschen sterben. Wir hätten sie nicht retten können, du auch nicht! Es war eine winzige Chance, aber es war die Einzige. Im Übrigen wäre sie sicherlich verrückt gewesen, nachdem der Kerl sich mit ihr gelöst

hat. Eigentlich wäre es unsere Pflicht gewesen das Böse zu töten. Ich habe es nur aus Rücksichtnahme auf diese Hexe und dir zu- liebe nicht gemacht." Wie zur eigenen Versicherung wiederholte sie leise: "Es war die einzige Chance, die wir hatten. Andere Möglichkeiten gab es nicht."

Tara kochte vor Wut. 'Oh, natürlich, vor lauter Dankbarkeit, dass wir ihn gehen lassen, verschont er eine Hexe. Das war keine Chance!'

Mago blieb ruhig: „Wir werden die Körper der beiden Alten in einem tiefen See versenken. In da, das übernimmst du! Kiro und ich bringen Bavonta zu ihrer Mutter zurück. Lavada nimm die Bänder mit, vielleicht kannst du die magischen Kräfte zurückverfolgen. Cora, du sorgst dafür, dass die Hexe zu ihrer Familie zurückkommt und ein menschliches Begräbnis erhält. Tara kann dir helfen, sie kannte die Frau ja sicherlich gut genug. Was Tara mit ihrem Körper macht, soll sie selbst entscheiden.“

Cora hob Frederikes leichten Körper hoch: „Tara, zeig mir den Weg!“

'Wohin?'

Die anderen Schwestern lösten sich fort. Nur Cora und Tara blieben zurück mit dem Leichnam der jungen Hexe.

## Trauer und Schuld

Christine schien es, als würden die Bäume im kleinen Garten hinter dem Backsteinhaus ihre Trauer bekunden, indem sie die tiefen Äste noch mehr zum Boden senkten. Schwarz und still war die Nacht, als hielte sie den Atem an, selbst der leichte Regen nieselte lautlos herab, genauso wie ihre Tränen.

Taras körperlose Anwesenheit war von den anderen zu spüren, auch wenn sie stumm blieb.

Inda hatte sich in einen zu dieser Nachtzeit geschlossenen Baumarkt gelöst und Spaten und Schaufel besorgt. Nachdem sie nun allein mit ihrer physischen Kraft ein tiefes Loch ausgehoben hatte, legte sie gemeinsam mit Cora den in ein Laken gehüllten Leichnam der Hexe in die Gruft. Auch wenn die beiden Oberhexen die getötete Hexe nicht gekannt hatten, sie keinerlei Gottesglauben besaßen und obwohl ihre eigenen Körper ihnen nach dem Ableben unwichtig waren, hatten beide das Bedürfnis gehabt, hier sein zu müssen. Sie taten es aus Liebe zu ihrer Schwester, deren Leid sie tief berührte. Bevor Inda die Gruft wieder schließen würde, bemühte sich Cora sogar um tröstende Worte für die Schwester und auch für die Zirkelhexe, aber sie konnten nicht helfen, denn weder Tara noch Christine hatten Trost verdient.

Christine musste sich damit begnügen, die Anwesenheit Taras zu spüren, die Freundin sprach kein Wort zu ihr. Keine der drei Oberhexen hatten ihr Vorwürfe gemacht. Das war auch nicht nötig, Christine wusste, dass es wohl ihre Schuld gewesen sein mochte. Und diese Schuld drückte entsetzlich schwer auf ihr Gemüt. Möglicherweise, so schätzte sie, hätte Tara, wenn sie noch körperlich wäre, nicht so viel Rücksicht genommen. Fast

wünschte sich Christine, die wütenden Vorhaltungen der Freundin ertragen zu müssen, um wenigstens ein wenig zu büßen, einen kleinen Teil ihrer Schuld abtragen zu können. So besessen war sie gewesen auf die Chance, mal einen richtig großen Zauber anzuwenden, dass sie Frederikes unkontrollierbare telepathische Fähigkeiten vergessen hatte. Natürlich hätte sie ahnen können, dass die junge Hexe zu nah war, um von der gedanklichen Suche sicher ausgeschlossen zu sein. Selbst danach, als klar wurde, dass Frederike das grausame Geschehen um Bavonta miterlebt hatte, war sie nicht eine Sekunde auf den Gedanken gekommen, dass dieser Umstand eine Gefahr darstellen könnte. Obwohl sie doch gewusst hatte, dass der Schirmzauber nur die eigene Person schützen konnte, jedenfalls wenn man nur eine einfache Hexe war, hatte sie sich im Glanz ihrer Fähigkeiten gesonnt. Frederikes Geist hatte das Böse problemlos bemerken, aufspüren und zurückverfolgen können. Als sie selbst sich nach Taras Besuch erschöpft in ihr eigenes Zimmer zurückgezogen hatte, selbstzufrieden weil die Hexerei so gut geklappt hatte, war es für das Böse natürlich ein Leichtes gewesen, die zurückgebliebene Hexe direkt von dem Ort zu verschleppen, von dem es zuvor die geistige Suche hatte spüren können. Jetzt war sie fassungslos über ihre eigene Unvorsichtigkeit, ihre Blindheit für alle Gefahr. Es gab keine überzeugende Entschuldigung, sie hatte einen Fehler begangen, der der jungen Hexe das Leben gekostet hatte. Wie Frederike sich nur Stunden zuvor die Augen ausgeheult hatte aus Scham über ihr unbedachtes Handeln am Auto, das der Entführung Bavontas Vorschub geleistet hatte, so weinte jetzt Christine reuige Tränen. Nichts war mehr zu ändern, nichts zurückzunehmen, nichts zu flicken. Bavonta lebte, aber noch wusste niemand zu welchem Preis, und Frederike, die kleine, naive, gutherzige Hexe

war tot.

Tara wollte nicht sprechen, nicht über ihre oder Christines Schuld, denn Vergebung konnte es keine geben. Gleichzeitig war sie voller Wut, von der sie noch nicht sicher war, ob sie sich gegen Mago oder gegen sich selbst richtete. Eigentlich hatte sie nur an der Beisetzung teilnehmen wollen, um Christine beizustehen und womöglich, weil sie gelernt hatte, diese letzte Verabschiedung von den Verstorbenen durchaus als sinnvolles Ritual zu empfinden. Zu der Bestattung einer alten Hexenfreundin vor ein paar Jahrzehnten, war sie nur auf das Drängen der Zirkelhexen erschienen. Sie hatte keinerlei Sinn gesehen in einer Bestattungskultur. Dort hatte sie aber begriffen, dass es den Menschen nicht eigentlich um die traditionelle Entsorgung eines Leichnams ging. Vielmehr hatten die Verwandten und Freunde mit ihren Erinnerungen die Verstorbene noch einmal aufleben, sozusagen ein letztes Mal auferstehen lassen, im Gespräch ein letztes Mal diesem Leben und dieser Seele Respekt gezollt. Und während des Leichenschmauses hatte Tara erkannt, dass es den Menschen Erleichterung schenkte, mit Trauer und Dank nicht allein sein zu müssen. Womöglich auch mit ihren Schuldgefühlen, nicht immer richtig gehandelt zu haben gegen die Verstorbene?

Sie sah Christines Schmerz und hätte sie trösten sollen, doch konnte sie sie nicht in den Arm nehmen, nicht mit ihr Kakao trinken, ihr nicht aufmerksam zuhören, was man eben so richtig doch nur mit einem Körper konnte. Sie fühlte sich als reiner Geist sehr unzulänglich und wusste nicht recht, was sie tun sollte. Sie entschloss sich, als schon die erste Erde die Verstorbene bedeckte, wenigstens einige Worte an Christine zu richten: `Wir haben eine große Schuld auf uns geladen und es ist unmöglich, unsere Fehler wieder gutzumachen. Wir werden beide damit leben

müssen bis zu unserem Tod. 'Sie hielt inne und dachte schweren Herzens, um wie viel länger sie mit ihren falschen Entscheidungen würde leben müssen. Dann fuhr sie fort: 'In meinem Leben ist es nicht das erste Mal, dass durch meine Fehleinschätzung Räder in Gang gesetzt wurde, die einem Unschuldigen das Leben kostete, deswegen möchte ich dir aus Erfahrung einen Rat geben: Versuche an den Lebenden gutzumachen, was du in dieser Situation falsch eingeschätzt hast. Wir beide haben nicht willentlich aber durch Unvorsichtigkeit und ungenügende Voraussicht Frederike in Gefahr gebracht, was sie das Leben kostete. Nun sollten wir versuchen Leben zu schützen. Du könntest zum Beispiel, andere Hexen lehren, weder deinen noch Frederikes Fehler zu wiederholen. Melde dich bei Annegret und geh zu den Zirkeltreffen.!

Christine musste blinzeln, ob wegen der Tränen oder eines Regentropfens wusste sie selbst nicht. Sie war erleichtert, ihre Gedanken nicht laut aussprechen zu müssen, denn sie hätte nur schluchzend und stockend sprechen können. 'Nie wieder sollte ich eine Hexe unterrichten. Nie wieder sollte ich selbst hexen.'

'Das ist sinnlos', stellte die Freundin fest, 'solche Selbstbestrafung kann nichts besser machen und dein schlechtes Gewissen nicht beruhigen, weil es niemand anderen hilft. Sühne deinen Fehler, indem du andere beschützt!'

Christine konnte eine Diskussion über Schuld und Sühne jetzt nicht ertragen und wandte sich ab. Stumm ging sie in ihr neues Zuhause, um sich dort zu verkriechen.

Cora befand, dass die jüngere, besser trainierte Schwester das restliche Grab allein zuschaufeln konnte und lehnte sich erschöpft auf den Schaufelstiel. 'Lass ihr Zeit! Sie scheint zum Trotz zu neigen. Nach einer Weile wird sie verstehen, dass dein Rat ein guter war.'

Inda schippte unverdrossen weiter, während sie zu Bedenken gab: 'Es hat doch niemand gewollt, dass jemand zu Schaden kommt. Das war quasi wie ein Autounfall, den doch niemand verursachen will, sondern der in einem Moment der Unachtsamkeit geschieht. Wer sollte dafür schuldig sein?'

Tara entschied: 'Du magst Recht haben, aber in deinem Vergleich hätte Christine vergessen, Frederike einen Gurt anzulegen, während sie mit zweihundert Sachen über eine enge Allee fährt. Natürlich war Rike eine erwachsene Frau und hätte selbst bemerken können, dass sie ungeschützt ist, aber Chris war die erfahrene Fahrerin und hätte das Unglück voraussehen können. Und ich bin nicht besser.' Nach einer kurzen Pause fügte sie an: 'Letztendlich spielt das aber wohl keine Rolle. Es ist geschehen, geschieht in jeder Zeit... Aber solange die Menschen und wir ein Gewissen haben, kann Gutes entstehen selbst aus dem Tod. Das macht uns doch aus, die Menschen und uns: die oft grausame Fähigkeit Schuld und Reue zu empfinden und der Wunsch nach Wiedergutmachung.'